Arbeit und Geschlecht

Ausgabe 16
2005

Freiburger
FrauenStudien

Zeitschrift
für Interdisziplinäre
Frauenforschung

Arbeit und Geschlecht

Freiburg i.Br.

jos fritz verlag

Ausgabe 16
2005

Freiburger
Frauen**S**tudien

Zeitschrift
für Interdisziplinäre
Frauenforschung

Freiburger FrauenStudien 16

Herausgeberin der Reihe: Zentrum für Anthropologie und *Gender Studies* (ZAG).
Herausgeberin der Ausgabe 16: Meike Penkwitt.

Redaktion:
Ruth Brand, Henrike Brückner, Stefanie Duttweiler, Annegret Erbes, Dr. Regula Giuliani, Martina Grimmig, Mona Hanafi El Siofi, Christina Harms, Antonia Ingelfinger, Gertraud Lenz, Meike Penkwitt, Dr. Tina-Karen Pusse, Nina Wehner.

Wissenschaftliche Leitung:
Prof. Dr. Nina Degele, Prof. Dr. Joseph Jurt, Prof. Dr. Eva Manske.
Die Verantwortung für die einzelnen Beiträge liegt bei den jeweiligen AutorInnen.

Redaktionsadresse:
Zentrum für Anthropologie und *Gender Studies* (ZAG), Belfortstraße 20, 79098 Freiburg, Tel.: 0761/203-8846, Fax: 0761/203-8876,
e-mail: frauenst@mail.uni-freiburg.de, http://www.zag.uni-freiburg.de

Öffentlichkeitsarbeit:
Franziska Bergmann, Jennifer Moos, Meike Penkwitt.
Umschlagsgestaltung: Marion Mangelsdorf.
Textverarbeitung: Elmar Laubender, Coral Romà-Garcia.

Verlag: jos fritz Verlag, Wilhelmstr. 15, 79098 Freiburg.
Druck: Hausdruckerei der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Brsg.

ISBN 3-928013-32-7 ISSN 0948-9975

AutorInnen finden Informationen zur Veröffentlichung auf Seite 297.

Inhalt

Vorwort 9

Aufsätze zum Thema ‚Arbeit und Geschlecht'

Nina Degele
Arbeit konstruiert Geschlecht – Reflexionen zu einem Schlüsselthema der Geschlechterforschung 13

Astrid M. Fellner
„Haus, Haushalt, Häuslichkeit" – Ein kulturhistorischer Überblick über die Rolle der Frau in den USA 41

Sara Lennox
Warum gingen die Trümmerfrauen zurück an den Herd? *Gender* im Kalten Krieg 57

Angelika Wetterer
Rhetorische Modernisierung und institutionelle Reflexivität – Die Diskrepanz zwischen Alltagswissen und Alltagspraxis in arbeitsteiligen Geschlechterarrangements 75

Birgit Geissler
Flexibilität in Arbeit und Alltag – Das neue Paradigma der Postindustriellen Gesellschaft 97

Stephanie Klee
Sexualität als Arbeit – Zur Legalisierung von Prostitution durch das neue Prostitutionsgesetz 115

Birte Giesler
Arbeit – Auseinandersetzung und Weltaneignung – als Voraussetzungen moderner Identität. Friederike Helene Ungers Bildungsromansatire *Prinz Bimbam. Ein Mährchen für Alt und Jung* 127

Eva Wonneberger
Der Geschlechterblick auf die Arbeit im Wald 149

Stefanie Duttweiler
„Was ist schlimm an Arbeit? Gar nichts." – Vom Glück der Arbeit und der Arbeit am Glück in aktuellen Lebensratgebern 171

Erica Pedretti
So war es. So war es nicht. Ein Entwurf. 195

Pasqualina Perrig-Chiello
Frauen im Alter – Vorurteile und Fakten 199

Rezensionen zum Thema ‚Arbeit und Geschlecht'

Katrin Hugendubel
Frauen in den Arbeitsmarkt – und was machen die Männer? Wie Frauen in Europa mit der Doppelbelastung von bezahlter Arbeit und Familienaufgaben umgehen 219
Ute Gerhard/Trudie Knijn/Anja Weckwart (Hrsg.): Erwerbstätige Mütter – Ein europäischer Vergleich

Katharina Pühl
Universell einsetzbar? – Berufliche Möglichkeiten von AbsolventInnen aus Frauenforschungsstudiengängen in Westeuropa 221
Gabriele Griffin (Ed.): Employment, Equal Opportunities and Women´s Studies. Women´s Experiences in Seven European Countries

Rezensionen zum Thema ‚Dimensionen von Gender Studies'

Franziska Schößler
Neue Allianzen: *Gender Studies* und Narratologie 227
Vera Nünning/Ansgar Nünning (Hrsg.): Erzählanalyse und Gender Studies

Angela Kaupp
Arbeitsbuch Feministische Theologie – ein notwendiges Hilfsmittel für eine inhaltlich fundierte und methodisch kreative Lehre 229
Irene Leicht/Claudia Rakel/Stefanie Rieger-Goertz (Hrsg.): Arbeitsbuch Feministische Theologie. Inhalte, Methoden und Materialien für Hochschule, Erwachsenenbildung und Gemeinde

Ursula Degener
Theorie und Praxis in Zeiten des Neoliberalismus 231
Feminismus, Gender, Geschlecht. Themenschwerpunkt in: Widerspruch. Beiträge zu sozialistischer Politik

Jennifer Jäckel
Diskurstheorie versus Erfahrungsgeschichte: Eine überwundene Dichotomie in der Geschlechtergeschichte? 234
Marguérite Bos/Bettina Vincenz/Tanja Wirz (Hrsg.): Erfahrung: Alles nur Diskurs? Zur Verwendung des Erfahrungsbegriffs in der Geschlechtergeschichte

Beate Rosenzweig
Zwei Schritte vor und einer zurück? 100 Jahre Frauenstudium an der Universität Freiburg 239
Ute Scherb: „Ich stehe in der Sonne und fühle, wie meine Flügel wachsen". Studentinnen und Wissenschaftlerinnen an der Freiburger Universität von 1900 bis in die Gegenwart

Rezensionen zum Thema ‚Queering Gender – Queering Society'

Mona Hanafi El Siofi/Andrea-Leone Wolfrum
Es gibt kein *gender*-Paradies! 243
Susanne Schröter: FeMale. Über Grenzverläufe zwischen den Geschlechtern

Jennifer Moos
Es wird wieder geküsst … 245
Ilona Bubeck (Hrsg.): Sappho küsst die Sterne. Neue deutschsprachige Literatur von Lesben

Rezensionen zum Thema ‚Feminismen – Bewegungen und Theoriebildungen weltweit'

Mona Hanafi El Siofi
Gender und ländliche Entwicklung in Afrika 249
Rita Schäfer: Gender und ländliche Entwicklung in Afrika

Friederike Wapler
Nicht immer nur über das Kopftuch sprechen – Geschlecht (und Recht?) im deutsch-türkischen Dialog 251
Geschlecht und Recht – Hak ve Cinsiyet. Dokumentation des 8. deutsch-türkischen Symposiums der Körber-Stiftung

Rezensionen zum Thema ‚Jenseits von Gender'

Tina-Karen Pusse
„Do you really want to hurt me?": Culture Club featuring Culture Club 256
Martin Ludwig Hofmann/Tobias F. Korta/Sibylle Niekisch (Hrsg.): Culture Club. Klassiker der Kulturtheorie

Meike Penkwitt
Kanonisierungsprozesse – Autorinnen und feministische Theorie auf dem Weg aus dem Ghetto 257
Ralf Schnell: Geschichte der deutschsprachigen Literatur seit 1945

Vojin Saša Vukadinović
Spiegel des einzigen Geschlechts 260
Bernd Lutz (Hrsg.): Metzler Lexikon Philosophen. Von den Vorsokratikern bis zu den Neuen Philosophen

Franziska Bergmann
„Jede Medaille hat zwei Seiten" – Martin van Crevelds radikalmaskulinistische Schrift zur Frauenfrage 261
Martin van Creveld: Das bevorzugte Geschlecht

Timothy Simms
Westeuropäischer Autorenfilm und Theatralisierung 263
Michael Lommel/Isabel Maurer Queipo/Nanette Rißler-Pipka (Hrsg.): Theater und Schaulust im aktuellen Film

Forum

Eva Voß
Als Praktikantin bei der Europäischen Frauenlobby 267

Rückblick/Vorschau

„Elternschaft" 273

AutorInnen

Übersicht über die bisher erschienenen Titel: 296

Vorwort

Mit dem Titel „Arbeit und Geschlecht“ wendet sich die vorliegende Ausgabe der Zeitschrift *Freiburger FrauenStudien* einem geradezu klassisch feministischen oder auch *gender*-sensiblen Thema zu: Es beschäftigte die aus der Neuen Frauenbewegung hervorgegangene Frauenforschung bereits in Ihren Anfängen und ist heute noch immer ein zentraler Gegenstand der *Gender*-Forschung. Bereits in der Debatte um die ‚Bezahlung von Hausarbeit‘ wurde die wechselseitige Bedingtheit der Kategorien ‚Arbeit‘ und ‚Männlichkeit‘ diskutiert. Heute wird untersucht, wie einerseits die Wertschätzung bestimmter Tätigkeitsbereiche von der vorherrschenden Geschlechtszugehörigkeit der dort Beschäftigten bestimmt wird, wie andererseits aber auch Arbeit Geschlechtszugehörigkeit konstruiert.

Die dieser Veröffentlichung zugrunde liegende Veranstaltungsreihe fand im Wintersemester 2003/2004 statt. Die überwiegende Zahl der in diesem Band versammelten Aufsätze geht auf Vorträge zurück, die in diesem Kontext gehalten wurden. Erica Pedretti, die in der Veranstaltungsreihe Ausschnitte zum Thema Arbeit aus Ihrem Roman *Kuckuckskind oder Was ich ihr unbedingt noch sagen wollte* gelesen hat, hat eine ebenfalls thematisch passende Erzählung beigesteuert, den ersten belletristischen Text, der in dieser Zeitschrift erscheint. Zwei neu dazugekommene Aufsätze setzen sich mit dem Gegenstand ‚Arbeit und Geschlecht’ auseinander und bringen ergänzend eine literatur- und forstwissenschaftliche Perspektive ein. Ein weiterer Artikel fokussiert das bisher eher vernachlässigten Forschungsfeld ‚Frauen und Alter‘.

Ich freue mich, dass dieser Band nach einer zeitlichen Verzögerung nunmehr vorliegt. An erster Stelle möchte ich mich bei den Autorinnen für Ihre Beteiligung und für ihre Geduld bedanken, außerdem bei unserer ehrenamtlich arbeitenden Redaktion. Dem Rektor der Universität, Herrn Prof. Dr. Wolfgang Jäger danken wir für die Übernahme der Druckkosten.

Meike Penkwitt — Freiburg, im Mai 2005

Aufsätze zum Thema ‚Arbeit und Geschlecht'

Nina Degele

Arbeit konstruiert Geschlecht

Reflexionen zu einem Schlüsselthema der Geschlechterforschung

1. Einleitung

Arbeit war für die Frauen- und Geschlechterforschung von Anfang an eine Schlüsselkategorie für die Erklärung sozialer Ungleichheits-, Macht- und Herrschaftsverhältnisse. Das lag vor allem an der marxistischen Tradition und Sozialisation der Frauenforscherinnen – sie sahen in der Dimension Arbeit *das* Kriterium für den Zugang zu oder Ausschluss von gesellschaftlicher Partizipation und Macht schlechthin. Aber auch in einer nicht-marxistischen Perspektive liefert das Thema Arbeit eine Menge Zündstoff für die Analyse der Geschlechterverhältnisse im Kontext anderer gesellschaftlicher Ungleichheitsstrukturen wie etwa Ethnizität oder Generation/Alter. Daneben bietet die Auseinandersetzung mit Arbeit auch Einblicke in kleinräumigere Strukturen und Prozesse der Konstruktion von Geschlecht und seiner Zuordnung zu Berufen, Tätigkeiten und Positionen. Historisch haben sich dabei vor allem zwei Zugangsweisen mit unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen herausgebildet. Ging es in der Frühphase der siebziger und achtziger Jahre vor allem um die Ausweitung des erwerbszentrierten Arbeitsbegriffs und das Sichtbarmachen von Frauenarbeit, wurde Arbeit seit den mittleren achtziger Jahren zum Schauplatz der Konstruktion nicht nur vergeschlechtlichter Arbeit(splätze), sondern von Geschlecht überhaupt.

In der Auseinandersetzung mit Arbeit sind also klassische Kontroversen der *Gender*-Forschung präsent. Ich will in diesem Beitrag einige zentrale Linien dieser Debatten rekonstruieren und fortführen. Zunächst werde ich die Auseinandersetzung um Hausarbeit, Patriarchat und/oder Klassengesellschaft und damit zum sozialstrukturellen Zusammenhang von Arbeit und Geschlecht in groben Strichen umreißen (2). Im Anschluss daran diskutiere ich den Zusammenhang von Differenz, Hierarchie und Macht sowie die Frage der Konstruktion von Geschlecht über Arbeit und Professionalisierung (3). Solche Prozesse und Mechanismen will ich anhand der Beispiele von Gefühlsarbeit und Körperinszenierungen konkretisieren und damit bislang unbeachtete Dimensionen in die geschlechtertheoretische Auseinandersetzung bringen. Dabei entwickle ich die These, dass die Welt der Arbeit

eine Arena von Machtkämpfen darstellt, die sich für die Herstellung und Absicherung von Ungleichheit nicht nur eignet, sondern hierfür auch ausgiebig genutzt wird – und dabei hat sich Geschlecht nicht erst in der Gegenwart als ‚dankbare' Kategorie erwiesen (4).

2. Die klassische Strukturdebatte: Hausarbeit, Patriarchat und Klassengesellschaft

Ein präzises, einheitliches und allgemein geteiltes Verständnis des Begriffs Arbeit gibt es nicht. Das gilt für strukturtheoretische wie auch konstruktivistische Forschungsansätze der Frauen- und Geschlechterforschung zu Arbeit und Geschlecht, sei es marxistischer oder auch ethnomethodologischer Provenienz[1]. Verwundern muss das nicht, denn Arbeit ist in den Wissenschaften und im Alltag einer der unschärfsten Begriffe überhaupt: Zum einen findet er für schwere, immer wiederkehrende und anstrengende Beschäftigung Verwendung, zum anderen bezeichnet der Begriff die Beschäftigung all derer, die ohne sie sehr unglücklich wären.[2] Wenn ich im Folgenden von Arbeit spreche, beziehe ich mich auf den institutionellen Arbeitsbegriff Angelika Krebs'[3], der die Aspekte des Austauschs und der gesellschaftlichen Anerkennung in den Vordergrund stellt: „‚Ökonomische Arbeit' ist jede Tätigkeit für andere, welche am gesellschaftlichen Leistungsaustausch zwischen ihren Mitgliedern teilnimmt." Entscheidend ist dabei, dass der Arbeitsbegriff diejenigen Tätigkeiten bezeichnet, die ökonomische Anerkennung finden *sollen*. Damit verknüpft er ein deskriptives Element, nämlich das Eingelassensein einer Tätigkeit in gesellschaftliche Aufgabenteilung, mit dem normativen Aspekt der Anerkennung. Diesen Arbeitsbegriff halte ich für nützlich, weil er den Fokus weg von der Tätigkeit hin zum gesellschaftlichen Setting der Austausch- und Anerkennungsprozesse lenkt, die eine Tätigkeit erst zu Arbeit machen. Damit stehen Verhältnisse zwischen Menschen im Vordergrund – was für eine Analyse von Geschlechterverhältnissen mehr als angezeigt ist.

In Westeuropa war Arbeit bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts nicht von anderen Lebenszusammenhängen getrennt und auch nichts exklusiv Männliches. Erst allmählich hat sich die Hausarbeit aus der gemeinsamen bäuerlichen Überlebensarbeit herausgebildet und (über Standesgrenzen hinweg) zur privaten Hausarbeit und Hausfrauenarbeit entwickelt. Die bürgerliche Gesellschaft schließlich schrieb die Trennung von Erwerbs- und Familienleben fest. Die daran geknüpfte Differenzierung von Haus- und Erwerbsarbeit ist eine moderne Erscheinung. Sie polarisierte nicht nur männliche und weibliche Tätigkeiten, sondern war auch mit einer Hierarchisierung verbunden. Denn die Herausbildung des „Geschlechtscharakters" im 18. Jahrhundert diente dazu, „die mit den physiologischen korrespondierend gedachten psychologischen Geschlechtsmerkmale zu bezeichnen",[4] und sicherte die patriarchale Herrschaft ideologisch ab. Sowohl in traditionalen, auf Familienwirtschaft beruhenden, wie auch in modernen, auf der Trennung von Haus und Arbeitsstätte basierenden Gesellschaften herrscht eine patriarchale Grundordnung vor: Männer tun anderes als Frauen, und Männerarbeit wird höher bewertet. Die

Bildung von Differenz und von Hierarchie fließt bei der Zuordnung von Arbeit und Geschlecht auffällig häufig zusammen. Geschlechtliche Arbeitsteilung basiert auf der Trennung produktiver und reproduktiver Arbeit. Erste gilt als produktiv, weil sie monetär entlohnt wird, Letztere spielt sich vor allem im privaten Raum der Familie ab, sorgt für eine Reproduktionsfähigkeit der Arbeitskraft, wird aber nicht entlohnt. Und weil in der kapitalistischen Gesellschaft nur zählt, was sich monetär verrechnen lässt, gilt Hausarbeit nicht als Arbeit. Die Familie erscheint als Verstärker scheinbar natürlicher Geschlechterbeziehungen, bei denen Frauen und Männer komplementäre Rollen spielen. Danach seien Frauen für das Heim, Männer für die Welt draußen prädestiniert. „Mutter spült, Vater arbeitet", so heißt es in einer Geschichte in einem Schulbuch für die Grundschule,[5] das den ‚gewöhnlichen Tagesablauf' aus der Sicht eines Mädchens beschreibt. Quintessenz dabei: Die konkrete Verrichtung der Hausarbeit wird Nicht-Arbeit genannt, die nicht konkret benannte Tätigkeit des Mannes dagegen Arbeit. Arbeit und Nicht-Arbeit sind dabei keine wertfreien Kategorien. Vielmehr erfährt Hausarbeit als Nicht-Arbeit eine massive Abwertung. So gehen Berechnungen der UNO davon aus, dass weltweit 70 Prozent aller Arbeit von Frauen geleistet wird, während sie nur mit zehn Prozent am Einkommen beteiligt sind und nur ein Prozent der produktiven Ressourcen besitzen.[6] Hausarbeit erscheint in dieser Perspektive als reproduktive Tätigkeit ohne eigenen gesellschaftlichen Wert.

Arbeit ist damit eine Schlüsselkategorie für die Erklärung sozialer Macht- und Herrschaftsverhältnisse, und folgerichtig setzten sich die ersten feministischen Studien zur Frauenerwerbsarbeit mit dem Dilemma des „weiblichen Lebenszusammenhangs"[7] und der „doppelten Vergesellschaftung"[8] auseinander. Danach bestimmt die Verantwortung für die weibliche Reproduktionsarbeit den weiblichen Lebenszusammenhang, und zwar unabhängig vom Grad der Integration in den Erwerbsbereich. Ebenso erzeugen widersprüchliche Erfahrungen in Beruf und Familie ambivalente Orientierungen in Bezug auf die beiden Arbeitsformen und Lebensbereiche. Dies schlägt sich in der Unterscheidung zweier Modi der Vergesellschaftung nieder: Einfache Vergesellschaftung meint die Einbindung von Menschen in die Produktionsbedingungen, thematisiert also den ökonomischen Aspekt der Erwerbsarbeit. Daneben regelt der Vergesellschaftungsmodus über Geschlecht die Verantwortlichkeiten außerhalb des Erwerbsbereichs. Nach dem Modell der doppelten Vergesellschaftung nehmen Frauen in jeder gesellschaftlichen Hierarchie die untersten Ränge ein. Klassen- und Geschlechterhierarchie wirken damit wechselseitig verstärkend ineinander. Auf diese Weise – so die Überlegung – entsteht aus der Integration widersprüchlicher Arbeits- und Tätigkeitsanforderungen eine geschlechtshierarchische Arbeitsteilung, bei der die Hausarbeit als unbezahlte Voraussetzung jeder Erwerbsarbeit mitläuft: Die Hausarbeit wird zur psychischen Reproduktionsarbeit und zum Liebesdienst von Frauen, die sie in persönliche Abhängigkeit zum Ernährer bringt. Zur engen Verbindung von Männern und Erwerbsarbeit ist also eine Umdeutung der unbezahlten Hausarbeit als ‚Liebe' nötig.[9]

Die Erforschung des weiblichen Lebenszusammenhangs und die Entdeckung der doppelten Vergesellschaftung als gesellschaftliches Strukturprinzip war die Voraussetzung, Geschlecht als eine Strukturkategorie zu begreifen, die sich nicht

auf andere Ungleichheit generierende Faktoren reduzieren lässt.[10] Dies ist durchaus als Absage an marxistische Erklärungsmodelle zu verstehen, deren Produktionsbegriff Hausarbeit nicht kategorial berücksichtigt. Hausarbeit als gesellschaftlich notwendige Arbeit erfordert dagegen, die Produktion sozialer Beziehungen und immaterieller Produkte in die Theoriebildung mit einzubeziehen. Dennoch spielen die Konzepte des weiblichen Lebenszusammenhangs und der doppelten Vergesellschaftung in der Geschlechterforschung heute keine maßgebliche Rolle mehr. Das liegt vor allem an ihren dichotomisierenden und essenzialistischen Untertönen: Sie geben wie auch das ebenfalls zu dieser Zeit entwickelte Modell des „weiblichen Arbeitsvermögens"[11] vor, ‚weibliche' Eigenschaften und Verhaltensweisen benennen zu können. Das ‚Weibliche' fungiert als verallgemeinerbare und inhaltlich bestimmbare Qualität, mit der idealtypisch alle Frauen (qua Reproduktionsbezogenheit) ausgestattet sind, die bestimmten Arbeitsinhalten und -formen eher zuzuordnen ist als anderen. Als Folge perpetuieren diese Vorstellungen genau das, was die Geschlechterforschung aufheben will: Sie bleiben dem polarisierenden Schema von ‚männlich/weiblich' verhaftet, statt es zu überwinden.

Dass für die Analyse gesellschaftlicher Teilbereiche wie des Erwerbsbereichs und der privaten Lebenswelt differenziertere Konzepte erforderlich waren, mahnte etwa die strukturtheoretische Ungleichheitsanalyse der 1990er Jahre an. Der Einsicht folgend, dass Geschlecht nicht gegen Klasse oder auch Rasse und Ethnizität ausgespielt werden dürfe, gibt es inzwischen einige durchaus überzeugende Ansätze zur Verbindung dieser Ungleichheitsdimensionen. So hat Petra Frerichs[12] im Anschluss an Pierre Bourdieu auf Unterschiede zwischen Frauen in verschiedenen Klassenlagen hingewiesen. Aus den beiden Hypothesen der Geschlechtsklassen (Geschlecht = konstitutiv für Klasse) und des Klassengeschlechts (Klassen bringen ihre eigenen Vorstellungen und Realisierungen von Weiblichkeit und Männlichkeit hervor) entwickelt sie das Konzept des „geschlechtsspezifischen Klassenhabitus". Danach differenziert sich der Klassenhabitus einer jeden Klasse(nfraktion) in einen weiblichen und männlichen, „was sowohl der Klassendifferenz im Geschlecht als zugleich auch der Geschlechterdifferenz in den Klassen Ausdruck verleiht".[13] Mit dem gleichen Ziel einer differenzierten Vorgehensweise verortet Cornelia Klinger[14] in Klasse, Rasse und Geschlecht den Kern der Identitätskategorien der letzten zehn bis fünfzehn Jahre. Was deren wechselseitige Beeinflussung angeht, nimmt die Benachteiligung mit der Anzahl von Überschneidungen von Negativfaktoren (arm, nicht-weiß, weiblich) zu, das Umgekehrte gilt für Privilegierung (reich, weiß, männlich). Gegeneinander aufrechnen kann man die Faktoren deshalb noch lange nicht und noch weniger daraus eine Unterdrückungsskala entwickeln oder Identifikationen ableiten: „Betroffen*sein* von einer bestimmten Klassen-, Rassen- oder Geschlechtslage korreliert nicht automatisch mit Betroffen*heit* im Sinne von bewusster Reflexion auf diese, geschweige denn von Identifikation mit ihr."[15]

Noch einen Schritt weiter gehen Theorien, denen zufolge Geschlecht als konstitutive Kategorie sozialer Ungleichheit empirisch an Bedeutungskraft verliere[16] und zunehmend von kontextspezifischen Bedingungen wie soziale Schicht, Alter, Herkunft u.a.m. abhängig geworden sei.[17] Die Geschlechterforschung relativiert damit die sozialstrukturierende Wirkung von Erwerbsarbeit und den unhinterfragten Vor-

rang von Geschlecht gegenüber anderen ungleichheitsrelevanten Faktoren wie differenten Berufskarrieren und Lebensformen sowie ethnischer Zugehörigkeit. Auch wenn eine damit angedeutete Abkehr vom Vorrang der geschlechtlichen Ungleichheit in der Geschlechterforschung auf mitunter heftigen Widerspruch stößt[18], besteht inzwischen doch darüber Konsens, dass die Bedeutung von Geschlecht nach Lebenslage und Lebensalter variiert und nicht mehr *allein* erklärungsrelevant ist. Ob man sich deshalb von der Setzung von Geschlecht als Leitdifferenz verabschieden sollte, ist noch nicht entschieden. Als Zwischenergebnis dieser Debatte ist jedenfalls festzuhalten: Geschlecht bleibt eine wichtige Strukturkategorie (als Positionsfaktor in der Arbeitsteilung), wird aber um andere Strukturkategorien wie Klasse, Generation und Ethnizität erweitert. Was mit dieser Relativierung der Bedeutung von Geschlecht als Strukturkategorie ebenfalls in den Vordergrund rückt, ist die Strukturierung sozialer Ungleichheit als *Klassifikationsprozess*: Es interessiert nicht mehr nur das *Faktum* der Ungleichheit, sondern die *Prozesse*, die an ihrer Herstellung beteiligt sind. Diese Perspektive rückt die Konstruktion von Geschlecht über verschiedene Medien in den Vordergrund. Bezogen auf den Zusammenhang von Geschlecht und Arbeit sind das Macht, Differenz und Professionalisierung.

3. Konstruktion von Geschlecht über Macht, Differenz und Professionalisierung

Auch wenn neuere Ansätze für eine Flexibilisierung und Öffnung der Kategorien sprechen, ist die Situation von Frauen am Arbeitsmarkt nach wie vor als sozialstrukturell begrenzte Integration mit beschränkten Möglichkeiten zu beschreiben.[19] So haben in den zwanziger und fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts Frauen die Lücken im industriellen Arbeitskräfteangebot gestopft und den erhöhten Personalbedarf in Büros gedeckt. Sie blieben als letzte Arbeitskräfte in der europäischen Textilindustrie erhalten. Frauen waren Lückenbüßerinnen, die nur dazu dienten, dass Engpässe männlicher Arbeitskräfte nur in abgemilderter Form sichtbar wurden. Heute sind über 90 Prozent der erwerbstätigen Frauen in Deutschland abhängig beschäftigt, wobei diese Erwerbsquote aber vor allem auf einer Ausweitung und Etablierung überwiegend schlecht bezahlter Teilzeitarbeit im Dienstleistungssektor beruht. Sozialstrukturelle Verfestigungen von Ungleichheiten werden etwa daran deutlich, dass Frauen nur zu vier Prozent in Führungspositionen zu finden sind. Umgekehrt gilt nach wie vor:

> „Je randständiger ein Aufgabenbereich, je weniger Aufstiegsmöglichkeiten es gibt und je weniger einflußreich eine gesellschaftliche Gruppe ist, um so größer ist die Wahrscheinlichkeit, daß Frauen in diesen Feldern vertreten sind.“[20]

So verwundert es nicht, dass 1989 etwa 67 Prozent der Frauen in nur zehn Berufsgruppen tätig waren; die meisten Frauen arbeiteten in Verwaltungs- und Büroberufen (als Sekretärinnen), als „Warenkaufleute“ (Verkäuferinnen) und in Gesundheitsberufen (als Krankenschwestern und Sprechstundenhilfen).[21] Weibliche und männliche Arbeits- und Berufsrealitäten sind – das ist hier die entscheidende Beo-

bachtung – in hohem Maße segregiert, und dabei bleibt die Trennung männlicher und weiblicher Bereiche nach wie vor stabil.[22] Segregierte Berufe sind solche, bei denen der Anteil des anderen Geschlechts unter 30 Prozent liegt.[23] Jede Arbeit ‚hat' also ein bestimmtes Geschlecht[24] und spiegelt das gesamtgesellschaftliche Kräfteverhältnis der Geschlechter recht genau wider. Als Kehrseite der Integration von Frauen in den Erwerbsbereich seit den siebziger Jahren ist also festzuhalten, dass diese vor allem durch eine an Segregation geknüpfte Festschreibung hierarchischer Geschlechterverhältnisse erreicht wurde.[25]

Bei diesen Befunden ist die Forschung nicht stehen geblieben. Seit Mitte der achtziger Jahre stellen GeschlechterforscherInnen die (symbolischen) Konstruktionsmechanismen von Geschlecht auf einer kleinräumigeren Ebene in den Mittelpunkt – Interaktion, Sozialisation und Subjektkonstitution sind die entsprechenden Domänen. Eine immer wiederkehrende Beobachtung ist die einer Zuschreibungsallianz, wonach gerade diejenigen Eigenschaften als ‚männliche' gelten wie „Objektivität, Rationalität und Vertrautheit mit den Mechanismen der Macht und Dominanz, die zugleich mit materiellem Erfolg assoziiert werden."[26] Entsprechend gilt es die Frage zu beantworten, wieso

> „sich Zweigeschlechtlichkeit als Strukturierungsprinzip von Arbeitsmarkt und Beruf historisch durchhält und durch alle Beteiligten immer wieder mit ‚Sinn' und Legitimität ausgestattet wird".[27]

Als Antwort wurden in den achtziger und neunziger Jahren Ansätze entwickelt, die den Zusammenhang von Macht, Hierarchie und Differenz nicht nur auf einer sozialstrukturellen, sondern auch auf einer symbolischen Ebene verorteten und in die Perspektive der Konstruktion von Geschlecht stellten. Dabei lassen sich einige Faktoren unterscheiden, welche die Stellung von Frauen in der Arbeitswelt vor allem auf der symbolischen Ebene beeinflussen:

- Von zentraler Bedeutung ist die *Inhaltsunabhängigkeit der Geschlechtszuschreibung von Berufen*. Das heißt, dass verschiedene Aspekte ein- und derselben Tätigkeit selektiv hervorgehoben werden können, wodurch Berufe fast beliebig zu typisch männlichen oder weiblichen werden.[28] Wichtiger als der jeweilige Inhalt der Arbeit ist

  > „die in der prinzipiell dualistischen Form der Geschlechterstereotype verankerte Qualität, Distanzen und Dominanzverhältnisse anzuzeigen, die sich mit unterschiedlichen ‚Inhalten' verknüpfen können."[29]

  Wird das Makeln von Immobilien beispielsweise Männern zugeschrieben, stehen Durchsetzungsfähigkeit und ökonomischer Sachverstand im Vordergrund, bei Frauen dagegen werden KundInnenorientierung, Empathie und soziale Kompetenz betont. Instrumentalisiert wird also die Logik binärer Klassifikationen, die die inhaltliche Variabilität für die Legitimation und Aufrechterhaltung bestehender Machtverhältnisse nutzt. Anders formuliert: Auch wenn die Inhalte bei geschlechtsspezifischen Gebieten

wechseln, bleibt die geschlechtshierarchische Positionierung in der Regel unangetastet.

- Weiter werden Fähigkeiten und Kompetenzen von Frauen geleugnet oder *abgewertet*. Ein Beispiel dafür ist die ästhetisierte bildliche Darstellung und umgangssprachliche Benennung weiblicher Führungskräfte als „Mädels aus dem Management.“[30] Diese Verkindlichung wertet qualifizierte Leistungen von Frauen um und ab, indem die Referenzen der Anerkennung für Arbeit gewechselt werden: Es geht nicht mehr um Leistung, sondern um Geschlechtlichkeit und damit in Verbindung gebrachte Stereotype. Eine Abwertung ist auch zu beobachten, wenn DV-Fachfrauen qua Geschlecht als Sekretärinnen wahrgenommen und abqualifiziert werden. Eine Netzwerkspezialistin etwa signalisiert in ihrer Kleidungswahl, dass sie nicht in die untergeordnete Frauen- bzw. Sekretärinnenrolle gedrängt zu werden wünscht: „... dann habe ich einen roten Blazer an oder was weiß ich, damit mir nicht einer sagt, ich soll ihm bitte den Kaffe bringen oder etwas Ähnliches.“[31]
- Die (männliche) Arbeitswelt betrachtet Frauen auch häufig als *Eindringlinge*. Das gilt umgekehrt weit weniger, wie es etwa Studien zu männlichen Krankenschwestern belegen.[32] Ein männliches Interesse an ‚weiblichen‘ Berufen sorgt vielmehr für eine Aufwertung der damit verbundenen Tätigkeiten: Aus der Putzfrau wird ein Gebäudereiniger, aus der Friseuse der Hairstylist.
- Ferner agieren viele *Männer in Seilschaften*, verstehen sich aufs Kungeln und nutzen die Vorteile von Mentorenschaften[33] – männliche Arbeitszusammenhänge sind stärker paternalistisch geprägt. Weil Vorgesetzte ihre MitarbeiterInnen und NachfolgerInnen oft nach einem Ähnlichkeitsprinzip fördern,[34] fallen Frauen bei den männlichen Chefs häufiger durch die Beförderungsmaschen. Ebenso sind Männer in Führungspositionen gegengeschlechtlicher Berufe wie der Krankenpflege nie unterrepräsentiert, eher im Gegenteil. Als Folge reproduzieren sie die bestehenden Verhältnisse und sichern ihre Macht und Privilegien.
- Die ideologische Funktion der Segregation der Geschlechter bei der Arbeit besteht schließlich darin, den *Ausbeutungscharakter der Arbeitsverhältnisse* zu verschleiern. Denn sie macht es leichter, die gleiche Bezahlung von Frauen zu verhindern. Dazu ein Beispiel aus der französischen Druckindustrie:[35] Ein Vorhang trennt männliche und weibliche Arbeitsplätze. Die Terminals der Männer sind mit einem Kabel mit dem Zentralcomputer verbunden, die der Frauen nicht. Die gleiche Arbeit der Frauen gilt als weniger qualifiziert und wird schlechter bezahlt. Mit dem Wegfallen formaler Grenzen wird die Separierung der Geschlechter somit in zunehmendem Maß über symbolische Mittel hergestellt.

Im Zuge solcher Beobachtungen fand und findet eine zweifache Verschiebung statt. Zum einen weg von struktur- hin zu handlungstheoretischen Orientierungen, zum anderen weg vom inhaltlichen Fokus auf Produktion/Reproduktion hin zur

symbolischen Repräsentation damit verbundener Strukturen und Prozesse.[36] Dieser Verschiebung liegen zwei konstruktivistische Annahmen zugrunde, die zwar keine Abkehr von strukturtheoretischen Zugängen postulieren, aber doch neue Schwerpunkte setzen: Zum einen ist die zentrale analytische Kategorie weniger das Geschlechter*verhältnis* als gesellschaftliche Struktur, sondern vielmehr die Geschlechter*klassifikation* als Prozess und soziale Tatsache. Zum anderen gilt die Hierarchie zwischen den Geschlechtern als Konstante im Geschlechterverhältnis, Geschlechterdifferenz und Hierarchie werden damit – das ist die starke These – gleich ursprünglich produziert. Das kann man systemtheoretisch formulieren:

> „Wenn das Männliche jeweils als dominant gesetzt wird, unabhängig davon, was den Inhalt der Männlichkeit ausmacht, dann ist es hilfreich, Männlichkeit als Code im Sinne einer systemtheoretisch argumentierenden Machttheorie aufzufassen.“[37]

Männlichkeit als Code ist nicht mit einer Inhaltskategorie gleichzusetzen, sondern mit einer symbolischen Positionskategorie, deren Inhaltlichkeit einzig aus der Abgrenzung zur Weiblichkeit erfolgt: Männer und Frauen – auf dieses basale gesellschaftliche Ordnungsprinzip laufen die Überlegungen hinaus – müssen unterscheidbar sein, egal wie. Und die Welt der Arbeit bietet sich als geeignetes Medium der Inszenierung von Differenzen an: Arbeit konstruiert Geschlecht.

Eine Erklärung dafür liefert die machttheoretisch angelegte Dominanzthese.[38] Sie geht davon aus, dass die Definitions- und Zuweisungsmuster männlicher und weiblicher Arbeit entlang gesellschaftlicher Hierarchien und Wertschätzungen – also von Macht – vollzogen werden. Wenn Männer die Unterschiede zu Frauen in Arbeitszusammenhängen stärker betonen als Frauen die zu Männern, und Abweichungen innerhalb der eigenen Geschlechtsgruppe härter ahnden, geht es vor allem um traditionelle Privilegien und Besitzstände. Die Geschlechtertrennung dient dann der Aufrechterhaltung männlicher Dominanz. Eine aktive Grenzsetzung wird erst dann nötig, wenn die Differenz nicht mehr von vornherein gewährleistet ist. Hier gibt es im strengen Sinn keine geschlechtsneutralen Berufe, weil der jeweilige Kontext immer spezifische Vorzeichen setzt: Wo eine berufliche Segregation fehlt (wie etwa in der Sachbearbeitung von Versicherungen), wird sie durch eine private Rollenteilung kompensiert (die bei Heintz u.a.[39] untersuchten SachbearbeiterInnen lebten in großer Mehrheit in sehr traditionellen privaten Beziehungsformen mit den entsprechenden Arbeitsteilungen zuhause) – oder etwa durch Abwertungen wie oben beschrieben. Mechanismen der Ab- und Ausgrenzung sind beispielsweise eine informelle Arbeitsteilung, sexuelle Belästigung, Bildung von geschlechtshomogenen Allianzen oder das Vertreten traditioneller Geschlechterideologien.[40]

Im historischen Rückblick ist der Zusammenhang von Arbeit, Geschlecht und Macht auch mit Prozessen der Professionalisierung verknüpft. Professionalisierung bezeichnet die kulturelle Profilierung und Verselbstständigung von Berufspositionen, die sich durch privilegierte Zuständigkeiten in Bezug auf Zugangs-, Qualifikations- und Kontrollchancen auszeichnen und deshalb ein ausgeprägtes Sozialprestige genießen.[41]

„Professionalisierungsprozesse (...) knüpfen nicht nur an vorgefundene ‚Frauenbilder' an, sondern geben diesen (oder ganz neuen) Frauenbildern, indem sie Frauen definitiv und faktisch ausgrenzen, einen ‚wirklichen' Gehalt, machen sie für einen Ausschnitt gesellschaftlicher Wirklichkeit real und damit für weitere Prozesse der Vergeschlechtlichung und für deren Legitimation bezugsfähig."[42]

Paradigmatisch für Professionen sind die ärztliche Heilkunst sowie juristische Berufe, und diese sind vor allem in ihren prestigeträchtigen Bereichen in männlicher Hand. Prozesse der Professionalisierung sind mit dem Strukturwandel der Frauenarbeit zwischen 1880 und 1980 eng verbunden:[43] Frauen dringen zum einen dann in Berufe vor, wenn diese für Männer hinsichtlich Einkommen und Aufstiegsmöglichkeiten an Attraktivität verloren haben bzw. verlieren. Zum anderen stehen ihnen Berufe in expandierenden Bereichen offen, solange noch nicht genug ausreichend qualifizierte Männer zur Verfügung stehen. Bei der Zuordnung von Geschlecht und Arbeit ist Verweiblichung also mit Statusverlust, Vermännlichung dagegen mit Statusgewinn verbunden. Beispiele dafür sind das Berufsfeld Sekretariat (das vor einem Jahrhundert männlich dominiert war) oder eben Reinigungsberufe (s.o.): Wenn Frauen Putzfrauen sind, Männer dagegen den prestigeträchtigeren Begriff Gebäudereiniger besetzen, gilt umgekehrt: Gebäudereiniger sind Männer, Putzfrauen sind Frauen. Arbeit konstruiert Geschlecht.

Professionalisierungsprozesse und das Gleichheitstabu[44] sind untrennbar miteinander verbunden: Männer und Frauen können tun, was sie wollen, solange es nur verschieden ist oder verschieden erscheint – und in Hierarchien überführt werden kann. Bei ärztlichen Berufen und juristischen Tätigkeiten wird das besonders deutlich.[45] Denn der Einzug von Frauen in diese Domänen hat großen männlichen Widerstand nach sich gezogen. Bei diesen Professionalisierungen ging es sowohl um die Durchsetzung kollektiver Interessen wie auch um die interaktive Herstellung der Geschlechtszugehörigkeit von Personen. Ergebnis war die Etablierung und Institutionalisierung dauerhafter Formen einer gleichzeitig innerberuflichen wie auch geschlechterdifferenzierenden Arbeitsteilung. Wie kam es dazu? Der Frauenanteil bei Studienanfängern in der Medizin lag 1996 bei ca. 50 Prozent, bei den Abschlusskandidatinnen sank er bereits auf 42 bis 46 Prozent. In der Ärzteschaft waren im gleichen Jahr Frauen nur mit knapp 30 Prozent vertreten. Vor allem in den jüngeren Altersgruppen konzentrieren sie sich auf Tätigkeiten in der Gynäkologie, Nerven- und Kinderheilkunde, Haut- und Geschlechtskrankheiten. Bei den Fachärzten sind Frauen vorwiegend in der Anästhesiologie, der Psychiatrie, der Augen- und Kinderheilkunde sowie als Spezialistinnen für Haut- und Geschlechtskrankheiten tätig. Männliche Arbeitsgebiete sind Chirurgie, Orthopädie, Urologie, Radiologie und Strahlenheilkunde (vormals Röntgenologie). Das sind vor allem die operations- und apparateintensiven Gebiete, und bei diesen Differenzierungen verbinden sich symbolische Klassifikationen mit Strukturbildungen: Prestigereiche Spezialisierungen sind in Männerhand.[46] Dass dies keine bloße Überformung ohnehin stattfindender horizontaler Differenzierungsprozesse darstellt, sondern als machtdurchtränkter Ungleichheitsmechanismus in Differenzierungsprozesse eingelassen ist, macht eine historische Rekonstruktion deutlich.[47]

Die mit Statusdifferenzen einhergehende Differenzierung innerhalb ärztlicher Berufe ist als Antwort auf ein Problem zu begreifen, „das für die Professionen spätestens in dem Moment virulent wurde, in dem die Frauen Zugang zu ihnen erhielten“:[48] 1899 durften Frauen in Deutschland erstmals das medizinische Staatsexamen ablegen – gegen den Widerstand der Ärzte, die um einen Prestigeverlust ihrer Profession fürchteten. Bei der Forderung nach der Inklusion von Ärztinnen in das Medizinsystem gab es zwei Argumente, die in Öffentlichkeit und Ministerialbürokratie Unterstützung fanden. Zum einen war dies – Stichwort Gleichheitspostulat – der Verweis darauf, dass Frauen im Ausland (wie an der ETH Zürich) ein Medizinstudium schon erfolgreich absolviert hatten. Zum anderen war der gesundheitspolitische Notstand zu beklagen, dass sich viele Frauen aus Schamgefühl weigerten, männliche Ärzte aufzusuchen.[49] Frauen seien hier aus „sittlicher Sicht“ besser geeignet, Frauen zu behandeln. Dieses Argument der „weiblichen Ärzte für Frauen“ zog am besten, womit der weibliche Zuständigkeitsbereich von Anfang an eingeschränkt war: Frauen mussten sich mit dem zufrieden geben, was ihnen von den Männern überlassen wurde, nämlich der Beratung und Behandlung von Frauen und Kindern (vor allem der mittellosen Stände). Hierbei handelt es sich um machtpolitisch motivierte Prozesse der Abgrenzung und damit um vertikal organisierte Ausschließungen, die mit einer Monopolisierung ökonomischer und sozialer Chancen verbunden sind.[50] Geschlechtertheoretisch reformuliert Angelika Wetterer[51] dies zutreffend als „ausschließende Integration“ bzw. „marginalisierte Integration“: „Weibliche Ärzte für Frauen“ sind der Präzedenzfall für die Geschlechterkonstruktion im Medium professionsinterner Arbeitsteilung, indem sie eine geschlechtskonstituierende Arbeitsteilung markieren: Weil Frauen andere PatientInnen behandelten, hatten sie es auch mit anderen Krankheitsbildern zu tun – die wenigen Ärztinnen wurden Anfang des Jahrhunderts von den Männern tatsächlich zu „anderen Ärzten als ihre Kollegen“ gemacht, indem sie über ihre Geschlechtszugehörigkeit definiert und damit „versämtlicht“ wurden (bei Ärzten dagegen fand eine „Individualisierung“ über ihre Expertise statt). Die Ärzteschaft hielt sich die Frauen weitgehend vom Leibe, indem sie ihr Eindringen für eine professionsinterne Arbeitsteilung mit entsprechender Hierarchiebildung nutzte. Das Konzept der „weiblichen Ärzte für Frauen“ war also deshalb so erfolgreich, weil es eine intraberufliche Arbeitsteilung ermöglichte, die die Zuständigkeit der Ärztinnen für die Behandlung von Frauen und Kindern in berufliche Spezialisierungen übersetzte.[52] Zur Präzisierung ist es sinnvoll, mit Wetterer eine geschlechtsspezifische, geschlechtshierarchische und geschlechtskonstituierende Arbeitsteilung zu unterscheiden.[53]

> „Die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung ist – wörtlich gelesen – nichts anderes als spezifisch für die Differenz der Geschlechter, die schon da war, bevor die Arbeitsteilung überhaupt einsetzte. Da die Arbeitsteilung nun aber das ist, was erklärt werden soll, gehört die Geschlechterdifferenz zu dem, was erklärt wird, eigentlich nicht dazu, und die Formel von der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung ist deshalb nichts anderes als eine Bekräftigung des vorsozialen Status des Geschlechts oder präziser, der Zweigeschlechtlichkeit.“[54]

Mit diesem Terminus und Denken sind einige Probleme verbunden: die Naturalisierung und Biologisierung kultureller Unterschiede, die Versämtlichung und Nivellierung von Unterschieden innerhalb der Gruppe Frauen sowie die Reifizierung und Verdopplung der sozialen Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit.[55] Im Vergleich dazu ist das Konzept der *geschlechtshierarchischen* Arbeitsteilung ein Fortschritt. Es beschreibt die Reproduktion der Geschlechterhierarchie und nicht die Präferenz von Frauen für Arbeitsgebiete: Letztere werden weiblich gemacht, weil sie über einen niedrigeren Status verfügen und Frauenarbeit das ist, was Männer den Frauen übrig lassen. Den entscheidenden Schritt weiter geht dagegen das Konzept der *geschlechtskonstituierenden* Arbeitsteilung: Dort wird nicht nur die ‚Männlichkeit' und ‚Weiblichkeit' bestimmter Arbeitsbereiche hergestellt, sondern die Differenz zwischen Männern und Frauen überhaupt. Dahinter steht die Idee, dass man bei der Analyse der Konstruktionen von Geschlecht (und nicht nur von Arbeit und Beruf) nicht ausklammern darf, was diesen Prozess bedeutsam macht:

> „nämlich, daß die Geschlechter u.a. durch Prozesse der Arbeitsteilung ‚wirklich' zu Verschiedenen werden und daß diese Verschiedenheit auf der Ebene des sozialen Handelns erzeugt wird."[56]

Hier geht es also in gleicher Weise um die Durchsetzung kollektiver Interessen wie auch um die interaktive Herstellung von Geschlechtszugehörigkeit von Personen, und dies geschieht durch den simultanen Prozess der Etablierung und Institutionalisierung dauerhafter Formen einer geschlechterdifferenzierenden Arbeitsteilung.

Geschlechterklassifikationen sind aus dieser Perspektive der geschlechts*konstituierenden* Arbeitsteilung vorrangig als Ausdruck der Ungleichverteilung sozialer Macht zu begreifen, die als ein wahrnehmungsregulierendes Ordnungskonstrukt und deren Institutionalisierungsformen operieren. Im Vordergrund steht die enge Verbindung – bzw. in der starken Fassung: Gleichursprünglichkeit – von Geschlecht, Differenz und Hierarchie. Damit werden macht- und hierarchietheoretische Erklärungen durch das Klassifikationsargument theoretisch präzisiert und einer empirischen Überprüfung zugänglich gemacht. Dennoch – das ist kritisch anzumerken – vernachlässigt der Fokus darauf, was sich historisch ‚durchhält', nämlich das Prinzip der dualen Klassifikation, das, was sich historisch ändert, nämlich die kulturellen Konstruktionen von Geschlechterdifferenz.[57] Ebenfalls zu kurz greift die Annahme der Omnirelevanz der dualen Geschlechterklassifikation, da sie keine Variationsmöglichkeiten und Gewichtungsverschiebung zulässt. Hier scheint es sinnvoller zu sein, zwischen Omni*präsenz* und Omni*relevanz* von Geschlecht zu unterscheiden:[58] Die Omnipräsenz von Geschlecht meint, dass die soziale Wahrnehmung nicht von Geschlecht zu lösen ist (was beispielsweise dieVerunsicherung belegt, wenn wir die Darstellung von Geschlecht als uneindeutig wahrnehmen). Aus dieser Omnipräsenz lässt sich indes keine wie auch immer geartete These der immer und überall und in gleicher Weise festzustellenden Bedeutung (Omnirelevanz) von Geschlecht ableiten – dies muss der empirischen Analyse überlassen bleiben. Gleichwohl sensibilisiert die These der Gleichursprünglichkeit von Differenz und Hierarchie bei der Konstruktion von Geschlecht dafür, dass die Konstruktion von Berufen viel mit der Konstruktion von Geschlecht zu tun hat. Denn die beiden Kon-

struktionsprozesse fallen oftmals zusammen und sind empirisch kaum zu trennen. Diese enge Verbindung der Konstruktion von Geschlecht, Hierarchie und Arbeit möchte ich anhand konstruktivistischer Überlegungen zu ‚Gefühlsarbeit' und Körperinszenierung verdeutlichen.

4. Konstruktion von Geschlecht über Gefühlsarbeit und Körperinszenierung

In einigen Berufen ist die Inszenierung des richtigen Fühlens und Ausdrucks ein Teil der Berufsrollendefinition, und dies gilt vor allem dort, wo etwa KlientInnen, KundInnen, PatientInnen, als InteraktionspartnerInnen beteiligt sind. Dies gilt vor allem für den Dienstleistungsbereich. Beispiele sind Stewards und Stewardessen, aber auch PsychotherapeutInnen, SeelsorgerInnen, LehrerInnen, ÄrztInnen, VerkäuferInnen, SozialarbeiterInnen und KrankenpflegerInnen. Von ihnen wird erwartet, dass sie mit ihren Vorgesetzten, KollegInnen, PatientInnen, MitarbeiterInnen, KlientInnen und KundInnen auf eine bestimmte Art und Weise umgehen. Bei diesen Tätigkeiten spielt Gefühlsarbeit als Inszenierung von Gefühlen, „die eng mit dem Erleben, Wahrnehmen und Bewerten von Arbeit verbunden sind"[59], eine maßgebliche Rolle: Von einer Bestattungsunternehrnehmerin wird Ernst und Würde beim Umgang mit ihren KlientInnen erwartet, von einer Animateurin gute Laune und einer Managerin Durchsetzungsfähigkeit bis hin zu Aggressivität. Die vor allem im US-amerikanischen Kontext geprägte Emotionsforschung untersucht in diesem Zusammenhang, wie die Struktur von Arbeit und Arbeitsverhältnissen auf den Gefühlshaushalt von Individuen einwirkt.[60] Ebenso interessiert die umgekehrte Perspektive, wie dieser für die gesellschaftliche Organisation von Arbeit bedeutsam wird. So hat sich Arlie Hochschild[61] in den 1980er Jahren in einer wegweisenden Studie mit dem Anforderungsprofil, den Tätigkeiten und psychischen Belastungen von FlugbegleiterInnen auseinander gesetzt, in deren Berufsbild die Darstellung von Geschlecht einen wesentlichen Teil der Arbeit ausmacht und auch schriftlich in Form von Regeln niedergelegt ist.

Diese Untersuchung Hochschilds ist ein gutes Beispiel für die Verbindung von Geschlechterinszenierung und beruflichem Handeln. Denn hier haben sich geschlechtlich unterschiedliche Tätigkeitsfelder herausgebildet, welche mit ihren traditionellen Formen der Arbeitsteilung in die Arbeitsplatzbeschreibungen eingehen, wobei eine offene und gezielte geschlechtliche Aufgabendifferenzierung vorgenommen wird. Stewardessen und Stewards decken beispielsweise ein unterschiedliches Gefühlsarbeitsspektrum ab. Stewardessen wird vor allem eines eingeschärft: *keep smiling*, in jeder Situation. Der Passagier ist immer König, gleichgültig, wie unhöflich und unverschämt er sich benimmt. Stewardessen sind primär dafür verantwortlich, an Bord eine ‚Wohnzimmeratmosphäre' herzustellen und die Passagiere rundum zu verwöhnen. Dafür inszenieren sie strategisch das klassische weibliche Verhaltensrepertoire der Fürsorge und Empathie. Die Stewards dagegen springen ein, wenn Passagiere tatsächlich ausfallend werden und zur Raison gerufen werden müssen. Dafür greifen sie bei Bedarf auf das Repertoire männlicher Körper-

lichkeit zurück und demonstrieren Muskelkraft. Entscheidend ist dabei, dass männliche und weibliche Flugbegleiter keinen ‚natürlichen' Impulsen, sondern einem von oben verordneten Skript folgen. Dass dies Probleme bis hin zu Pathologien nach sich ziehen kann, liegt auch daran, dass Gefühlsarbeit nicht als Arbeit, sondern natürlich und spontan ‚rüberkommen' soll. So beschreibt Hochschild die Arbeitsbelastungen, denen Stewardessen ausgesetzt sind, als Dilemma: Einerseits ist ihnen die Anstrengung und Zwanghaftigkeit ihres Tuns bewusst, andererseits distanzieren sie sich von KollegInnen, denen die Anstrengung anzusehen ist – sie seien nicht professionell genug und nicht „mit ganzem Herzen bei der Sache".[62]

Die strategische Ausbeutung von Gefühlsarbeit ist vor allem eine Sache des Dienstleistungssektors, greift dabei aber gerade bei der Zuschreibung emphatischer Fähigkeiten auf Kompetenzen zurück, die im reproduktiven Bereich der Hausfrauenarbeit zur Anwendung kommen. Interessant ist dabei freilich der Unterschied zum Konzept des weiblichen Arbeitsvermögens.[63] Während Letzteres als statische Zuschreibung ansozialisierter Eigenschaften erscheint, operiert Hochschild auf einer prozessualen Ebene: Sie legt Eigenschaften, die Männern oder Frauen zugerechnet werden, nicht als Wesenseigenschaften zugrunde, sondern rekonstruiert sie als Effekte von Interaktionen, die im professionellen Tun hergestellt werden:

> „Frauen passen sich an, aber es ist keine passive Leistung. Sie passen ihre Gefühle aktiv an ein vorhandenes Bedürfnis an oder setzen es für einen bestimmten Zweck ein; und sie tun dies, um den *Anschein* einer passiven Zustimmung oder eines zufälligen Zusammentreffens wechselseitig empfundener Bedürfnisse zu wecken. Das Sein wird zum Handeln. Das Handeln stellt die für diese Transformation erforderliche Kunstfertigkeit dar, und die Gefühle fungieren entsprechend als Werkzeuge."[64]

So explizit wie im Beispiel der Flugbegleitung ist das Geschlechter-Skript selten ausformuliert. Hochprofessionalisierte Strategien der Gefühlsarbeit sind aber in zahlreichen anderen Tätigkeiten von der Hausarbeit über die Krankenpflege und Bedienung in Restaurants, die Erziehung von Kindern bis zu Personalberatung und juristischen Tätigkeit in Anwalts/Anwältinnenkanzleien implizit wirksam und ethnografisch rekonstruierbar.[65] Dieser Ansatz schlachtet ein goldenes Kalb der klassischen Geschlechterdichotomie von Gefühl vs. Verstand: Strategisches Kosten-Nutzen-kalkulierendes Verhalten ist *keine* Männerdomäne, sondern ebenso bei Frauen zu beobachten. Lediglich der hohe Professionalisierungsgrad – das gilt es hier festzuhalten – lässt die inszenierte Geschlechterdifferenz als eine natürliche erscheinen.

Nicht nur Gefühle sind Teil einer Vergeschlechtlichung von Arbeit. Der Körper ist ebenfalls ein Medium solcher Konstruktionsprozesse.[66] Ein Beispiel dafür ist die Tourismusbranche, wo weibliche Arbeit (hetero-)sexualisiert wird.[67] Zur Tätigkeit von Animateurinnen gehört etwa die als legitim konstruierte Erwartung, dass der Umgang mit männlicher Anmache Teil des Jobs ist – Sexualität ist damit ein wichtiger Faktor der Konstruktion und Strukturierung vergeschlechtlichter Arbeitsmärkte. Und wenn Kellner einen Anzug tragen, Serviererinnen dagegen Kleid und

Schürze[68], wenn Haare[69] und Schminke[70] symbolisch aufgeladene Medien der Geschlechterdifferenzierung sind, kann von einer geschlechtsneutralen Ökonomie keine Rede sein. Denn auch das, was unter ‚neutrale Arbeitskleidung' fällt, ist vergeschlechtlicht – eine geschlechtsneutrale Kleidung gibt es in heteronormativ strukturierten Zusammenhängen ebenso wenig wie geschlechtsneutrale Körper. Wenn beispielsweise Anzüge als ‚männlich' etikettiert werden, indiziert das Tragen von Männerkleidung, dass Frauen an einer Macht teilhaben wollen, die den Trägern gesellschaftlich zugeschrieben wird. Das ist allerdings nicht die ganze Wahrheit. Der Anzug ist zwar professionell und signalisiert Respektabilität: „Jeder Geschäftsmann im Anzug trägt eine Uniform der Macht."[71] Dennoch ist diese Sichtweise Ausdruck einer rationalisierenden und desexualisierenden Perspektive, die in dieser Form nicht angebracht ist. Denn der anzugtragende männliche Körper soll vielmehr noch Distanz zur Konnotation von Körperlichkeit und Erotik herstellen. In der Welt der Arbeit (und auch allgemeiner der Öffentlichkeit) hat der Körper ebendieses Paradox zu leisten, nämlich die Symbolisierung von vermeintlicher Neutralität (die aber doch nichts anderes ist als Männlichkeit) und Entkörperlichung. Mit dem Eintritt von Frauen in das Berufsleben kam es zwar zu einer Anpassung an die Männlichkeitssymbolik. Das ist aber nicht zu verwechseln mit einer Einebnung oder gar Aufhebung der geschlechtlichen Differenzierung im äußeren Erscheinungsbild. Offensichtlich wird das beim *power-dressing* (oder *dress for success*), wo der weibliche Körper sowohl als feminin wie auch als sexuell konstruiert wird.[72]

Das *power-dressing* ist ein US-amerikanisches Phänomen der späten 1970er Jahre. Dabei geht es um das adäquate Erscheinungsbild der ‚Karrierefrau'. Die eigentlich maskuline Arbeitsuniform Anzug wird mit einem femininen Touch versehen oder als Kostüm gänzlich verweiblicht. Dieser Zusammenhang ist in mehrfacher Hinsicht paradox. Denn erstens gilt die weibliche Sexualität als maßgebliches Karrierehindernis und soll ausgeblendet bleiben. Ein Beispiel dafür sind Jobs mit sehr hohem Qualifikationsniveau. Dort kann es passieren, dass übermäßige Attraktivität als sexuelles Signal gedeutet wird.[73] Schönheit im Sinn von (sexueller) Attraktivität kann in diesem Fall eine Hürde darstellen. Sollen Frauen zweitens Kontrolle über ihr Äußeres behalten, gilt es, verschiedene Karrierehindernisse zu umschiffen.[74] Eines davon ist die Gefahr einer zu großen Verweiblichung, die zum einen droht, wenn die Karrierefrau als Sekretärin wahrgenommen wird, zum anderen aber auch, wenn sie zu sexy aussieht. Beides wirkt unprofessionell, und die materialisierte Vermeidung dieser Gefahren ist das Jackett, der primäre Indikator für Professionalität. Zum anderen dürfen Frauen aber auch nicht zu männlich daherkommen – was die Hose immer noch häufig zu einem kritischen Kleidungsstück macht. Lautet drittens das oberste Gebot, die Weiblichkeit nicht zu verlieren, vermittelt der Schal zwischen diesen Anforderungen, weil er die Aufmerksamkeit weg von der problematischen Brust auf das Gesicht lenkt. Der klassische weibliche Businesslook ist damit zweigeteilt: Das Jackett soll die Brust bedecken, die untere Hälfte trägt einen Rock. Unproblematisch ist der Rock freilich auch nicht, weil er mehr Körper zeigt als eine Hose. Vor allem der kurze Rock funktioniert als ein unsichtbares Korsett, das eine bestimmte Haltung und Zurückhaltung in der Bewegung auferlegt. Zusammengefasst soll das *power-dressing* also Sexualität reduzieren und dennoch

Weiblichkeit erhalten. Genau dann aber geraten Weiblichkeit und Professionalität in ein Dilemma. Es besteht darin, dass sich Frauen sowohl als begehrenswert wie auch als zurückhaltend inszenieren müssen, sie sollen gleichzeitig „sichtbar und unsichtbar“ sein.[75]

Was folgt aus diesen Beobachtungen? Gefühlsarbeit und Körperinszenierung sind das prozessorientierte, in Interaktionen konstruierte Gegenstück zur strukturellen Ungleichheit der Geschlechter. Konstruktivistische und strukturtheoretische Zugangsweisen eignen sich neben der bisherigen Analyse auch dafür, eine Verbindung zu gesellschaftlichen Entwicklungstendenzen und Trends herzustellen, die sich nicht allein über die Kategorie Geschlecht erschließen lassen. Denn Gefühlsarbeit und Körperinszenierungen im Sinn verwertbar gemachter Kompetenz sind ein immer bedeutsamer werdendes Kapital in der gegenwärtigen Dienstleistungsökonomie. Heißt Gefühlsarbeit leisten, Gefühle (positive wie auch negative) erzeugen und körperlich inszenieren zu können, ist Gefühlsarbeit ein „management of feeling to create a publicly observable facial and bodily display; emotional labor is sold for a wage and therefore has *exchange value*.“[76] Ein funktionalisierter Umgang mit kommerziell verwertbaren und verwerteten Kompetenzen ist nun für Gegenwartsgesellschaften charakteristisch geworden.[77] Neu ist dabei vor allem der gezielte Zugriff von Organisationen auf solches kulturelles Kapital. Gefühlsarbeit und Körperinszenierungen sind aber nicht allein der Welt der Arbeit zuzuordnen. Vielmehr durchdringen sich in diesen Kompetenzen die Sphären der Arbeit und der Privatheit: Traditionelle Rollenmuster, moderne Flexibilitätsanforderungen und ihre postmodernen Inszenierungen konvergieren in inzwischen beängstigendem Ausmaß – beängstigend, weil die private Lebenswelt als Hort des Rückzugs vor den Anforderungen der Arbeitswelt verstärkt ausdient bzw. ausgedient hat; und auch regenerative Tätigkeiten der Freizeit (wie Sport und kulturelle Betätigungen) werden immer mehr für die Erfordernisse des Arbeitslebens funktionalisiert.[78]

Galt in den fünfziger Jahren für Marylin Monroe: „Arbeit ist auch eine Form der Liebe“ und thematisierten Bock/Duden[79] Arbeit als Liebe, ist Arbeit heute strategische Herzenssache und körperliche Kompetenz geworden. Nicht mehr die zu umsorgenden Befindlichkeiten und Gefühle des anderen stehen im Vordergrund, sondern das kluge Management der eigenen Gefühle und des eigenen Körpers zum Zweck der Verwertung auf dem Markt – in zunehmendem Maß als Kampf aller gegen alle. So führt Karin Hausen[80] die sukzessive Aufkündigung des Geschlechtervertrags auf harte sozialstrukturelle Daten zurück: Viele fürsorgende Leistungen, die bislang auf Frauenschultern lasteten, sind zu den bisherigen Konditionen nicht mehr zu haben, der Sozialstaat alter Ordnung ist nicht mehr finanzierbar. Die Bedeutung geschlechtlich geteilter Arbeiten, Zuständigkeiten und Verantwortlichkeiten wird zukünftig weiter abnehmen, zumal sich männliche und weibliche Arbeitsmöglichkeiten und Erwerbschancen weiter angleichen – auf sinkendem Niveau. Dies ist vor allem dem Rückgang der Normalarbeitsverhältnisse geschuldet (so gab es 1970 in Westdeutschland noch 84 Prozent Vollzeitstellen, im Jahr 2000 sind es nur noch 68 Prozent aller Arbeitsverhältnisse). Auf diesem Weg rücken Erwerbs- und Fami-

lien-/Hausarbeit wieder näher zusammen. Ob sich im Kontext „demokratisierter Abstiegsbiografien“ hinsichtlich der Geschlechterverhältnisse nicht-hierarchische Ausdrucksformen oder neue Differenzierungsbedürfnisse herausbilden, wird empirisch noch einige Zeit offen bleiben.

1 Als Überblick vgl. Uta Klein: „Das Geschlechterverhältnis und die Soziologie“, in: Armin Nassehi u.a. (Hrsg.): *Zugänge zur Gesellschaft, Bd. 2: Spezielle Soziologien*, Münster 1995. Zu einem konstruktivistischen Verständnis von Geschlecht als Klassifikationskategorie, der Menschen nach bestimmten (primär körperlichen) Merkmalen vor allem den Gruppen von Männern und Frauen zuordnet, vgl. Gudrun-Axeli Knapp, „Grundlagenkritik und stille Post. Zur Debatte um einen Bedeutungsverlust der Kategorie ‚Geschlecht‘“, in: Bettina Heintz (Hrsg.): *Geschlechtersoziologie. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie,* Sonderheft 41, Opladen 2001, S. 53-74.

2 Suzanne Franks: „Unsichtbare Arbeit: Der Geschlechter-Evergreen?“, in: Jan Engelmann/Michael Wiedemeyer (Hrsg.): K*ursbuch Arbeit. Ausstieg aus der Jobholder-Gesellschaft – Start in eine neue Tätigkeitskultur?*, München 2000, S. 62-76.

3 Vgl. Angelika Krebs: *Arbeit und Liebe. Die philosophischen Grundlagen sozialer Gerechtigkeit*, Frankfurt/M. 2002.

4 Karin Hausen: „Die Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere‘ – eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben“, in: Werner Conze (Hrsg): *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*, Stuttgart 1976, S. 363-393.

5 Uta Klein: „Das Geschlechterverhältnis und die Soziologie“, in: Armin Nassehi u.a. (Hrsg.): *Zugänge zur Gesellschaft, Bd. 2: Spezielle Soziologien*, Münster 1995, S. 191-223.

6 Ebd., S. 206; Angelika Krebs: *Arbeit und Liebe. Die philosophischen Grundlagen sozialer Gerechtigkeit*, Frankfurt/M. 2002, S. 11.

7 Ulrike Prokop: *Weiblicher Lebenszusammenhang. Von der Beschränktheit der Strategien und der Unangemessenheit der Wünsche*, Frankfurt/M. 1979.

8 Regina Becker-Schmidt: „Die doppelte Vergesellschaftung – die doppelte Unterdrückung“, in: Lilo Unterkirchner/Ina Wagner (Hrsg.): *Die andere Hälfte der Gesellschaft. Besonderheiten der Frauenforschung in den Sozialwissenschaften*, Wien 1987, S. 10-25.

9 Vgl. Gisela Bock/Barbara Duden: „Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus“, in: *Frauen in Wissenschaft*, Berlin 1977, S. 118-199; Angelika Krebs: *Arbeit und Liebe. Die philosophischen Grundlagen sozialer Gerechtigkeit*, Frankfurt/M. 2002.

10 Angelika Diezinger: „Arbeit im weiblichen Lebenszusammenhang: Geschlechtshierarchische Arbeitsteilung als Ursache der Geschlechterungleichheit“, in: Andrea Bührmann/Angelika Diezinger/Sigrid Metz-Göckel (Hrsg.): *Arbeit, Sozialisation, Sexualität. Zentrale Felder der Geschlechterforschung*, Opladen 2000, S. 17.

11 Elisabeth Beck-Gernsheim/Ilona Ostner: „Frauen verändern – Beruf nicht? Ein theoretischer Ansatz zum Problem von Frau und Beruf“, in: *Soziale Welt* 3/1978, S. 257-287.

12 Petra Frerichs: „Klasse und Geschlecht als Kategorien sozialer Ungleichheit“, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 52/2000, S. 36-59.

13 Ebd., S. 56.

14 Cornelia Klinger: „Ungleichheit in den Verhältnissen von Klasse, Rasse und Geschlecht“, in: Gudrun-Axeli Knapp/Angelika Wetterer (Hrsg.): *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II*, Münster 2003, S. 14-48.

15 Ebd., S. 35 (Hervorhebung im Original).

16 Vgl. als Überblick Claudia Rademacher/Peter Wiechens (Hrsg.): *Geschlecht, Ethnizität, Klasse. Zur sozialen Konstruktion von Hierarchie und Differenz*, Opladen 2001; Ursula Pasero: „Geschlechterforschung revisited: Konstruktivistische und systemtheoretische Perspektiven", in: Theresa Wobbe/Gesa Lindemann (Hrsg.): *Denkachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede vom Geschlecht*, Frankfurt/M. 1994, S. 264-296.

17 Bettina Heintz/Eva Nadai: „De-Institutionalisierungsprozesse und geschlechtliche Differenzierung", in: *Zeitschrift für Soziologie* 27/1998, S. 75-93; Michael Vester/Daniel Gardemin: „Milieu und Klassenstruktur. Auflösung, Kontinuität oder Wandel der Klassengesellschaft?", in: Claudia Rademacher/Peter Wiechens (Hrsg.): *Geschlecht, Ethnizität, Klasse. Zur sozialen Konstruktion von Hierarchie und Differenz*, Opladen 2001, S. 219-274.

18 Gudrun-Axeli Knapp: „Grundlagenkritik und stille Post. Zur Debatte um einen Bedeutungsverlust der Kategorie ‚Geschlecht'", in: Bettina Heintz (Hrsg.): *Geschlechtersoziologie. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 41*, Opladen 2001, S. 53-74.

19 Eva Cyba: „Geschlechtsspezifische Arbeitsmarktsegregation: Von den Theorien des Arbeitsmarktes zur Analyse sozialer Ungleichheiten auf dem Arbeitsmarkt", in: Birgit Geissler/Friederike Maier/Birgit Pfau-Effinger (Hrsg.): *FrauenArbeitsMarkt*, Berlin 1998, S. 37.

20 Hannelore Bublitz: „Geschlecht", in: Hermann Korte/Bernhard Schäfers (Hrsg.): *Einführung in die Hauptbegriffe der Soziologie*, Opladen 1992, S. 72.

21 Uta Klein: „Das Geschlechterverhältnis und die Soziologie", in: Armin Nassehi u.a. (Hrsg.): *Zugänge zur Gesellschaft, Bd. 2: Spezielle Soziologien*, Münster 1995, S. 210.

22 Vgl. Ann Game/Rosemary Pringle: *Gender at Work*, Sydney/Boston 1983; Bettina Heintz/Eva Nadai/Regula Fischer/Hannes Ummel: *Ungleich unter Gleichen. Studien zur geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes*, Frankfurt/M. 1997; Gudrun-Axeli Knapp: „Segregation in Bewegung: Einige Überlegungen zum ‚Gendering' von Arbeit und Arbeitsvermögen", in: Karin Hausen/Gertraude Krell (Hrsg.): *Frauenerwerbsarbeit. Forschungen zu Geschichte und Gegenwart*, München 1993, S. 25-46.

23 Bettina Heintz/Eva Nadai/Regula Fischer/Hannes Ummel: *Ungleich unter Gleichen. Studien zur geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes*, Frankfurt 1997, S. 16.

24 Angelika Wetterer: „Das Geschlecht (bei) der Arbeit. Zur Logik der Vergeschlechtlichung von Berufsarbeit", in: Ursula Pasero/Friederike Braun (Hrsg.): *Konstruktion von Geschlecht*, Pfaffenweiler 1995, S. 199-223.

25 Karin Gottschall: „Geschlechterverhältnis und Arbeitsmarktsegregation", in: Regina Becker-Schmidt/Gudrun-Axeli Knapp (Hrsg.): *Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften*, Frankfurt/M. 1995, S. 125ff.

26 Rosemary Crompton: „Geschlecht, soziale Schichtung und Arbeit", in: L. Christof Armbruster/Ursula Müller/Marlene Stein-Hilbers (Hrsg.): *Neue Horizonte? Sozialwissenschaftliche Forschung über Geschlechter und Geschlechterverhältnisse*, Opladen 1995, S. 144.

27 Karin Gottschall: „Doing Gender While Doing Work? Erkenntnispotentiale konstruktivistischer Perspektiven", in: Birgit

Geissler/Friederike Maier/Birgit Pfau-Effinger (Hrsg.): *FrauenArbeitsMarkt*, Berlin 1998, S. 79.

28 Cockburn, Cynthia: *Machinery of Dominance: Women, Men and Technical Know-how*, London 1985 (Deutsch: *Die Herrschaftsmaschine. Geschlechterverhältnis und technisches Know-how*, Berlin/Hamburg 1988).

29 Gudrun-Axeli Knapp: „Segregation in Bewegung: Einige Überlegungen zum „Gendering" von Arbeit und Arbeitsvermögen", in: Karin Hausen/Gertraude Krell (Hrsg.): *Frauenerwerbsarbeit. Forschungen zu Geschichte und Gegenwart*, München 1993, S. 31.

30 Johanna Hofbauer/Ulli Pastner: „Der diskrete Charme der Diskriminierung. Ästhetisierung von Frauenarbeit als unscheinbare Form der Missachtung", in: Ursula Holtgrewe/Stephan Voswinkel/Gabriele Wagner (Hrsg.): *Anerkennung und Arbeit*, Konstanz 2000, S. 219-246.

31 Nina Degele: *Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln*, Opladen 2004a, S. 160.

32 Bettina Heintz/Eva Nadai/Regula Fischer/Hannes Ummel: *Ungleich unter Gleichen. Studien* Williams *zur geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes*, Frankfurt/M. 1997; Christine Williams: *Gender differences at work: Women and men in nontraditional occupations*, Berkeley/Los Angeles 1989.

33 Jutta Allmendinger u.a.: *Berufliche Werdegänge von Frauen in der Max-Planck-Gesellschaft: Ausgangslage und Veränderungspotential*, München 1996.

34 Beate Krais: „Das soziale Feld Wissenschaft und die Geschlechterverhältnisse", in: Beate Krais (Hrsg.): *Wissenschaftskultur und Geschlechterforschung. Über die verborgenen Mechanismen männlicher Dominanz in der akademischen Welt*, Frankfurt/M. 2000, S. 31-54.

35 In Bettina Heintz/Eva Nadai/Regula Fischer/Hannes Ummel: *Ungleich unter Gleichen. Studien* Williams *zur geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes*, Frankfurt/M. 1997, S. 225.

36 Karin Gottschall: „Doing Gender While Doing Work? Erkenntnispotentiale konstruktivistischer Perspektiven", in: Birgit Geissler/Friederike Maier/Birgit Pfau-Effinger (Hrsg.): *FrauenArbeitsMarkt*, Berlin 1998, S. 63-94; Rosemary Crompton: „Geschlecht, soziale Schichtung und Arbeit", in: L. Christof Armbruster/Ursula Müller/Marlene Stein-Hilbers (Hrsg.): *Neue Horizonte? Sozialwissenschaftliche Forschung über Geschlechter und Geschlechterverhältnisse*, Opladen 1995, S. 135-155. Diese kulturalistische Wende ist kein Spezifikum der Geschlechterforschung, sondern zeichnet die Sozialwissenschaften und die Ungleichheitsforschung insgesamt aus (Rolf Eickelpasch: „Hierarchie und Differenz. Anmerkungen und Anfragen zur ‚konstruktivistischen Wende' in der Analyse sozialer Ungleichheit", in: Claudia Rademacher/Peter Wiechens (Hrsg.): *Geschlecht, Ethnizität, Klasse. Zur sozialen Konstruktion von Hierarchie und Differenz*, Opladen 2001, S. 53-62). So markieren Begriffe wie Individualisierung, Habitus, Milieu, Lebensstil und soziokulturelles Orientierungsmuster den Weg von einer Struktur- zu einer Kulturanalyse mit Leitbegriffen wie Klassifikation, Taxonomie, symbolische Repräsentation, kulturelle Konstruktion und lösen Begriffe wie Herrschaft, Ausbeutung, Unterdrückung, Kapitalismus, Klassenlage und Patriarchat tendenziell ab.

37 Ulrike Teubner: „Das Fiktionale der Geschlechterdifferenz. Oder: Wie geschlechtsspezifisch ist die Kategorie Geschlecht?“, in: Angelika Wetterer (Hrsg.): *Die soziale Konstruktion von Geschlecht in Professionalisierungsprozessen*, Frankfurt/M. 1995, S. 259.

38 Vgl. Bettina Heintz/Eva Nadai/Regula Fischer/Hannes Ummel: *Ungleich unter Gleichen. Studien zur geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes*, Opladen 1997; Gudrun-Axeli Knapp: „Unterschiede machen: Zur Sozialpsychologie der Hierarchisierung im Geschlechterverhältnis“, in: Regina Becker-Schmidt/Gudrun-Axeli Knapp (Hrsg.): *Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften*, Frankfurt/M. 1995, S. 11-28; Reinhard Kreissl: *Die ewige Zweite. Warum die Macht den Frauen immer eine Nasenlänge voraus ist*, München 2000; Ulrike Teubner: „Geschlecht und Hierarchie“, in: Angelika Wetterer (Hrsg.): *Profession und Geschlecht*, Frankfurt/M. 1992, S. 45-50; Angelika Wetterer: „Ausschließende Integration – marginalisierte Integration: Geschlechterkonstruktionen in Professionalisierungsprozessen“, in: Ayla Neusel/Angelika Wetterer (Hrsg.): *Vielfältige Verschiedenheiten. Geschlechterverhältnisse in Studium, Hochschule und Beruf*, Frankfurt/M. 1992, S. 223-253; Angelika Wetterer: *Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion. „Gender at Work“ in theoretischer und historischer Perspektive*, Konstanz 2002.

39 Bettina Heintz/Eva Nadai/Regula Fischer/Hannes Ummel: *Ungleich unter Gleichen. Studien* Williams *zur geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes*, Frankfurt/M. 1997.

40 Ebd., S. 39. Ein Problem dieser Erklärung besteht freilich darin, das sie Männer tendenziell als gesellschaftliches Kollektivsubjekt begreift. Die Dominanzthese sollte deshalb empirisch falsifizierbar bleiben und nicht als Prämisse in die wissenschaftliche Argumentation eingeführt werden. Auf der empirischen Ebene stützen zahlreiche Untersuchungen diese These: Überwiegend Männer betonen Differenzen dort, wo es formal keinen Unterschied mehr gibt. Vgl. Elaine J. Hall: “Waitering/Waitressing: Engendering the Work of Table Servers”, in: *Gender & Society* 7/1993, S. 329-346; Robin Leidner: *Fast food, fast talk: Service work and the routinization of everyday life*, Berkeley/Los Angeles 1993; Christine Williams: *Gender differences at work: Women and men in nontraditional occupations*, Berkeley/Los Angeles 1989.

41 Andrew Abbott: *The System of Professions. An Essay on the Division of Expert Labor*, Chicago/London 1988, S. 1-7.

42 Angelika Wetterer: „Hierarchie und Differenz im Geschlechterverhältnis“, in: Angelika Wetterer (Hrsg.): *Profession und Geschlecht. Über die Marginalität von Frauen in hochqualifizierten Berufen*, Frankfurt/M. 1992, S. 33.

43 Angelika Willms-Herget: *Frauenarbeit. Zur Integration von Frauen in den Arbeitsmarkt*, Frankfurt/M. 1985.

44 Gayle Rubin: “The Traffic in Women. Notes on the “Political Economy” of Sex”, in: Linda Nicholson (Ed.) *The Second Wave. A Reader in Feminist Theory*, New York/London 1997, S. 27-62.

45 Andrew Abbott: *The System of Professions. An Essay on the Division of Expert Labor*, Chicago/London 1988; Angelika Wetterer: *Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion. „Gender at*

Work" in theoretischer und historischer Perspektive, Konstanz 2002, S. 242.

46 In den juristischen Berufen fand eine vergleichbare Entwicklung statt (Angelika Wetterer: „Ausschließende Integration – marginalisierte Integration: Geschlechterkonstruktionen in Professionalisierungsprozessen", in: Ayla Neusel/Angelika Wetterer (Hrsg.): *Vielfältige Verschiedenheiten. Geschlechterverhältnisse in Studium, Hochschule und Beruf*, Frankfurt/M. 1999, S. 223-253). Dort bevorzugen Frauen Familien-, Sozial- und Arbeitsrecht, wobei ihr Anteil – wie anderswo auch – mit ansteigendem Hierarchielevel sinkt. Bei den Fachanwälten (mit 7,5 Prozent 1996 deutlich unter dem 20-Prozent-Anteil in der Rechtsanwaltschaft insgesamt) und den Notaren als prestigeträchtigen Spezialisierungen ist der Frauenanteil besonders gering. Interessant ist dabei der Notarsberuf, der 1997 mit 4 Prozent Frauen besetzt war. In der früheren DDR war dies eine Frauendomäne mit mäßigem Prestige: Es gab dort kein Privateigentum an Grund und Boden und Produktionsmitteln, die NotarInnen waren unbedeutend. Seit der Wiedervereinigung sinkt auch im Osten der Frauenanteil bei den NotarInnen: 1997 lag er bei 47 Prozent, 1989 waren es noch 63 Prozent. Auch dies bestätigt die These der „ewigen Zweiten" (Reinhard Kreissl: *Die ewige Zweite. Warum die Macht den Frauen immer eine Nasenlänge voraus ist*, München 2000): Wo die Frauen kommen, geht die Macht.

47 Vgl. Nina Degele: „Differenzierung und Ungleichheit: eine geschlechtertheoretische Perspektive", in: Thomas Schwinn (Hrsg.): *Differenzierung und soziale Ungleichheit. Die zwei Soziologien und ihre Verbindung*, Frankfurt/M. 2004 b, S. 271-398.

48 Angelika Wetterer: „Ausschließende Integration – marginalisierte Integration: Geschlechterkonstruktionen in Professionalisierungsprozessen", in: Ayla Neusel/Angelika Wetterer (Hrsg.): *Vielfältige Verschiedenheiten. Geschlechterverhältnisse in Studium, Hochschule und Beruf*, Frankfurt/M. 1999, S. 237.

49 Angelika Wetterer: *Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion. „Gender at Work" in theoretischer und historischer Perspektive*, Konstanz 2002, S. 419-421.

50 Andrew Abbott: *The System of Professions. An Essay on the Division of Expert Labor*, Chicago/London 1988, S. 98-126.

51 Angelika Wetterer: „Ausschließende Integration – marginalisierte Integration: Geschlechterkonstruktionen in Professionalisierungsprozessen", in: Ayla Neusel/Angelika Wetterer (Hrsg.): *Vielfältige Verschiedenheiten. Geschlechterverhältnisse in Studium, Hochschule und Beruf*, Frankfurt/M. 1999, S. 239-242.

52 Angelika Wetterer: *Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion. „Gender at Work" in theoretischer und historischer Perspektive*, Konstanz 2002, S. 382.

53 Angelika Wetterer: „Ausschließende Integration – marginalisierte Integration: Geschlechterkonstruktionen in Professionalisierungsprozessen", in: Ayla Neusel/Angelika Wetterer (Hrsg.): *Vielfältige Verschiedenheiten. Geschlechterverhältnisse in Studium, Hochschule und Beruf*, Frankfurt/M. 1999, S. 230-234.

54 Ebd., S. 231.

55 Zum methodologischen Problem der Reifizierung vgl. Nina Degele/Dominique Schirmer: „Selbstverständlich heteronormativ: zum Problem der Reifizierung in der Geschlechterforschung", in: Sylvia Buchen/Nena Helfferich/Maja S. Maier (Hrsg.):

Gender methodologisch. Empirische Forschung in der Informationsgesellschaft vor neuen Herausforderungen, Opladen 2004 (i.E.).

56 Angelika Wetterer: „Ausschließende Integration – marginalisierte Integration: Geschlechterkonstruktionen in Professionalisierungsprozessen“, in: Ayla Neusel/Angelika Wetterer (Hrsg.): *Vielfältige Verschiedenheiten. Geschlechterverhältnisse in Studium, Hochschule und Beruf*, Frankfurt/M. 1999, S. 234.

57 Karin Gottschall: „Doing Gender While Doing Work? Erkenntnispotentiale konstruktivistischer Perspektiven“, in: Birgit Geissler/Friederike Maier/Birgit Pfau-Effinger (Hrsg.): *FrauenArbeitsMarkt*, Berlin 1998, S. 79-94.

58 Nina Degele: *Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln*, Opladen 2004a, S. 228f.

59 Marion Brehm: „Emotionen in der Arbeitswelt. Theoretische Hintergründe und praktische Einflussnahme“, in: *Arbeit* 10/2001, S. 206.

60 Vgl. Lisa Adkins: “Feminist Theory and Economic Change”, in: Stevi Jackson/Jackie Jones (Eds.): *Contemporary Feminist Theories*, Edinburg 1998, S. 34-49; Helena Flam: *Soziologie der Emotionen. Eine Einführung*, Konstanz 2002; Elaine J. Hall: “Waitering/Waitressing: Engendering the Work of Table Servers”, in: *Gender & Society* 7/1993, S. 329-346; Arlie Russell Hochschild: *Das gekaufte Herz. Zur Kommerzialisierung der Gefühle*, Frankfurt/M. 1990; Robin Leidner: *Fast food, fast talk: Service work and the routinization of everyday life*, Berkeley/Los Angeles 1993; Jennifer Pierce: *Gender Trials. Emotional Lives in Contemporary Law Firms*, Berkeley/Los Angeles/London 1995.

61 Arlie Russell Hochschild: *Das gekaufte Herz. Zur Kommerzialisierung der Gefühle*, Frankfurt/M. 1990.

62 Ebd., S. 103.

63 Elisabeth Beck-Gernsheim/Ilona Ostner: „Frauen verändern – Beruf nicht? Ein theoretischer Ansatz zum Problem von Frau und Beruf“, in: *Soziale Welt* 3/1978, S. 257-287.

64 Arlie Russell Hochschild: *Das gekaufte Herz. Zur Kommerzialisierung der Gefühle*, Frankfurt/M. 1990, S. 136f.

65 Vgl. Nina Degele: „‚Gender lag‘ – zum professionellen Umgang mit Unsicherheit“, in: Nina Degele/Tanja Münch/Hans Pongratz/Nicole Saam (Hrsg.): *Soziologische Beratungsforschung*, Opladen, 2001; Bettina Heintz/Eva Nadai/Regula Fischer/Hannes Ummel: *Ungleich unter Gleichen. Studien zur geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes*, Frankfurt/M. 1997; Robin Leidner: *Fast food, fast talk: Service work and the routinization of everyday life*, Berkeley/Los Angeles 1997; Jennifer Pierce: *Gender Trials. Emotional Lives in Contemporary Law Firms*, Berkeley/Los Angeles/London 1995.

66 Vgl. Nina Degele: *Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln*, Opladen 2004a, S. 140-151.

67 Lisa Adkins: *Sexuality, Family and the Labour Market*, Buckingham 1995.

68 Elaine J. Hall: “Waitering/Waitressing: Engendering the Work of Table Servers”, in: *Gender & Society* 7/1993, S. 329-346.

69 Vgl. Rose Weitz: “A History of Women’s Bodies”, in: Rose Weitz (Ed.): *The Politics of Women’s Bodies. Sexuality, Appearance, and Behavior*, Oxford 2003, S. 3-11.

70 Vgl. Kirsten Dellinger/Christine L. Williams: “Make-up at work: Negotiating

Appearance Rules in the Workplace", in: *Gender & Society* 11/1997, S. 151-177.

71 Valerie Steele: *Fetisch: Mode, Sex und Macht*, Oxford 1996, S. 186.

72 Joanne Entwistle: "Fashioning the Career Woman: Power Dressing as a Strategy of Consumption", in: M. Talbot/M. Andrews (Eds.): *All the World and her Husband: Women and Consumption in the Twentieth Century*, London 2000, S. 187-191.

73 Waltraud Posch: *Körper machen Leute. Der Kult um die Schönheit*, Frankfurt/M. 1999, S. 184-188.

74 Joanne Entwistle: "Fashioning the Career Woman: Power Dressing as a Strategy of Consumption", in: M. Talbot/M. Andrews (Eds.): *All the World and her Husband: Women and Consumption in the Twentieth Century*, London 2000, S. 188f.

75 Pierre Bourdieu: „Teilen und herrschen. Zur symbolischen Ökonomie des Geschlechterverhältnisses", in: Claudia Rademacher/Peter Wiechens (Hrsg.): *Geschlecht, Ethnizität, Klasse. Zur sozialen Konstruktion von Hierarchie und Differenz*, Opladen 2001, S. 22.

76 Arlie Russell Hochschild: *The Managed Heart. Commercialization of Human Feeling*, Berkeley u.a. 1983, S. 7.

77 Vgl. Nina Degele: „‚Schön mache ich mich für mich.' Schönheitshandeln als erfolgsorientiertes Handeln", in: Jutta Allmendinger (Hrsg.): *Entstaatlichung und soziale Sicherheit*, Opladen 2003, S. 802-817.

78 Vgl. Arlie Russell Hochschild: *Keine Zeit – Wenn die Firma zum Zuhause wird und Zuhause nur Arbeit wartet*, Opladen 2002.

79 Gisela Bock/Barbara Duden: „Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus", in: *Frauen in Wissenschaft*, Berlin 1977, S. 118-199.

80 Karin Hausen: „Arbeit und Geschlecht", in: Jürgen Kocka/Claus Offe (Hrsg.): *Geschichte und Zukunft der Arbeit*, Frankfurt/M. 2000, S. 354-359.

Literatur

Abbott, **Andrew:** *The System of Professions. An Essay on the Division of Expert Labor*, Chicago/London, 1988.

Adkins, **Lisa:** *Sexuality, Family and the Labour Market*, Buckingham 1995.

Adkins, Lisa: "Feminist Theory and Economic Change", in: Stevi Jackson/ Jackie Jones (Eds.): *Contemporary Feminist Theories*, Edinburg 1998, S. 34-49.

Allmendinger, Jutta u.a.: *Berufliche Werdegänge von Frauen in der Max-Planck-Gesellschaft: Ausgangslage und Veränderungspotential. Münchner Projektbericht Nr. 4.* München 1998.

Becker-Schmidt, Regina: „Die doppelte Vergesellschaftung – die doppelte Unterdrückung", in: Lilo Unterkirchner/Ina Wagner (Hrsg.): *Die andere Hälfte der Gesellschaft. Besonderheiten der Frauenforschung in den Sozialwissenschaften. Österreichischer Soziologentag 1985*, Wien 1987, S. 10-25.

Beck-Gernsheim, Elisabeth/Ostner, Ilona: „Frauen verändern – Beruf nicht? Ein theoretischer Ansatz zum Problem von Frau und Beruf", in: *Soziale Welt* 3/1987, S. 257-287.

Bock, Gisela/Duden, Barbara: „Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus", in: Gruppe Berliner Dozentinnen (Hrsg.): *Frauen und Wissenschaft*. Berlin 1977, S. 118-199.

Bourdieu, Pierre: „Teilen und herrschen. Zur symbolischen Ökonomie des Geschlechterverhältnisses", in: Claudia Rademacher/Peter Wiechens (Hrsg.): *Geschlecht, Ethnizität, Klasse. Zur sozialen Konstruktion von Hierarchie und Differenz*, Opladen 2001, S. 13-30.

Brehm, Marion: „Emotionen in der Arbeitswelt. Theoretische Hintergründe und praktische Einflussnahme", in: *Arbeit* 10/2001, S. 205-218.

Bublitz, Hannelore: „Geschlecht", in: Hermann Korte/Bernhard Schäfers (Hrsg.): *Einführung in die Hauptbegriffe der Soziologie*, Opladen 1992, S. 59-78.

Cockburn, Cynthia: *Machinery of Dominance: Women, Men and Technical Know-how*, London 1985 (Deutsch: *Die Herrschaftsmaschine. Geschlechterverhältnis und technisches Know-how*, Berlin/Hamburg 1988).

Crompton, Rosemary: „Geschlecht, soziale Schichtung und Arbeit", in: L. Christof Armbruster/Ursula Müller/ Marlene Stein-Hilbers (Hrsg.): *Neue Horizonte? Sozialwissenschaftliche Forschung über Geschlechter und Geschlechterverhältnisse*, Opladen 1995, S. 135-155.

Cyba, Eva: „Geschlechtsspezifische Arbeitsmarktsegregation: Von den Theorien des Arbeitsmarktes zur Analyse sozialer Ungleichheiten auf dem Arbeitsmarkt", in: Birgit Geissler/ Friederike Maier/Birgit Pfau-Effinger (Hrsg.): *FrauenArbeitsMarkt.*, Berlin 1998, S. 37-61.

Degele, Nina: „‚Gender lag'" – zum professionellen Umgang mit Unsicherheit", in: Nina Degele/Tanja Münch/ Hans Pongratz/Nicole Saam (Hrsg.): *Soziologische Beratungsforschung*, Opladen 2001.

Degele, Nina: „‚Schön mache ich mich für mich.' Schönheitshandeln als erfolgsorientiertes Handeln", in: Jutta

Allmendinger (Hrsg.): *Entstaatlichung und soziale Sicherheit*, 2 Bände, Opladen 2003, S. 802-817.

Degele, Nina: „Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln“, Opladen 2004a.

Degele, Nina: „Differenzierung und Ungleichheit: eine geschlechtertheoretische Perspektive“, in: Thomas Schwinn (Hrsg.): *Differenzierung und soziale Ungleichheit. Die zwei Soziologien und ihre Verbindung*, Frankfurt/M. 2004b, S. 271-398.

Degele, Nina/Schirmer, Dominique: „Selbstverständlich heteronormativ: zum Problem der Reifizierung in der Geschlechterforschung“, in: Sylvia Buchen/Nena Helfferich/Maja S. Maier (Hrsg.): *Gender methodologisch. Empirische Forschung in der Informationsgesellschaft vor neuen Herausforderungen*, Opladen 2004, S. 107-122.

Dellinger, Kirsten/Williams, Christine L.: “Make-up at work: Negotiating Appearance Rules in the Workplace”, in: *Gender & Society* 11/1997, S.151-177.

Diezinger, Angelika: „Arbeit im weiblichen Lebenszusammenhang: Geschlechtshierarchische Arbeitsteilung als Ursache der Geschlechterungleichheit“, in: Andrea Bührmann/Angelika Diezinger/Sigrid Metz-Göckel (Hrsg.): *Arbeit, Sozialisation, Sexualität. Zentrale Felder der Geschlechterforschung*, Opladen 2000, S. 15-19.

Eickelpasch, Rolf: „Hierarchie und Differenz. Anmerkungen und Anfragen zur „konstruktivistischen Wende“ in der Analyse sozialer Ungleichheit“, in: Claudia Rademacher/Peter Wiechens (Hrsg.): *Geschlecht, Ethnizität, Klasse. Zur sozialen Konstruktion von Hierarchie und Differenz*, Opladen 2001, S. 53-62.

Entwistle, Joanne: “Fashioning the Career Woman: Power Dressing as a Strategy of Consumption”, in: M. Talbot/M. Andrews (Eds.): *All the World and her Husband: Women and Consumption in the Twentieth Century*, London 2000.

Flam, Helena: *Soziologie der Emotionen. Eine Einführung*, Konstanz 2002.

Franks, Suzanne: „Unsichtbare Arbeit: Der Geschlechter-Evergreen?“, in: Jan Engelmann/Michael Wiedemeyer (Hrsg.): *Kursbuch Arbeit. Ausstieg aus der Jobholder-Gesellschaft – Start in eine neue Tätigkeitskultur?*, Stuttgart/München 2000, S. 62-76.

Frerichs, Petra: „Klasse und Geschlecht als Kategorien sozialer Ungleichheit“, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 52/2000, S. 36-59.

Game, Ann/Pringle, Rosemary: *Gender at Work*, Sydney/Boston 1983.

Gottschall, Karin: „Geschlechterverhältnis und Arbeitsmarktsegregation“, in: Regina Becker-Schmidt/Gudrun-Axeli Knapp (Hrsg.): *Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften*, Frankfurt/M. 1995, S. 125-162.

Gottschall, Karin: „Doing Gender While Doing Work? Erkenntnispotentiale konstruktivistischer Perspektiven“, in: Birgit Geissler/Friederike Maier/Birgit Pfau-Effinger (Hrsg.): *FrauenArbeitsMarkt*, Berlin 1998, S. 63-94.

Hall, Elaine J.: “Waitering/Waitressing: Engendering the Work of Table Servers”, in: *Gender & Society* 7/1993, S. 329-346.

Hausen, Karin: „Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ – eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben“, in: Werner Conze (Hrsg): *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*, Stuttgart 1976, S. 363-393.

Hausen, Karin: „Arbeit und Geschlecht“, in: Jürgen Kocka/Claus Offe (Hrsg.): *Geschichte und Zukunft der Arbeit*, Frankfurt/M. 2000, S. 343-361.

Heintz, Bettina/Eva Nadai: „De-Institutionalisierungsprozesse und geschlechtliche Differenzierung“, in: *Zeitschrift für Soziologie* 27/1998, S. 75-93.

Heintz, Bettina/Nadai Eva/Fischer, Regula/Ummel, Hannes: *Ungleich unter Gleichen. Studien zur geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes*, Frankfurt/M. 1997.

Hochschild, Arlie Russell: *Das gekaufte Herz. Zur Kommerzialisierung der Gefühle*, Frankfurt/M./New York 1990 (Original 1983).

Hochschild, Arlie Russell: *Keine Zeit – Wenn die Firma zum Zuhause wird und Zuhause nur Arbeit wartet*, Opladen 2002.

Hofbauer, Johanna/Ulli Pastner: „Der diskrete Charme der Diskriminierung. Ästhetisierung von Frauenarbeit als unscheinbare Form der Missachtung“, in: Ursula Holtgrewe/Stephan Voswinkel/Gabriele Wagner (Hrsg.): *Anerkennung und Arbeit*, Konstanz 2000, S. 219-246.

Klein, Uta: „Das Geschlechterverhältnis und die Soziologie“, in: Armin Nassehi u.a. (Hrsg.): *Zugänge zur Gesellschaft, Bd. 2: Spezielle Soziologien,* Münster 1995, S. 191-223.

Klinger, Cornelia: „Ungleichheit in den Verhältnissen von Klasse, Rasse und Geschlecht“, in: Gudrun-Axeli Knapp/Angelika Wetterer (Hrsg.): *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II*, Münster 2003, S. 14-48.

Knapp, Gudrun-Axeli: „Segregation in Bewegung: Einige Überlegungen zum ‚Gendering‘ von Arbeit und Arbeitsvermögen“, in: Karin Hausen/Gertraude Krell (Hrsg.): *Frauenerwerbsarbeit. Forschungen zu Geschichte und Gegenwart*, München 1993, S. 25-46.

Knapp, Gudrun-Axeli: „Unterschiede machen: Zur Sozialpsychologie der Hierarchisierung im Geschlechterverhältnis“, in: Regina Becker-Schmidt/Gudrun-Axeli Knapp (Hrsg.): *Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften*, Frankfurt/M. 1995, S. 163-194.

Knapp, Gudrun-Axeli: „Grundlagenkritik und stille Post. Zur Debatte um einen Bedeutungsverlust der Kategorie ‚Geschlecht‘“, in: Bettina Heintz (Hrsg.) *Geschlechtersoziologie. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie,* Sonderheft 41, Opladen: WDV 2001, S. 53-74.

Krais, Beate: „Das soziale Feld Wissenschaft und die Geschlechterverhältnisse“, in: Beate Krais (Hrsg.): *Wissenschaftskultur und Geschlechterforschung. Über die verborgenen Mechanismen männlicher Dominanz in der akademischen Welt*, Frankfurt/M. 2000, S. 31-54.

Krebs, Angelika: *Arbeit und Liebe. Die philosophischen Grundlagen sozialer Gerechtigkeit*, Frankfurt/M. 2002.

Kreissl, Reinhard: *Die ewige Zweite. Warum die Macht den Frauen immer eine Nasenlänge voraus ist*, München 2000.

Leidner, Robin: *Fast food, fast talk: Service work and the routinization of everyday life*, Berkeley/Los Angeles 1993.

Pasero, Ursula: „Geschlechterforschung revisited: Konstruktivistische und systemtheoretische Perspektiven“, in: Theresa Wobbe/Gesa Lindemann (Hrsg.): *Denkachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede vom Geschlecht*, Frankfurt/M. 1994, S. 264-296.

Pierce, Jennifer: *Gender Trials. Emotional Lives in Contemporary Law Firms*, Berkeley/Los Angeles/ London 1995.

Posch, Waltraud: *Körper machen Leute. Der Kult um die Schönheit*, Frankfurt/M. 1999.

Prokop, Ulrike: *Weiblicher Lebenszusammenhang. Von der Beschränktheit der Strategien und der Unangemessenheit der Wünsche*, Frankfurt/M. 1979.

Rademacher, Claudia/Wiechens, Peter (Hrsg.): *Geschlecht, Ethnizität, Klasse. Zur sozialen Konstruktion von Hierarchie und Differenz*, Opladen 2001.

Rubin, Gayle: “The Traffic in Women. Notes on the ‘Political Economy’ of Sex”, in: Linda Nicholson (Ed.): *The Second Wave. A Reader in Feminist Theory*, New York/London 1997, S. 27-62 (Original 1975).

Steele, Valerie: *Fetisch: Mode, Sex und Macht*, Berlin 1996 (Englisch: *Fetish: Fashion, Sex and Power*, Oxford 1996).

Teubner, Ulrike: „Geschlecht und Hierarchie“, in: Angelika Wetterer (Hrsg.): *Profession und Geschlecht*, Frankfurt/ M. 1992, S. 45-50.

Teubner, Ulrike: „Das Fiktionale der Geschlechterdifferenz. Oder: Wie geschlechtsspezifisch ist die Kategorie Geschlecht?“, in: Angelika Wetterer (Hrsg.): *Die soziale Konstruktion von Geschlecht in Professionalisierungsprozessen*, Frankfurt/M. 1995, S. 247-262.

Vester, Michael/Gardemin, Daniel: „Milieu und Klassenstruktur. Auflösung, Kontinuität oder Wandel der Klassengesellschaft?“, in: Claudia Rademacher/Peter Wiechens (Hrsg.): *Geschlecht, Ethnizität, Klasse. Zur sozialen Konstruktion von Hierarchie und Differenz*, Opladen 2001, S. 219-274.

Weitz, Rose: “A History of Women’s Bodies”, in: Rose Weitz (Ed.): *The Politics of Women’s Bodies. Sexuality, Appearance, and Behavior*, Oxford 2001, S. 3-11.

Wetterer, Angelika: „Hierarchie und Differenz im Geschlechterverhältnis“, in: Angelika Wetterer (Hrsg.): *Profession und Geschlecht. Über die Marginalität von Frauen in hochqualifizierten Berufen*, Frankfurt/M. 1992, S. 13-40.

Wetterer, Angelika: „Das Geschlecht (bei) der Arbeit. Zur Logik der Vergeschlechtlichung von Berufsarbeit“, in: Ursula Pasero/Friederike Braun (Hrsg.): *Konstruktion von Geschlecht*, Pfaffenweiler 1995, S. 199-223.

Wetterer, Angelika: „Ausschließende Integration – marginalisierte Integration: Geschlechterkonstruktionen in Professionalisierungsprozessen“, in: Ayla Neusel/Angelika Wetterer (Hrsg.): *Vielfältige Verschiedenheiten. Geschlechterverhältnisse in Studium, Hochschule und Beruf*, Frankfurt/M. 1999, S. 223-253.

Wetterer, Angelika: *Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion. „Gender at Work“ in theoretischer und historischer Perspektive*, Konstanz 2002.

Williams, Christine: *Gender differences at work: Women and men in nontraditional occupations*, Berkeley/ Los Angeles 1989.

Willms-Herget, Angelika: *Frauenarbeit. Zur Integration von Frauen in den Arbeitsmarkt*, Frankfurt/M. 1985.

Astrid M. Fellner

„Haus, Haushalt, Häuslichkeit“

Ein kulturhistorischer Überblick über die Rolle der Frau in den USA

> *Help Wanted: Homemakers. Requirements: Intelligence, good health, energy, patience, sociability, skills: at least 2 different occupations. Hours: 99.6 a week. Salary: None. Opportunities for advancement: None. Job Security: None*
>
> *Ms. Magazine*, Juli 1972

In unserer spät-kapitalistischen Gesellschaft werden die Begriffe ‚Haus‘, ‚Haushalt‘ und ‚Häuslichkeit‘ oft mit Rückständigkeit und Wertkonservatismus assoziiert, während ‚Erwerbstätigkeit’ und ‚finanzielle Unabhängigkeit‘ Synonyme für Emanzipation sind. Aus konservativen Kreisen wiederum klingen Stimmen durch, die meinen, die Geringschätzung der Rolle der Hausfrau wurde durch die Frauenbewegung ausgelöst. Feministinnen aber sahen die Stellung der Hausfrau, vor allem aber die gesellschaftliche Inakzeptanz ihrer Arbeit, immer auch als ein soziales Problem, das eine der Hauptursachen für Geschlechterungleichheit darstellte. Mit dem Aufruf zur Politisierung des ‚Privaten‘ leitete die Frauenbewegung in den späten 60er und den 70er Jahren eine Ära feministischer Politik ein, die die um die Kernfamilie errichtete Ideologie der Häuslichkeit ins Wanken brachte. Hausarbeit wurde zu einem öffentlichen Thema, das inzwischen in der Politik unter dem globalen Begriff ‚Frauenfrage‘ zusammengefasst wird. Unter Hausarbeit wird generell jene Arbeit verstanden, die „außerhalb des Lohnverhältnisses in der Herstellung und Wiederherstellung lebendigen Arbeitsvermögens verausgabt wird.“[1] Diese materiellen Tätigkeiten wie Putzen, Einkaufen, Kochen und Kinderbetreuung geschehen vorwiegend verborgen im Haushalt, wodurch diese Aufgaben als privat und damit oft als gesellschaftlich irrelevant abgestempelt werden. Historisch betrachtet kann man bedeutende Veränderungen im Funktionswandel des Haushalts feststellen, die entscheidend auf die Institutionalisierung eines Arbeitsbereiches der Frau im Haus abzielten.

Im Folgenden soll ein kurzer Abriss über die Rolle der Frau in den USA gegeben werden, in dem aufgezeigt wird, wie sich das Bild der Hausfrau gewandelt

hat, wobei das Hauptaugenmerk auf die amerikanischen feministischen Vorkämpferinnen im 18. Jahrhundert sowie die beiden Frauenbewegungen im 19. und 20. Jahrhundert gelegt wird, die immer wieder Fragen der modernen Hausarbeit aufgegriffen und zu ihren zentralen Themen gemacht haben.

Frühere historische Abhandlungen über die Geschichte der amerikanischen Hausfrauen betrachteten die Kolonialzeit (17. und 18. Jahrhundert) als das goldene Zeitalter der Hausfrau.[2] Der koloniale Haushalt wurde als ein harmonischer Ort eines einfacheren Lebens, eines Lebens vor der Industrialisierung, vor der Verstädterung verehrt, an dem der Kampf ums Überleben noch beide Geschlechter verband. Die Mutter, die am Spinnrad sitzt, die Kinder, die Hühner füttern, Töchter, die Holz zum Herd bringen und der Vater, der mit seinen Söhnen auf dem Feld arbeitet, gelten auch heute noch oft als Klischee eines simplen, puritanischen Lebens, das die Familie als ein gemeinsames Unternehmen sieht. Laut diesen Studien habe die Arbeit der Frau im Haushalt in den folgenden 200 Jahren als ein respektierter Teil des ökonomischen Lebens in Amerika an Ansehen verloren. Das Bild der kolonialen Hausfrau, „colonial goodwife", die einen wichtigen Beitrag zur Prosperität des Haushalts leistete, wandelte sich und wurde durch ein Bild der Ehefrau und Mutter ersetzt, die sozial und ökonomisch von ihrem Mann abhängig ist. Als Grund für diese Veränderung werden Industrialisierung und die immer wichtiger werdende Bedeutung von Löhnen genannt, die den Status der verschiedenen Formen der Arbeit definierten. Mit dem Einsetzen des Kapitalismus habe sich die ökonomische Produktion vom Haushalt entfernt und in Profit orientierte Unternehmen verlagert, wodurch es zu einer Trennung in zwei Sphären kam: die öffentliche, den Arbeitsplatz, in dem es um Produktion geht, und die private, nicht ökonomische, in der es sich um Reproduktion dreht.

Neuere Studien von Mary Beth Norton, Laurel Thatcher Ulrich und Jeanne Boydston über die Hausarbeit kolonialer Frauen stellen allerdings die frühere Annahme in Frage, dass Frauen durch ihre Arbeit im gemeinsamen, autonomen, puritanischen Haushalt einen höheren sozialen Stellenwert hatten als in den darauf folgenden Jahrhunderten.[3] So argumentiert Ulrich, dass die Unterschiede im Leben der kolonialen Frauen und derer in späteren Zeiten weniger in der ökonomischen Notwendigkeit der von ihnen verrichteten Arbeit gelegen habe, sondern in den Formen der gesellschaftlichen Organisation, die die ökonomischen Pflichten im engen Zusammenhang mit familiären Pflichten sah, wobei der Haushalt der Frau mehr in die öffentliche Welt des Dorfes eingebunden war. Wie Boydston erklärt, lag der Unterschied nicht in der Art der Arbeit, die die Frauen verrichteten, sondern in welcher Weise ihre Arbeit in den sozialen Mustern der täglichen Interaktion der Gemeinschaft positioniert war.[4] Natürlich war auch in der Kolonialzeit eine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung vorhanden und der soziale und politische Status der Frau war dem des Mannes untergeordnet. Allerdings scheint es, dass die Arbeit der Frau nicht als weniger produktiv als die des Mannes gesehen wurde.[5] Der Puritaner John Cotton (1584-1652) bezeichnete z.B. die Frauen als „a necessary good" und verwies laut Boydston damit sowohl auf die materielle als auch die emotionale Unterstützung der Frau in der kolonialen Gemeinde. Die Arbeit der

Frau in, wie er sagt, „managing ... domestical and household affairs“, vor allem „at the wash-house ... at the needle, at the wheel, [and] at the spindle“, stellten „her *trade*“, also ihr Gewerbe dar.[6] Die Arbeit der Frau galt für ihn also als produktiv.

Die Sichtbarkeit der Hausarbeit der Frauen in der frühen Kolonialzeit kann damit erklärt werden, dass die puritanische Definition von Ökonomie ihren Ursprung auf das altgriechische Wort *oikos* zurückführte, das auch Haushalt bedeutet. In seiner Rede „Œconomie“, die den Untertitel trägt „Or, Household-Government: A Short Survey of the Right Manner of Erecting and Ordering a Family, according to the Scriptures“, erklärte der puritanische Prediger William Perkins im Jahr 1631, dass jegliche Arbeit, die zur materiellen Rentabilität des Familienlebens beitrage, ökonomisch sei, egal ob es sich dabei um den Anbau und die Herstellung von Nahrungsmitteln, das Hüten des Viehbestands oder die Erziehung der Kinder handle.[7] Diese Auffassung änderte sich allerdings bereits vor der Industrialisierung im Verlauf des 17. und 18. Jahrhunderts aufgrund von verschiedenen Transformationen in der kolonialen Gesellschaft. So könnten die drastisch gestiegene Bevölkerungszahl und die damit verbundene Beschränkung der Verfügbarkeit von Land, die Angst um Besitzansprüche auf das Land und die zunehmenden kolonialen Handelsbeziehungen zu einer Dissoziation von Haushaltsarbeit und ökonomischem Wert beigetragen haben.[8] Ökonomischer Wert wurde auch mit Besitz in Zusammenhang gebracht, und Frauen hatten nach dem in Amerika geltenden englischen „Common Law“ kein Recht, persönliches Eigentum zu besitzen. Zudem konnten Frauen nur in ihrer Rolle als Ehefrauen, als sogenannte „femes coverts“, an der öffentlichen Welt teilhaben, in der sie von ihren Ehemännern repräsentiert wurden.[9] Der ideologische Wandel und das Aufkommen eines neuen kulturellen Verständnisses von Ökonomie, das die Arbeit der Frau ab dem späten 18. Jahrhundert definieren sollte, war, so sind sich Historiker einig, mit dem Ausbruch der amerikanischen Revolution bereits vollzogen.

Wie die Studien von Linda Kerber belegen, kamen Frauen während der Revolutionsjahre wichtige Aufgaben zu.[10] Oft fungierten sie als so genannte „*deputy husbands*“ und mussten allein Haus und Hof führen, während ihre Männer im Krieg waren. Sie versorgten auch die Truppen, beherbergten Soldaten, führten diverse Boykottaktionen an und warben um Geld für den Krieg. Wenn Frauen während der Revolution auch diese wichtigen Aufgaben zukamen und der Staatsmann John Adams damals behauptete, dass die Rebellion zu einem wichtigen Teil von den wirtschaftlichen Bemühungen der Frauen abhing,[11] so überlebte diese politische Anerkennung der Haushaltsarbeit jedoch die revolutionäre Krise nicht. Der Liberalismus, der die führende Theorie der Revolution war und die politischen Diskurse bis heute prägt, schloss Frauen von den neuen Rechten, die die neue Republik gewähren sollte, aus.

In der maßgeblich von Thomas Jefferson verfassten *Declaration of Independence* steht zwar die These „All men are created equal“, doch sah die politische Wirklichkeit des neuen Staates anders aus. Nur weiße Männer durften wählen, und dem passiven Wahlrecht standen zunächst auch hohe Eigentumsklauseln im Wege. Aber Frauen, Sklaven und Indianer waren vom Wahlrecht ausgeschlossen. Ein Ausgleich zwischen der noch in der Kolonialzeit als soziale und ökonomische

Einheit und als Ordnungsinstanz dominierenden Institution der Familie und den öffentlichen Institutionen musste erst noch entwickelt werden. Zunächst wurden die weißen Amerikanerinnen, die in der Vorrevolutionszeit angesichts des Frauenmangels sozioökonomisch, wenngleich nicht politisch, nahezu gleiche Rechte in und außerhalb des Hauses genossen hatten, stärker auf ihre Rolle als Ehefrauen und Mütter zurückgedrängt.

Wie Londa Schiebinger erklärt, gelang es den Denkern der Aufklärung, die ungleiche Stellung der Frau innerhalb der neu entworfenen demokratischen Ordnung epistemologisch zu rechtfertigen, indem sie die Fragen nach den Rechten und Fähigkeiten der Frauen wissenschaftlich zu lösen versuchten. Die Wissenschaft hatte den Beweis erbracht, dass „die menschliche Natur nicht gleich, sondern nach Alter, Rasse und Geschlecht unterschieden war."[12] Zudem fand im späten 18. Jahrhundert eine radikale Änderung von Geschlechtsauffassung statt. Laut dem Historiker Thomas Laqueur wurde das alte Modell, das so genannte Eingeschlechtsmodell, in dem Männer und Frauen entsprechend ihrem Ausmaß an metaphysischer Perfektion und ihrer vitalen Hitze entlang einer vertikalen Achse angeordnet waren, deren Telos das Männliche war, von einem neuen Modell, dem Zwei-Geschlechtermodell, abgelöst, das auf einem radikalen Dimorphismus der biologischen Verschiedenheit beruht.[13] Seit dem späten 18. Jahrhundert schienen Anatomie und Physiologie des Geschlechterunterschieds ein verlässliches Fundament zu liefern, auf dem sich eine Theorie der Geschlechterbeziehungen begründen ließ. Die ‚Frauenfrage' im neu gegründeten Staat wurde somit durch die Idee von der Geschlechterpolarität geklärt. Die Theorie von der Polarität oder Komplementarität der Geschlechter, wie Londa Schiebinger sie nennt, nach der Mann und Frau nicht gleich, sondern einander ergänzende Gegensätze seien, fügte sich in den Rahmen des liberalen bürgerlichen Denkens:

> „[S]ie ließ die gesellschaftlichen Unterschiede als natürliche erscheinen, und sie befriedigte gleichzeitig das Bedürfnis nach Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern, da sie der Frau einen spezifischen Ort im sozialen Leben zuwies. Der privaten, liebenden und sorgenden Frau, Folie des öffentlichen Vernunftswesens Mann, wurde in der neuen Demokratie eine eigene Rolle, die Rolle der nährenden, hegenden Mutter auf den Leib geschrieben."[14]

Der Komplementarismus sah die häusliche Umgebung als den Ort an, in dem sich die besonderen Eigenschaften der Frau in bester Weise entfalten konnten. Die Mutterrolle wurde entscheidend aufgewertet und als natürliche Bestimmung und höchste Erfüllung der Frau glorifiziert.

Im post-revolutionären Amerika entwickelte sich somit ein Diskurs der Häuslichkeit, der das Dasein der Frau über ihre Rolle als Hausfrau rechtfertigte. „[N]eedle work, the care of domestic affairs, and a serious and retired life, is the proper function of women, and for this they were designed by Providence" steht z.B. in Caleb Binghams *The American Preceptor*, einem Buch, das in der frühen Republik weit verbreitet war.[15] Tugendhafte, tüchtige Hausfrauen, so formulierte es der Gouverneur William Livingston von New Jersey in seinem Essay „Our Grand-Mothers", in dem er mit Wehmut auf den kolonialen Haushalt zurückblickte,

„maintained good order and harmony in their empire“ und „enjoyed happiness in their chimney corners.“ Der Haushalt sollte für sie „the source of their pleasure; and the foundation of their glory“ sein.[16] Priester bezogen sich bei Grabreden und Nachrufen von Frauen oft auf den Text aus der Bibel, in dem diejenige Frau als tugendhaft beschrieben wird, die „looketh well to the Ways of her Household and eateth not the Bread of Idleness.“[17] Dass die tägliche Realität der Frauen allerdings beschwerlich und mühselig war, belegen Tagebücher und Briefe, die im 18. Jahrhundert geschrieben wurden, in denen Frauen mit wenig Begeisterung über ihre Haushaltstätigkeiten berichteten.[18]

Die Zuweisung von gleichfalls separaten kulturellen Betätigungsbereichen für Frauen blieb jedoch nicht unwidersprochen. Noch bevor Mary Wollstonecraft in England im Jahre 1792 ein Buch mit dem Titel *Eine Verteidigung der Rechte der Frauen* herausbrachte, formulierte Abigail Adams, Ehefrau des zweiten und Mutter des sechsten Präsidenten, die Forderung nach Gleichberechtigung der häuslichen und der öffentlichen Sphäre in ihrem Briefwechsel mit ihrem Mann John Adams. Ihr Kommentar kann als Auftakt der frühen feministischen Bewegung gelesen werden:

> „I long to hear that you have declared an independancy – and by the way in the new Code of Laws which I suppose it will be necessary for you to make I desire you would Remember the Ladies, and be more generous and favourable to them than your ancestors […] If perticuliar [sic] care and attention is not paid to the Laidies [sic] we are determined to foment a Rebelion [sic], and will not hold ourselves bound by any Laws in which we have no voice, or Representation.“[19]

Ihr Mann reagierte allerdings ablehnend und meinte: „Depend upon it, We know better than to repeal our Masculine systems.“ Eine politische Anerkennung der Rechte der Frauen würde die Männer komplett dem „Despotism of the Peticoat“ unterwerfen.[20]

Auch Judith Sargent Murray beklagte die Rolle der Frau im späten 18. Jahrhundert und setzte sich in einer Reihe von Essays, die im *Massachusetts Magazine* erschienen, für gleiche Bildungschancen für Frauen und Männer ein. In ihrem Aufsatz „On the Equality of the Sexes“ (1790), der zu einem der bekanntesten gesellschaftspolitischen Texte der Zeit wurde, argumentierte sie, dass Frauen sehr wohl Intellekt hätten und „die Nadel und die Küche“ nicht genug Stimulus für sie wären. Sie schreibt:

> „Should it still be vociferated, ‘Your domestick [sic] employments are sufficient’ – I would calmly ask, is it reasonable, that a candidate for immortality, for the joys of heaven, an intelligent being, who is to spend an eternity in contemplating the works of Deity, should at present be so degraded, as to be allowed no other ideas, than those which are suggested by the mechanism of a pudding, or the sewing the seams of a garment?“[21]

Die angebliche intellektuelle Inferiorität der Frauen sei auf ihre Erziehung zurückzuführen; wenn Frauen die gleiche Erziehung wie Männer genießen könn-

ten, würden die Unterschiede der intellektuellen Kapazitäten verschwinden. Murray wird oft im Zusammenhang mit dem Konzept der ‚*Republican Motherhood*' genannt, das sich als Modell einer politischen Sozialisation der Frauen im Hause entwickelte. Mit Hilfe der Ideologie der ‚*Republican Motherhood*' wurde das häusliche Leben politisiert, da es die Aufgabe der Frau war, ihre Söhne zu ehrenwerten Bürgern der neuen Republik zu erziehen und die Töchter so zu instruieren, dass sie, wenn sie selbst zu Müttern wurden, wiederum ihre Söhne erziehen konnten. Die Verfechterinnen der ‚*Republican Motherhood*'-Ideologie setzten sich auch für bessere Bildung der Frauen ein. Frauen mussten gebildet sein, sodass sie ihre Söhne erziehen und sie zu ehrenwerten politischen Männern der Öffentlichkeit machen konnten. So gesehen kann das Konzept der „*Republican Motherhood*," das auch stark von Frauen propagiert wurde, als Vorläufer des in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts populären Aufrufs „the personal is the political" gesehen werden. Es war im ausklingenden 18. Jahrhundert wahrscheinlich auch deshalb so erfolgreich, weil es sowohl von konservativen als auch von reformistischen Denkern vereinnahmt werden konnte.

Im 19. Jahrhundert ging die Ideologie der ‚*Republican Motherhood*' dann im viktorianischen Häuslichkeitsdiskurs, dem ‚*cult of true womanhood*' auf. Der Häuslichkeitskult, der die wahre Weiblichkeit auf ein Podest stellte, wurde in dieser Zeit geradezu zelebriert. Die Frau wurde primär als Naturwesen gesehen, und ihr biologisches Vermögen bestimmte ihre geistige und seelische Beschaffenheit und machte sie für Hausarbeit geradezu prädestiniert. Zwischen 1820 und 1830 entstanden eine Reihe von Büchern, die Ratschläge für Haushalt und Kindererziehung gaben. So lancierte Lydia Maria Child mit ihrem aus bitterer Armutserfahrung entstandenen *The Frugal Housewife* (1829) das erfolgreiche Genre des Ratgeberbuchs. Selbst diejenigen Frauen, die die Wichtigkeit der Arbeit der Hausfrau betonten, glaubten an diese Häuslichkeitsideologie. Catherine Beecher z.B., die gemeinsam mit ihrer Schwester, der Autorin Harriet Beecher Stowe, das Buch *The American Woman's Home* schrieb, pries die private häusliche Sphäre der Frau als ihr wahres Territorium. Die Autorinnen der Häuslichkeitsliteratur verunglimpften Geschäft und Politik als Orte der Selbstsucht und Geldgier. Im populären *Ladies' Magazine*, das in Boston erschien, wetterte die Herausgeberin Sarah Hale:

> „Our men are sufficiently money-making (...). Let us keep our women and children from the contagion as long as possible. To do good and to communicate, should be the motto of Christians and republicans."[22]

Durch die strikte Trennung von Heim und Welt, lobte die Häuslichkeitsideologie, sei die private Sphäre für Männer ein Refugium von den Plagen und dem Ärger ihres öffentlichen Lebens.

Nachdem der Franzose Alexis de Tocqueville zu Beginn des 19. Jahrhunderts Amerika besucht hatte, bemerkte er in seiner einflussreichen Studie über das Leben in Amerika, *Democracy in America*: „In America the independence of woman is irrecoverably lost in the bonds of marriage." Aber, so sagte er, die Frau sei selbst schuld, denn „[she] voluntarily and freely enters upon this engagement". „She

has learned by the use of her independence to surrender it without a struggle and without a murmur when the time comes for making the sacrifice.“[23]

In einer romantischen Leseart wurden im Verlauf des 19. Jahrhunderts die Begriffe Haushalt und Häuslichkeit vom Begriff der Arbeit getrennt betrachtet, und die Verpflichtungen im Hause wurden als Form der Muße gesehen. Für Frauen der oberen Schichten oder für Südstaatenfrauen, deren Haushalt von Sklaven geführt wurde, mag diese Aussage ja vielleicht zutreffen. Afrikanisch-amerikanische Frauen allerdings hatten nie eigene Familien, in denen sie sich um ihre Kinder hätten kümmern können. Sie mussten immer im Haushalt der Weißen kochen und putzen und die Kinder anderer aufziehen. Am Ende des 19. Jahrhunderts entwickelte sich auch das Bild der Aunt Jemima, der prototypischen Repräsentation einer schwarzen Southern ‚*Mammy*‘. Die Southern *Mammy* wurde für Weiße zum Ideal der Hausfrauen: Liebevoll und hingebungsvoll kümmert sie sich um Kinder und ist scheinbar in dieser Aufgabe glücklich. In ihrem Buch *The American Women's Almanac* charakterisiert Louise Bernikow die Mammy Aunt Jemima folgendermaßen:

> „At the height of controversies about reforming and simplifying household work, she epitomized a whole set of values associated with preindustrial households, community life, and African-American women happy to take care of white people.“[24]

Es scheint, dass sich die feministische Auseinandersetzung mit dem Problem der Hausarbeit vorwiegend auf weiße Mittelklassefrauen beschränkt hat. Im 19. Jahrhundert gab es eine Reihe von Versuchen, das Problem der Hausarbeit zu thematisieren. Am Beginn der ersten Frauenbewegung stand aber der Kampf um Gleichberechtigung im öffentlichen Leben im Vordergrund. Die erste Frauenbewegung in den USA in der Mitte des 19. Jahrhunderts wuchs aus der Bewegung zur Beendigung der Sklaverei. Sobald Frauen im Kampf für die Freiheit und Gleichheit der afrikanisch-amerikanischen Sklaven aktiv wurden und an ihre Grenzen stießen, stellte sich die Frage, warum Frauen im Allgemeinen sich nicht derselben Rechte erfreuen durften wie Männer. Im Jahre 1840 versuchten Frauen von New York am Weltkongress zur Anti-Sklaverei teilzunehmen. Sie mussten aber hinter einem Vorhang sitzen und durften nicht öffentlich sprechen. So entschloss sich in der Folge Elizabeth Cady Stanton, eine der enttäuschten Kongressbesucherinnen, zusammen mit Lucretia Mott einen anderen Kongress einzuberufen, der sich ausschließlich dem Frauenrecht widmen sollte. Auf diesem Konvent, der 1848 in Seneca Falls im Staate New York stattfand, präsentierten Stanton und Mott die so genannte „*Declaration of Sentiments and Resolutions*“, in der sie die Ungleichheiten der Frauen aufzählten. Diese Deklaration ist im Wortlaut fast gänzlich an den der *Declaration of Independence* orientiert, fügt aber Frauen und ihre Rechte hinzu: Der erste Satz z.B. heißt: „We hold these truths to be self-evident: that all men and women are created equal.“[25] Im Folgenden werden dann Beispiele für die ungleiche Behandlungen der Frauen durch Männer aufgezählt, so wie 72 Jahre zuvor Thomas Jefferson die des englischen Königs aufgelistet hatte. Der Konvent schloss mit der Forderung nach gleichen Rechten für Frauen in allen Belangen des Lebens. Die Erwerbung des

Wahlrechts, so dachte man, würde der erste Schritt für Frauen sein, die sozialen Ungleichheiten zu bekämpfen.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verlagerte sich dann der Fokus der Frauenbewegung auf Reformvorschläge im privaten Bereich. Lucy Stone, eine der bekanntesten Frauenrechtlerinnen, beklagte das Hausfrauendasein bei einer Frauenrechtsversammlung in Worcester, Massachusetts, und kritisierte, dass die Frau im Hause entweder „a ceaseless drudge", also ein unermüdliches Arbeitstier, oder „a blank", also ein Nichts wäre.[26] Neben der politischen Repräsentation begannen Frauen von nun an auch die ökonomische Unabhängkeit zu fordern. Einer der wichtigen Texte des späten 19. Jahrhunderts, der die Rolle der Hausfrau thematisiert, ist Charlotte Perkins Gilmans *Women and Economics* (1898). Gilman wurde vor allem mit ihrer Kurzgeschichte „Die gelbe Tapete" bekannt, in der eine Frau beschrieben wird, die verrückt wird, nachdem sie von ihrem Arzt eine Ruhekur verordnet bekommt und in einem Haus eingesperrt wird. Die Autorin stammte ursprünglich aus Connecticut und war mit Charles Walter Stetson verheiratet. Nach der Geburt ihrer Tochter hatte Gilman tiefe Depressionen und bekam eine Ruhekur verordnet, bei der ihr jegliche geistige Anstrengung und insbesondere das Schreiben untersagt war. Durch diese Kur fühlte sich Gilman so zerrüttet, dass sie ihre Familie verließ und zu einer Freundin nach Kalifornien floh. Sie ließ sich von ihrem Mann scheiden und begann, sich mit sozialen, politischen und anthropologischen Fragen zu beschäftigen. Dazu hielt sie Vorträge für Gewerkschaften, Reformatoren und Frauengruppen der Westküste.

Gilmans reformistische Ideen beziehen sich auf den weiblichen Privatbereich: Sie war der Meinung, dass die politischen Rechte der Frauen sekundär wären; wichtiger erschien ihr ein gesamter sozialer Umdenkprozess, in dem das Konzept der Familie überdacht und die Ideologie der separaten häuslichen Sphäre aufgegeben werden sollte. In ihrem soziologisch-ökonomischen Werk *Women and Economics* identifiziert Gilman die soziale Abhängigkeit vom Mann als das größte Problem und plädiert für die ökonomische Unabhängigkeit von Frauen.

> „If the wife is not, then, truly a business partner, in what way does she earn from her husband the food, clothing, and shelter she receives at his hands? By house service, it will be instantly replied. This is the general misty idea upon the subject, – that women earn all they get, and more, by house service. Here we come to a very practical and definite economic ground. Although not producers of wealth, women serve in the final processes of preparation and distribution. Their labor in the household has a genuine economic value."[27]

Weil die Arbeit der Frau im Hause ökonomisch ist, forderte Gilman auch finanzielle Entgeltung von Hausarbeit. In Hinblick auf eine praktische Lösung der Hauswirtschafts- und Hausfrauenfrage schlug Gilman eine kollektive Familienversorgung sowie eine kooperative Haushaltsführung vor und trat für küchenlose Häuser ein. So hatte sie die Idee, dass in den Vororten mehrere Nachbarhäuser, die durch überdachte Gänge verbunden seien, von einer gemeinsamen Großküche Gebrauch machen könnten. In so einem Großhaushalt würde durch Arbeitsteilung auch das

Putzen reduziert werden und die Kinderversorgung gemeinsam vorgenommen werden können. Speziell für berufstätige Frauen werde somit das Leben erleichtert:

> „If there should be built and opened in any of our large cities to-day a commodious and well-served apartment house for professional women with families, it would be filled at once. The apartments would be without kitchens; but there would be a kitchen belonging to the house from which meals could be served to the families in their rooms or in a common dining-room, as preferred. It would be a home where the cleaning was done by efficient workers, not hired separately by the families, but engaged by the manager of the establishment; and a roof-garden, day nursery, and kindergarten, under well-trained professional nurses and teachers, would insure proper care of the children.“[28]

Diese von Gilman propagierten sozialistischen ‚Heimkolonien‘ blieben jedoch Utopien.

Im Jahr 1920 bekamen die amerikanischen Frauen das Wahlrecht, aber die Stellung der Frauen im alltäglichen Leben verbesserte sich genau genommen kaum. Ganz im Gegenteil: In Amerika machte sich nach dem zweiten Weltkrieg infolge des Wirtschaftsbooms, der Technologisierung des Haushalts und des ansteigenden Konsumrausches ein erneuter konservativer Häuslichkeitsboom bemerkbar.

Auch in der amerikanischen Literatur der 50er und 60er Jahre wird die Rolle der Hausfrau thematisiert und der konservative Häuslichkeitsdiskurs kritisiert. So beklagt sich die Dichterin Anne Sexton, eine wichtige Vertreterin der Bekenntnislyrik, unter anderem über ihr Hausfrauendasein. Sexton hatte zeitlebens schwere Depressionen, die nach der Geburt ihrer zwei Kinder begannen. In ihrem kurzen Gedicht „Housewife“ kritisiert sie die Rolle der Frau wie folgt:

> „Some women marry houses.
> It’s another kind of skin; it has a heart,
> a mouth, a liver and bowel movements.
> The walls are permanent and pink.
> See how she sits on her knees all day,
> faithfully washing herself down.
> Men enter by force, drawn back like Jonah
> into their fleshy mothers.
> A woman *is* her mother.
> That’s the main thing.“[29]

Sexton kritisiert dabei vor allem den Stellenwert des Hauses als den Ort, der den Frauen angeblich die beste Möglichkeit der weiblichen Lebenserfüllung bietet. Dies ist ein Klischee, das Mütter an ihre Töchter weitergeben. Männer sehen in ihren Ehefrauen keine gleichberechtigten Partnerinnen, sondern ihre eigenen Mütter, die nur dafür da zu sein scheinen, Männern das Leben so angenehm wie möglich zu machen.

Tillie Olsens Kurzgeschichte „I Stand Here Ironing“ liefert ebenfalls eine gute Beschreibung des Hausfrauendaseins in den 50er Jahren. Olsen, die die Mittelschu-

le abgebrochen hatte und mit Hilfe einer Reihe von schlecht bezahlten Jobs ihre vier Kinder großzog, gibt in dieser Geschichte die Gedanken einer Mutter beim Bügeln wieder. Die Erzählerin steht vor dem Bügelbrett und erzählt in einer Art trostlosen Monologs über ihre Tochter, von der sie sich aufgrund ihrer Armut und aus Zeitmangel emotional entfernt hat. Die Geschichte endet mit einem Schimmer Hoffnung, als sie ihren imaginären Gesprächspartner bittet, sich um ihre Tochter zu kümmern: „Only help her to know – help make it so there is cause for her to know – that she is more than this dress on the ironing board, helpless before the iron.“[30]

Diese Hilflosigkeit und die damit verbundene Frustration, der Frauen in einer patriarchalen Gesellschaft ausgesetzt sind, bilden auch das Hauptthema in Betty Friedans Buch *Der Weiblichkeitswahn* (1963). Die Vorort-Hausfrau, so charakterisierte sie Friedan,

> „das war das Traumbild der jungen Amerikanerinnen und die Wunschvorstellung, so wurde behauptet, der Frauen in aller Welt. Denn die amerikanische Hausfrau war dank der Wissenschaft und arbeitssparender Geräte von der täglichen Plackerei, den Gefahren des Gebärens und den Krankheiten der Großmütter erlöst worden. Sie war gesund, schön, gebildet und kümmerte sich nur um ihren Mann, ihre Kinder und ihr Heim. Sie hatte wahre weibliche Erfüllung gefunden. Als Hausfrau und Mutter wurde sie als vollgültige und gleichberechtigte Partnerin des Mannes in seiner Welt anerkannt. Sie konnte unter Automobilen, Kleidern, Elektrogeräten und Supermärkten wählen; sie hatte alles, wovon Frauen immer geträumt hatten.“[31]

Friedan, die ‚Mutter‘ der modernen Frauenbewegung, liefert in diesem Buch eine Abrechnung mit der traditionellen Frauenrolle der Nachkriegszeit. Das Buch wurde im Nu zum Bestseller.

Friedans Kampf um die Gleichberechtigung entsprang ihrer eigenen gutbürgerlichen Biografie. Friedan stammt aus Peoria, Illinois, einem Ort im amerikanischen mittleren Westen. Nach einem Psychologiestudium am Smith College in Massachusetts, einer reinen Frauenuniversität, erhielt sie ein Promotionsstipendium für Berkeley, das sie jedoch abbrach – wie es heißt, aus Furcht, eine vertrocknete akademische Jungfer zu werden. Stattdessen ging sie 1944 nach New York und arbeitete als Reporterin in einer kleinen Gewerkschaftszeitung. Amerikas Männer zogen kurz danach in den Krieg, so dass es reichlich Jobs für Frauen gab. Als die inzwischen Verheiratete allerdings 1949 um Mutterschaftsurlaub ersuchte, wurde sie entlassen. Der Arbeitsmarkt war nach der Rückkehr der Soldaten aus dem Krieg wieder männergesättigt und Frauen wurden an den Herd zurückgeschickt. Auch Friedan wurde hauptberufliche Hausfrau und Mutter, wodurch ihr Frust begann. Sie erstickte am Wohlstand, doch hatte sie zu dieser Zeit kein Vokabular, um das eigentliche Problem beim Namen zu nennen.

Eine Umfrage unter ihren ehemaligen Studienkolleginnen bestätigte Friedan darin, dass sie nicht alleine an diesem „Problem ohne Namen“ litt. Alle diese überqualifizierten Hausfrauen in ihren hübschen Vorstadthäusern mit Einbauküche, Kühlschrank und Waschmaschine klagten über Depressionen, fühlten sich gelangweilt, unerfüllt und unglücklich. Die Wohlstandsgesellschaft hatte ihre ersten

heimlichen Opfer. Und dafür verantwortlich machte Betty Friedan den „Weiblichkeitswahn“, der besagt, dass „der höchste Wert und die einzige Verpflichtung für Frauen die Erfüllung ihrer Weiblichkeit sei.“[32] Diese Erfüllung könnten Frauen nur in ihrer Rolle als Hausfrau und Mutter erreichen.

> „Der neue Wahn macht Hausfrauen-Mütter, die niemals Gelegenheit hatten, etwas anderes zu sein, zum Vorbild für alle Frauen; er setzt voraus, daß die Historie, was Frauen anlangt, *hic et nunc* ein glorreiches Endstadium erreicht habe. Intellektuell verbrämt, erhebt er einfach gewisse konkrete, begrenzte, häusliche Aspekte des Frauendaseins – Kochen, Saubermachen, Waschen, Gebären – zu einer Religion, zu einem Vorbild, nach dem alle Frauen jetzt leben müssen, wenn sie ihre Weiblichkeit nicht verleugnen wollen.“[33]

Viele Hausfrauen jedoch sahen in Friedans Buch eine Attacke und Beleidigung ihres Berufes und dachten, wie es eine Hausfrau in einem Interview mit Studs Terkel ausdrückte: „I think Woman’s Lib puts down a housewife.“[34] Der Frauenbewegung wurde nachgesagt, sie würde die Arbeit der Frau geringschätzen und als minderwertig betrachten. Friedan ging es in ihrem Buch aber primär darum, Frauen die Notwendigkeit eines eigenen Lebensplanes vor Augen zu führen, der auch Selbstverwirklichung und nicht nur Aufopferung für Heim und Familie beinhaltet.

Als Änderungsvorschlag führt Friedan im letzten Kapitel in *Weiblichkeitswahn* Folgendes an:

> „Nicht durch ärztliche Kunst und nicht einmal durch Psychotherapie lassen sich diese Probleme lösen. Wir müssen das kulturelle Leitbild der Weiblichkeit so grundlegend umgestalten, daß es den Frauen erlaubt, ohne Konflikt mit ihrer sexuellen Erfüllung zu Reife, Identität und Vollständigkeit des Ich zu gelangen.“[35]

Ob sich dieses kulturelle Bild der Weiblichkeit geändert hat, mag allerdings bezweifelt werden. Sieht man sich heute Zeitschriften wie *Vogue*, *Good Housekeeping*, *McCall’s* oder *Ladies’ Home* an, scheinen die Änderungen gering zu sein. Zugegebenermaßen hat sich unter erwerbstätigen Frauen ein neues Selbstbewusstsein ausgebreitet und fast niemand will mehr Nur-Hausfrau sein, aber die Hausarbeit ist immer noch zu verrichten, und sie wird in den meisten Fällen von Frauen verrichtet. Obwohl die Frau in den heutigen Zeitschriften als emanzipierte und sexuell liberalisierte Frau dargestellt wird, die frei darüber entscheiden kann, ob sie einer beruflichen Karriere nachgehen, oder sich um ihre Kinder zu Hause kümmern will, so ist dies trügerisch, denn diese Entscheidung ist nicht frei und sicherlich nicht einfach zu treffen. Es ist nach wie vor eine Last für die Frau, Privates und berufliche Karriere miteinander zu verbinden. Sozioökomische Aspekte, vor allem in den niedrigen Einkommensschichten, machen es unabdingbar, dass Frauen Geld verdienen. Vor allem alleinerziehende Mütter sehen sich oft mit dem Problem konfrontiert, wie sich Kinderbetreuung, Haushalt und Beruf vereinbaren lassen. Neben den obligatorischen Karrieretipps geben Frauenmagazine diverse Ratschläge für die Führung eines Haushalts und sind voll von Kochtipps und anderen Strategien, wie die Frau ihren Mann zu Hause glücklich stimmen kann. Der

Neokonservatismus scheint geradezu zu blühen. Kochkünste werden gepriesen und gelten immer noch als die besten Verführungskünste. Die wichtigste Aufgabe und Erfüllung einer Frau, so wird suggeriert, ist es immer noch, primär die Bedürfnisse anderer zufriedenzustellen. Medien propagieren ein Bild einer Superfrau, die es nicht nur schafft, einen Beruf zu haben, sondern auch noch Mann, Kinder, Haus und Garten pflegt und dabei auch noch dem Schönheitsideal entspricht, also sportlich, jung und dynamisch aussieht. Diese kulturellen Weiblichkeitsdiskurse unterwerfen Frauen neuen Zwängen, die vielfach zu Überforderung führen.

Im Fernsehen kann man in der Serie *Roseanne* eine typische Hausfrau bewundern, die humorvoll mit dem Hausfrauensyndrom zu kämpfen hat. Allerdings sind vor allem Serien wie *Ally McBeal*, *Sex in the City* oder *Veronica* beliebt, die starke Karrierefrauen zeigen und den Eindruck entstehen lassen, die (post)moderne Frau habe es geschafft, die Binarität von häuslicher und öffentlicher Sphäre zu überschreiten. Und doch ist jede Episode dieser Serien von einem Gefühl der Nostalgie durchzogen, die den Preis dieser Entscheidung für eine Karriere anklingen lassen. Die Frage stellt sich, ob weibliche Singles nicht irgendwie doch unglücklich seien, weil sie keinen Ehering tragen. Im Büro geht es in den Diskussionen vorwiegend um ihren Wunsch nach einem Mann und Familie, was zum Problem der Doppelbelastung der Frau von Beruf und Familie führt. So betrachtet, können diese Serien zwar als Darstellung von emanzipierten, erfolgreichen Karrierefrauen und deren Problemen gesehen werden; sie sind aber gleichzeitig auch wertkonservativ, da unterschwellig ein Diskurs von einer ‚Vollständigkeit des Ichs', die nur über heterosexuelle Beziehungen garantiert werden kann, vermittelt wird.

Resümierend kann gesagt werden, dass sich in den USA das Bild der Hausfrau im Laufe der Jahrhunderte zwar gravierend geändert hat, die Probleme der Hausarbeit, vor allem wer sie wann verrichtet, sich allerdings nur verlagert haben und bei Weitem nicht gelöst sind. Natürlich gibt es inzwischen auch viele Männer, die die Hausarbeit verrichten, nur sehen sich auch diese mit Problemen konfrontiert, die vor allem mit der gesellschaftlichen Akzeptanz ihrer Arbeit zu tun haben. Auf politischer Ebene sind immer noch keine Konzepte entwickelt worden, die Hausarbeit aufzuwerten. Die Kampagne „Wages for Housework" (WFH), die sich seit 1972 in den USA dafür engagiert hat, die Doppelbelastung der Frauen sichtbar zu machen und einen angemessenen Lohn für die Hausarbeit zu fordern, versucht eine Lösung zu bieten, die sich aber bei Weitem noch nicht durchgesetzt hat. Zwar kommt Frauen heutzutage eine gewisse Entscheidungsfreiheit zugute, doch wenn sie sich individuell entweder für die eine oder andere Alternative entscheiden können, so wird das seit der Frauenbewegung zum Politikum erhobene Private wiederum reprivatisiert. Das Thema der Vereinbarkeit von Beruf und Haushalt wird so lange ein ‚persönliches Dilemma' bleiben, solange keine geeigneten politischen Lösungen gefunden werden, die die Trennung von volkswirtschaftlich ‚produktiver' und ‚nicht produktiver' Arbeit aufheben und, ausgehend von einem gesellschaftlichen Umdenkprozess, die gesamtgesellschaftlich geleistete Arbeit unabhängig von geschlechtsspezifischen Identitäten verteilen.

Anmerkungen

1 Gertraude Kittler: *Hausarbeit: Zur Geschichte einer „Natur-Ressource“*, München 1980, S. 10.

2 Vgl. Elisabeth A. Dexter: *Colonial Women of Affairs: Women in Business and the Professions in Colonial America Before 1776*, Boston 1924.

3 Vgl. Mary Beth Norton: “The Myth of the Golden Age”, in: Carol Ruth Berkin und Mary Beth Norton (Hrsg.): *Women of America: A History*, Boston 1979; Laurel Thatcher Ulrich: *Good Wives: Image and Reality in the Lives of Women in Northern New England, 1650-1750*, New York 1982; Jeanne Boydston: *Home and Work: Housework, Wages, and the Ideology of Labor in the Early Republic*, New York 1990.

4 Laurel Thatcher Ulrich: *Good Wives*: *Image and Reality in the Lives of Women in Northern New England, 1650-1750*, New York 1982, S. 33-34 und Jeanne Boydston: *Home and Work: Housework, Wages, and the Ideology of Labor in the Early Republic*, New York 1990 S. 3.

5 Vgl. Jeanne Boydston: *Home and Work: Housework, Wages, and the Ideology of Labor in the Early Republic*, New York 1990, S. 5.

6 John Cotton: *A Meet Help. Or, a Wedding Sermon, Preached at New-Castle in New-England, June 19, 1694*, Boston 1699, S. 14, zitiert nach Jeanne Boydston: *Home and Work: Housework, Wages, and the Ideology of Labor in the Early Republic*, New York 1990, S. 5.

7 Zitiert nach Jeanne Boydston: *Home and Work: Housework, Wages, and the Ideology of Labor in the Early Republic*, New York 1990, S. 18.

8 Ebd., S. 24.

9 Vgl. Pauline Schloesser: *The Fair Sex: White Women and Racial Patriarchy in the Early American Republic*, New York 2002, S. 2.

10 Vgl. Linda Kerber: *Women of the Republic: Intellect and Ideology in Revolutionary America*, Chapel Hill, NC 1980.

11 Jeanne Boydston: *Home and Work: Housework, Wages, and the Ideology of Labor in the Early Republic*, New York 1990, S. 30.

12 Londa Schiebinger: *Schöne Geister: Frauen in den Anfängen der modernen Wissenschaft*, Stuttgart 1993, S. 302.

13 Thomas Laqueur: *Auf den Leib geschrieben*, Frankfurt/M. 1992, S. 18.

14 Londa Schiebinger: *Schöne Geister: Frauen in den Anfängen der modernen Wissenschaft*, Stuttgart 1993, S. 304.

15 Caleb Bingham: *The American Preceptor*, Boston 1811, S. 104.

16 William Livingston, „Our Grand-Mothers“, *Massachusetts Magazine*, IV (Jänner 1792), S. 14-15.

17 *Buch der Sprichwörter 31*, zitiert nach Mary Beth Norton: *Liberty's Daughters: The Revolutionary Experience of American Women, 1750-1800*, Ithaca, NY 1980, S. 5.

18 Mary Beth Norton führt eine Reihe von Tagebucheintragungen und Briefen an, in denen Frauen sich über die langweilige tägliche Routine ihrer Arbeit beschweren. Vgl. ebd., S. 9-39.

19 Brief von Abigail Adams an John Adams vom 31. März 1776, in: L. H. Butterfield/Marc Friedlaender/Mary-Jo Kline (Hrsg): *The Book of Abigail and John: Selected Letters of the Adams Family: 1762-1784*, Cambridge, MA 1975, S. 121.

20 Brief von John Adams an Abigail Adams vom 14. April 1776, in ebd., S. 123.

21 Judith Sargent Murray: "On the Equality of the Sexes", in: Sharon M. Harris (Hrsg.): *Selected Writings of Judith Sargent Murray*, New York 1995, S. 7.
22 *Ladies' Magazine*, 3 (Jänner 1830), S. 325.
23 Alexis de Tocqueville: *Democracy in America*, Band 2, New York 1945, S. 212-213.
24 Louise Bernikow: *The American Women's Almanac*: *An Inspiring and Irreverent Women's History*, New York 1997, S. 295.
25 "Declaration of Sentiments and Resolutions", in: Leslie B. Tanner (Hrsg.): *Voices From Women's Liberation*, New York 1970, S.43.
26 Elizabeth Cady Stanton / Susan B. Anthony / Matilda Jocelyn Gage: *History of Woman Suffrage*, 1881, New York 1969, S. 233.
27 Charlotte Perkins Gilman: *Women and Economics: A Study of the Economic Relations between Women and Men*, 1898. Amherst, MA 1994, S. 242.
28 Ebd. S. 242.
29 Anne Sexton: "Housewife" in: *The Complete Poems*, Boston 1981, S. 77.
30 Tillie Olsen: "I Stand Here Ironing" in: *Tell Me a Riddle*, New York 1956, S. 12.
31 Betty Friedan: *Der Weiblichkeitswahn oder die Selbstbefreiung der Frau: Ein Emanzipationskonzept*, Reinbek bei Hamburg 1966, S. 19.
32 Ebd. S. 37.
33 Ebd. S. 37.
34 Studs Terkel: „Just a Housewife: Therese Carter", in: Anders Breidlid, u.a. (Hrsg.): *American Culture: An Anthology of Civilization Texts*, London/New York 1996, S.125.
35 Betty Friedan: *Der Weiblichkeitswahn oder die Selbstbefreiung der Frau: Ein Emanzipationskonzept*, Reinbek bei Hamburg 1966, S. 236.

Literatur

Beecher, Catherine E./ Beecher Stowe, Harriet: *The American Woman's Home: or, Principles of Domestic Science*, New York 1869.

Bernikow, Louise in association with the National Women's History Project: *The American Women's Almanac*: *An Inspiring and Irreverent Women's History*, New York 1997.

Bingham, Caleb: *The American Preceptor*, Boston 1811.

Boydston, Jeanne: *Home and Work: Housework, Wages, and the Ideology of Labor in the Early Republic*, New York 1990.

Butterfield, Lyman Henry/ Friedlaender, Marc /Kline, Mary-Jo (Hrsg): *The Book of Abigail and John: Selected Letters of the Adams Family: 1762-1784*, Cambridge, MA 1975.

Cady Stanton, Elizabeth/Anthony, Susan B./Gage, Matilda Jocelyn: *History of Woman Suffrage*, 1881, New York 1969.

Child, Lydia Maria: *The Frugal Housewife*, 1829, New York 1999.

Dexter, Elisabeth A.: *Colonial Women of Affairs: Women in Business and the Professions in Colonial America Before 1776*, Boston 1924.

Friedan, Betty: *Der Weiblichkeitswahn oder die Selbstbefreiung der Frau: Ein Emanzipationskonzept*, Reinbek bei Hamburg 1966.

Kerber, Linda: *Women of the Republic: Intellect and Ideology in Revolutionary America*, Chapel Hill 1980.

Kittler, Gertraude: *Hausarbeit: Zur Geschichte einer „Natur-Ressource"*, München 1980.

Laqueur, Thomas: *Auf den Leib geschrieben: Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*, Frankfurt/M. 1992.

Livingston, William: "Our Grand-Mothers", in: *Massachusetts Magazine*, IV Januar/1792, S. 14-15.

Murray, Judith Sargent: "On the Equality of the Sexes", in: Sharon M. Harris (Hrsg.): *Selected Writings of Judith Sargent Murray*, New York 1995.

Norton, Mary Beth: "The Myth of the Golden Age", in: Carol Ruth Berkin/ Mary Beth Norton (Hrsg.): *Women of America: A History*, Boston 1979.

Olsen, Tillie: *Tell Me a Riddle*, New York 1956.

Perkins Gilman, Charlotte: *Women and Economics: A Study of the Economic Relations between Women and Men*, 1898. Amherst, MA 1994.

Schiebinger, Londa: *Schöne Geister: Frauen in den Anfängen der modernen Wissenschaft*, Stuttgart 1993.

Schloesser, Pauline: *The Fair Sex: White Women and Racial Patriarchy in the Early American Republic*, New York 2002.

Sexton, Anne: *The Complete Poems*, Boston 1981.

Tanner, Leslie B. (Hrsg.): *Voices From Women's Liberation*, New York 1970.

Terkel, Studs: "Just a Housewife: Therese Carter", in: Anders Breidlid u.a. (Hrsg.): *American Culture: An Anthology of Civilization Texts*, London/ New York 1996.

Tocqueville, Alexis de: *Democracy in America*, Band 2, New York 1945.

Ulrich, Laurel Thatcher: *Good Wives: Image and Reality in the Lives of Women in Northern New England, 1650-1750*, New York 1982.

Sara Lennox

Warum gingen die Trümmerfrauen zurück an den Herd?

Gender im Kalten Krieg

1963 untersuchte Betty Friedans *Der Weiblichkeitswahn* die mysteriöse Krankheit, die amerikanische Hausfrauen überfallen zu haben schien. *Der Weiblichkeitswahn* stellte die Frage, die seither durch den Feminismus spukt: „Warum gingen Frauen nach 1945 zurück an den Herd?"[1] Um 1949 dokumentiert Friedan einen plötzlichen Umschwung im Selbstverständnis amerikanischer Frauen: Nachdem sie fünfzig Jahre lang für mehr Zugang zur öffentlichen Sphäre gekämpft hatten, schienen sie jetzt plötzlich bereit zu sein, ihre Aktivitäten auf die Privatsphäre zu beschränken. In Deutschland schränkte der Nationalsozialismus die Teilnahme von Frauen an männlich definierten Bereichen stark ein, während er gleichzeitig Frauen aufforderte, sich in frauenspezifischen Unternehmungen der NSDAP zu engagieren. Unter den drastischen Bedingungen der ersten Nachkriegszeit waren westdeutsche Trümmerfrauen für fast alle Aspekte des Alltags verantwortlich, bis – so wird behauptet – die Männer wieder nach Hause kamen und die Frauen protestlos ihre alten unterlegenen häuslichen Rollen wieder aufnahmen. (Viele feministische und andere WissenschaftlerInnen haben darauf hingewiesen, dass Frauen der Arbeiterklasse in den USA und der Bundesrepublik kaum je die Wahl hatten, sich gemächlich wieder zu Hause einzurichten, und sie betonen auch, dass auch in den fünfziger Jahren verschiedene Frauen – Aktivistinnen, Alleinstehende, Lesben – diesem Druck standhielten, aber darum geht es nicht in diesem Aufsatz.) Seit dem Beginn der Frauenbewegung in der Bundesrepublik zerbrachen sich auch westdeutsche Feministinnen wie ihre amerikanischen Schwestern die Köpfe über den Verrat ihrer Mütter: Warum gingen auch westdeutsche Frauen zurück an den Herd?

Obwohl auch das nicht zum Hauptanliegen meines Beitrags gehört, ließen sich leicht Nachweise für den amerikanischen Einfluss auf den westdeutschen Feminismus führen: Von den frühesten übersetzten Raubdrucken des amerikanischen Women's Liberation Movement bis zur Suhrkamp-Reihe mit dem englischen Titel *Gender Studies* wurde der westdeutsche Feminismus stark von angloamerikanischer Theorie und zum Teil auch von der Praxis beeinflusst. Mit zusätzlicher Hilfe von Engels, Bebel und Simone de Beauvoir stimmte das auch in Bezug auf die Terminologie, die Feministinnen hier und dort benutzten, um die Zurückweisung

ihrer Mütter in den häuslichen Bereich zu verstehen und zu beschreiben. Spätestens seit Beginn des industriellen Zeitalters wurde die männliche Domäne als die der Öffentlichkeit, der Moderne und der Geschichte betrachtet, während Frauen auf die Privatsphäre beschränkt wurden, die als traditionell, zeitlos und unveränderbar galt. Obwohl amerikanische und westdeutsche Feministinnen die gleichen Kategorien anwenden, um die Situation von Frauen nach 1945 und vor dem Feminismus zu verstehen, bleiben die jeweiligen Erklärungen für die Rückkehr an den Herd ausschließlich national. Der Rückzug westdeutscher Frauen aus der öffentlichen Sphäre wird zum Beispiel als Reaktion auf die Strapazen der Zeit zwischen 1945 und 1947 in *Deutschland* verstanden – obwohl die weibliche Redomestizierung ganz ähnliche Formen in allen westlichen Industrieländern annahm. In dem vorliegenden Aufsatz möchte ich zwei Fragen nachgehen: Ich möchte zuerst die Frage erörtern, ob die Erfahrungen von Frauen in der Nachkriegszeit nicht als wichtiger Teil der Geschichte verstanden werden müssen, statt sie außerhalb der Geschichte zu beschreiben. Dies würde auch implizieren, dass es bestenfalls eine Vereinfachung wenn nicht gänzlich falsch wäre, die Rückkehr unserer Mütter an den Herd als einen Rückzug aus der öffentlichen Geschichte in einen ahistorischen Bereich der traditionellen Häuslichkeit zu verstehen. Zweitens möchte ich untersuchen, inwiefern es möglich sein könnte, eine übernationale Erklärung für die Veränderungen der Definition von Weiblichkeit in den späten vierziger Jahren zu entwickeln. Mein besonderes Interesse gilt der Untersuchung, inwiefern neue Definitionen von Weiblichkeit in der Nachkriegszeit durch die größeren Belange der amerikanischen Besatzung Deutschlands beeinflusst wurden oder mit ihnen zusammenhängen. Das würde bedeuten, in ganz anderer Weise auf den amerikanischen Einfluss auf die Konstruktion westdeutscher Weiblichkeit im Zeitalter des Kalten Kriegs zu bestehen.

Einige neuere Untersuchungen tragen zur Beantwortung dieser Fragen bei. In seinem Buch *More. The Politics of Economic Growth in Postwar America* (*Mehr. Die Politik des wirtschaftlichen Wachstums im Amerika der Nachkriegszeit*) erforscht der Wirtschaftshistoriker Robert M. Collins, wie und warum sich U.S.-amerikanische Politiker in der Zeit nach 1945 in erster Linie dem Ziel des unbegrenzten wirtschaftlichen Wachstums verpflichteten. Collins stellt fest, dass in der ersten Nachkriegszeit das Wachstumsregime in der Sphäre der politischen Ökonomie die leitenden Werte der modernen Konsumkultur ausdrückte. Er argumentiert weiter, dass diese Werte das amerikanische Leben durch das ganze zwanzigste Jahrhundert hindurch so sehr beinflussen, dass die meisten Amerikaner sogar glaubten, die Konsumkultur wäre Amerika und *vice versa*.[2] Collins stimmt damit mit dem deutschen Historiker Charles Maier überein, der feststellt, diese „Politik der Produktivität" diene als amerikanisches Organisationsprinzip für die Weltwirtschaft der Nachkriegszeit. Nach Maier ging es den Amerikanern auch unter anderem darum, die europäischen Arbeiterparteien zu überzeugen, dass das wirtschaftliche Wachstum ihre bisherige Politik der Klassenantagonismen ersetzen könnte und sollte.[3] Collins betont außerdem, dass ein auf dem Prinzip von „Konsum, immer mehr Konsum" beruhendes wirtschaftliches Wachstum, das die amerikanische Regierung so energisch und entschlossen verfolgte, keinen Ersatz für die politische Ideologie bildet,

sondern gerade die Verkörperung und der Ausdruck politischer Ideologie ist.[4] In seinem Buch *An All-Consuming Century* (*Ein alleskonsumierendes Jahrhundert*) entwickelt der amerikanische Historiker Gary Cross diese Argumente über die Beziehung zwischen Wirtschaftspolitik und Ideologie weiter. Cross ist der Ansicht, dass die Ideologie, die sowohl die USA als auch zunehmend die ganze Welt besiegt habe, die der amerikanischen Konsumkultur sei, d.h. „der Glaube, dass Konsumgüter den Individuen und ihren Rollen in der Gesellschaft Bedeutung verleihen",[5] „[…] die nie bewusste Entscheidung, sich selbst und die Gesellschaft durch den Besitz von Konsumgütern zu definieren".[6] Konsum sei ein so integraler Teil aller anderen Aspekte der U.S.-amerikanischen Gesellschaft, dass „AmerikanerInnen es schwierig finden, irgendwelche Alternativen oder Änderungen ernsthaft in Betracht in ziehen". Sie halten die Wechselbeziehung zwischen dem Arbeitsaufwand am Arbeitsplatz und ihrer dadurch erkauften Freiheit, ihren Arbeitslohn für Konsumgüter auszugeben, für naturgegeben.[7] Cross untersucht schrittweise den Siegeszug der Konsumkultur im Laufe des Jahrhunderts und betont besonders, wie das enthusiastische amerikanische Konsumverhalten nach 1945, das sich im Erwerb von Autos, Privathäusern und Haushaltsgeräten ausdrückte, „eine Art von Haushaltskonsum bestätigte, die wir heute mit den fünfziger Jahren assoziieren, die aber in den Sehnsüchten der dreiβiger verwurzelt ist".[8] Wie viele Betriebe in den von Cross zitierten Werbetexten während des Kriegs betonten, war es die Kultur des ständig wachsenden Haushaltskonsums, die den ‚*American way of life*' bestimmte. Genau darum gehe es im Zweiten Weltkrieg, argumentierte ein Werbetext:

> „Jahrelang haben wir um einen höheren Lebensstandard gekämpft, und jetzt kämpfen wir, um ihn vor denen zu schützen, die uns wegen unserer nationalen Errungenschaften beneiden".[9]

Für Collins und Cross sind Produktivität und Konsum die von Regierungskräften wie auch von der Bevölkerung unterstützten Eigenschaften, die die Nachkriegszeit in den USA charakterisierten und auch die Wirtschaftspolitik bestimmten, und die Regierungskräfte auch anderswo durchzusetzen versuchten.

Welche Rolle spielen Frauen in diesem Bild des Nachkriegswohlstands? In Collins Buch werden sie gar nicht erwähnt, und bei Cross kommen sie kaum vor. Aber andere Untersuchungen weisen uns in aussichtsreichere Richtungen. In einer Rezension von Cross betont Lawrence Glickman stärker als Cross selber,

> „dass die Nachkriegskonsumkultur nicht hedonistisch, sondern ‚domestiziert' war, da sie sich hauptsächlich auf das Einfamilienhaus in der Vorstadt und die Kleinfamilie richtete".[10]

Er kritisiert Cross dafür, dass er die Rolle der Frau nicht untersucht,

> „da, wie ja Werbungsleute und Frauenverbände ganz früh erkannten, Frauen den Hauptteil der unbezahlten Arbeit der Konsumgesellschaft verrichten: Einkaufen, Haushaltsplanung, Umgestaltung älterer Modelle".[11]

In ihrem Buch *Homeward Bound. Families in the Cold War Era* (*Rückkehr nach Hause. Familien im Zeitalter des Kalten Krieges*) hebt Elaine Tyler May jenseits

der Aufgaben, die mit dem Konsum selber zusammenhängen, auch die Erfüllung sozialer und psychologischer Bedürfnisse durch eine Kleinfamilie hervor, die sich gegenüber einer neuen Nachkriegsordnung behaupten musste, die zwar einerseits reich an Möglichkeiten, anderseits aber von Gefahren und Unsicherheiten wie Atomkrieg, Kommunismus, Entfremdung am Arbeitsplatz und Jugendkriminalität bedroht war. May stellt fest:

> „Ausgerüstet mit Haushaltsgeräten, Straβenkreuzern, Barbecue im Garten und Dreirädern auf den Gehsteigen stellte die legendäre Familie der fünfziger Jahre etwas Neues dar. Sie war nicht, wie die Volksweisheit uns weismachen will, der letzte Seufzer eines tief in der Vergangenheit verwurzelten ‚traditionellen' Familienlebens. Stattdessen war sie der erste groβangelegte Versuch, eine Privatfamilie zu produzieren, die fast alle persönlichen Bedürfnisse ihrer Mitglieder durch ein vitales und expressives Privatleben befriedigen könnte".[12]

Aus solchen Beobachtungen lieβe sich der vorläufige Schluss ziehen, dass die Vorwürfe, die frühere Feministinnen an die Generation ihrer Mütter richteten, am eigentlichen Problem vorbeigehen. Nachkriegsfrauen kehrten weder in die traditionelle Privatfamilie zurück, noch zogen sie sich aus der öffentlichen Sphäre und der Geschichtlichkeit in den ahistorischen Bereich der Häuslichkeit zurück. Stattdessen nahmen Frauen nach 1945 auf spezifisch weibliche Weise als Ehefrauen, Mütter und Haushaltsverwalterinnen einer neu gestalteten Häuslichkeit Rollen an, die für das wirtschaftliche Wachstum, den Fortschritt und den Sieg des ‚*American way of life*' in der Nachkriegszeit von zentraler Bedeutung waren.

Zwei Untersuchungen, die den Zustand von Nachkriegsfrauen auβerhalb der USA behandeln, legen darüber hinaus nahe, dass der von feministischen WissenschaftlerInnen angewandte analytische Rahmen die Intentionen und Erfahrungen von Frauen auch in anderer Hinsicht falsch darstellte. In ihrer Erforschung des Zustands von Frauen in Australien nach 1945 stellt Lesley Johnson Betty Friedans Schilderung der weiblichen Unterwerfung in *Weiblichkeitswahn* in Frage. Johnson ist der Meinung, Friedans Buch erzähle „die Geschichte der Frauenemanzipation in Form der klassischen Erklärung des Entstehens des modernen Subjekts".[13] Friedan verurteilt die Einschlieβung von Frauen in den traditionellen, privaten und sicheren Bereich des Einfamilienhauses und ruft sie dazu auf, in der ‚gefährlicheren' Sphäre der Arbeit und der Politik die Freiheit der Selbstdefinition zu wagen. Johnsons eigene Forschung zu australischen Frauen zeigt dagegen, dass sich Hausfrauen nach 1945 ausdrücklich zur Mithilfe am Aufbau der neuen Nachkriegsgesellschaft bekannten. Johnson argumentiert,

> „dass im Kontext der vierziger und fünfziger Jahre der Haushalt gerade der Ort war, an dem Frauen ihren Beitrag zur öffentlichen Geschichte leisten konnten. Der Haushalt, der als Einfamilienhaus in der Vorstadt mit modernen Haushaltsgeräten, geplanten Räumen, Gärten und häuslichen Bequemlichkeiten definiert wurde, machte die Sphäre des Alltagslebens aus, zu dessen Entstehung die Frauen aktiv beitrugen. (...) Durch ihre Fähigkeiten und Verantwortungen in dieser Sphäre trugen Frauen ihrem Selbstverständnis nach zur Nation und zum Aufbau des modernen Lebens in Australien bei".[14]

Wenn die weibliche Entscheidung für den Konsum im Einfamilienhaus tatsächlich ein internationales Phänomen ist, das in vielen Ländern mit Marktwirtschaften mehr oder weniger gleichzeitig stattfand, dann stellt Johnsons Untersuchung von Frauen in Australien folgenreiche Fragen in Bezug auf die angebliche Rückkehr an den Herd, die auch für Frauen in Deutschland und den USA relevant sein könnten.

Erica Carters Buch *How German Is She?* (*Wie deutsch ist sie?*, ein Titel, der schon auf eine breitere Anwendung als die der Bundesrepublik alleine hindeutet) bezieht sich explizit auf Deutschland. Carter betrachtet westdeutsche Frauen nach 1945 nicht als hilflose Opfer einer sich ausbreitenden Konsumkultur, sondern als „das hegemoniale Modell des neuen konsumierenden Staatsbürgers".[15] Als solche trugen sie wie ihre Zeitgenossinnen in Australien zur nationalen Gesundung bei, indem sie ihre körperliche und geistige Arbeit in den Konsum investierten und als Kulturtragende Bedeutung und Werte herstellten. Als Wirtschaftsminister betonte auch Ludwig Erhard 1953, dass die Frauen in ihrer Rolle als Hüterinnen des Konsums durch das Ausgeben des von Männern verdienten Geldes von entscheidener Bedeutung für das Wirtschaftswunder waren. Der „Wille zum Verbrauch", den Erhard so oft lobte,

> „war der Motor, der den ununterbrochenen Output, die wirtschaftliche Rationalisierung, die Effizienz und die Produktivitätsgewinne antrieb. Als Wirtschaftsminister ihrer Familien kontrollierten Frauen den Gashebel".[16]

Auch westdeutsche Marktforscher betonten „den neuen Status von Frauen als die Hauptkäuferinnen der Familieneinheit" und kalkulierten, dass Frauen über siebzig bis achtzig Prozent des Familieneinkommens verfügten.[17] Carter bemerkt auch, dass das weibliche Sparvermögen sowie die rationale Haushaltsverwaltung entscheidend für die „Akkumulation von Ersparnissen waren, die die Groβeinkäufe – Küchengeräte, Medientechnologie, Möbel und Zubehör – der Familie ermöglichten"[18] und somit seit den frühen fünziger Jahren eine wesentliche Rolle in der Entwicklung der westdeutschen Konsumwirtschaft spielten. Wie Johnson in Australien schlussfolgert auch Carter, dass die Rolle der Hausfrau durch den Konsum einen „*öffentlichen* Beitrag zum Wiederaufbau der Nation" leistete, dabei wohl eine hierarchische geschlechterspezifische Arbeitsteilung zementierte, aber Frauen auch „eine Wirkung auf die öffentliche Sphäre zusicherte".[19]

Wie kam es, dass sich Frauen in auf Marktwirtschaften basierenden Industriegesellschaften überall auf der Welt gerade dieser Konstruktion von Weiblichkeit anstelle einer anderen anschlossen? Denn, wie May betont, hätte auch eine um den Konsum organisierte Gesellschaft einen anderen Weg wählen können:

> „Die Groβe Depression der dreiβiger Jahre stellte eine weitreichende Herausforderung an traditionelle Geschlechterrollen dar, die auch zu einer Restrukturierung der Kleinfamilie hätte führen können. Der Krieg verstärkte diese Herausforderungen und deutete auf radikale Veränderungen im Arbeits- und Familienleben hin. In der Abwesenheit ihrer eingezogenen Männer nahmen tausende von Frauen während der Kriegszeit bezahlte Arbeit an. Nach dem Kriege hätten die erweiterten Arbeits- und Bildungsmöglichkeiten sowie das

> größere Angebot an Verhütungsmitteln sehr wohl zu der Entscheidung junger Menschen führen können, später oder gar nicht zu heiraten und im Falle einer Ehe weniger Kinder zu bekommen".[20]

Während der fünfziger Jahre schien aber die ‚Hausfrauenehe' die Haushaltsform, die am ehesten das unterstützte, was Cross als die nicht uneingestandene amerikanische Entscheidung für eine um persönliche Produkte aufgebaute Konsumkultur bezeichnet. Amerikanische Frauen wählten aktiv das Modell weiblicher Häuslichkeit, die diese Familienform am besten zu verankern schien, wurden aber gleichzeitig auch vehement dazu aufgefordert. Vizepräsident Nixon bestand genau darauf in seiner notorischen, so genannten ‚Küchendebatte' 1959 mit Chruschtschow. Während er mit Chruschtschow durch das Modellhaus auf der amerikanischen Ausstellung in Moskau schlenderte, betonte Nixon wiederholt, dass die Konsumkultur die Form war, in der Amerikaner die Demokratie und die Freiheit erlebten und dass das Einfamilienhaus in der Vorstadt, wo die Hausfrau den Konsum bestimmte, das Wesen des ‚*American way of life*' ausmachte. Nixon behauptete:

> „Für uns ist Vielfalt, das Recht zu wählen (...) das Wichtigste. Wir haben viele verschiedene Hersteller und viele verschiedene Sorten von Waschmaschinen, damit Hausfrauen eine Wahl haben. (...)Wäre es nicht besser, über die Qualität der Waschmaschinen zu konkurrieren als über die Stärke von Raketen?"[21]

In seiner Rede, die die Ausstellung eröffnete, erwähnte Nixon die 44 Millionen Familien in den USA, die 56 Millionen Autos, 50 Millionen Fernsehapparate und 143 Millionen Radios besaβen, drei Viertel davon auch ein eigenes Haus. Wie diese amerikanischen Hausfrauen, möchte ich hier behaupten, entwarfen auch Frauen in anderen Industrieländern landeseigene Versionen dieses Ideals der weiblichen Häuslichkeit auf, denn über dieses Ideal glaubten sie am effektivsten das Konsumwunder des ‚*American way*' auch für sich selber, ihre Familien und ihre Nationen beanspruchen zu können.

Und diese Entscheidung war auch keine neue Idee, sondern eine Erweiterung und Intensivierung einer viel älteren. Viele WissenschaftlerInnen haben nachgewiesen, dass die Verbindung von Weiblichkeit, Konsumgütern, Moderne und dem ‚*American way of life*' zumindest bis zurück in die zwanziger Jahre wenn nicht noch früher zu verfolgen ist. Die Historikerin Emily Rosenberg dokumentiert bis in die 1890er Jahre zurückreichende Bestrebungen, das wirtschaftliche Wachstum in den USA durch die Verbreitung des amerikanischen Traums auf andere Länder zu fördern. Die Historikerin Mary Nolan demonstriert, dass schon in der Weimarer Zeit der Begriff ‚Amerika' im Allgemeinen

> „die physische Naturaneignung, den Gesellschaftswandel und die auf neuen Technologien, Produktionsweisen und Methoden des Management und Marketing beruhende Wirtschaftsentwicklung."[22]

bezeichnete. Trotz des rhetorischen Antiamerikanismus der Nationalsozialisten kann der Historiker Hans Dieter Schäfer beweisen, dass der Zugang zu ameri-

kanischen Konsumgütern und der amerikanischen Kultur während der Nazizeit weit verbreitet war, und Rainer Zitelmann argumentiert überzeugend, dass Hitlers Auffassung von Amerika seine Vorstellungen der Konsumpraxis im NS-Staat beeinflusste.[23] Auch gibt es keinen Grund zu glauben, dass die von der Historikerin Victoria de Grazia entdeckten Spannungen zwischen Faschismus und Konsumkultur in Mussolinis Italien nicht genau so sehr in Hitlers Deutschland existierte. In der deutschen Fantasie hatte Amerika der konsumierenden Frau eine gefährliche Macht verliehen, sowohl in Gestalt der „*New Woman*", die vom Massenkonsum bezaubert war, als auch der kompetenten berufstätigen Frau der Mittelschicht, die „einen modernen Haushalt ausgestattet mit Küchengeräten und Büchsenwaren perfekt verwalten könne".[24] Nolans Bemerkung bezeichnet den Wandel der Nachkriegszeit: „Es wurde erwartet, dass Frauen, die seit langem als anfällig für die Allüren des Amerikanismus galten, mit seiner Aneignung zurecht kamen".[25]

Andererseits könnte man das aktive weibliche Engagement im Wiederaufbau der Nation auch als Zeichen der Kontinuität statt des Bruchs mit dem Nationalsozialismus verstehen, da der NS-Staat die häusliche Arbeit im Dienste des Gemeinwohles mobilisierte. Denn, wie der Soziologe Michael Wildt argumentiert, verlangte die Verwandlung von Westdeutschland in eine konsumierende Nation im Laufe der fünfziger Jahre eine besondere Beteiligung von Frauen:

> „Die Konsumenten, oder besser gesagt die Hausfrauen, mussten alle möglichen neuen Angewohnheiten erwerben. Sie mussten sich durch eine komplexe, instabile und verwirrende neue Konsumwelt hindurch lotsen, die neue Sprache der Werbung lernen und die verschiedenen semiotischen Codes entziffern, die dem Warenangebot zugrundeliegen."[26]

Wie Wildt aber auch hervorhebt, war es die Verwandlung von Westdeutschland im Wirtschaftswunder, die seine Staatsbürger dazu bewegten, die neuen politischen Ideale zu akzeptieren:

> „Die Perspektive auf mehr Wohlstand, mehr wirtschaftliches Wachstum und eine allmähliche aber konstante Steigerung des Lebensstandards brachten nicht nur Konsumenten, sondern auch Demokraten hervor".[27]

Im letzten Jahrzehnt haben viele HistorikerInnen bahnbrechende Untersuchungen veröffentlicht, die den Zusammenhang von Häuslichkeit und weiblicher Beteiligung am Wiederaufbau beleuchten. Zusammen mit Carters Erforschung der Konstruktion von westdeutschen Frauen als Subjekten des Konsums argumentiert Robert Moellers Buch *Protecting Motherhood* (*Mutterschaft beschützen*) für die zentrale Rolle einer konservativen Geschlechterpolitik in der Entwicklung der Bundesrepublik in den fünziger Jahren. In ihrem Buch *What Difference Does a Husband Make?* (*Macht der Ehemann etwas aus?*) führt Elizabeth Heineman Moellers Beobachtungen weiter, indem sie aufzeigt, dass der Ehestand (und besonders die Definition als alleinstehende Frau) einen entscheidenen Einfluss auf die Möglichkeiten von westdeutschen Nachkriegsfrauen ausübte (allerdings fast keine Relevanz in Ostdeutschland hatte).[28] Während ihr Aufsatz „The Hour of the Women" („Die Stunde der Frauen") erklärt, wie nach 1945 die Aktivitäten von

Frauen – ob als fleißige Trümmerfrauen, liederliche Amiliebchen oder elende Vergewaltigungsopfer konzipiert – als Metaphern benutzt wurden, die dazu beitrugen, die sich entwickelnde westdeutsche Identität zu bilden.[29] Solche Untersuchungen aber erforschen westdeutsche Frauen in den fünfziger Jahren in einem ausschließlich nationalen Kontext.

In letzter Zeit haben die Historikerinnen Uta Poiger und Maria Höhn damit begonnen, den amerikanischen Einfluss auf Deutschland nach 1945 zu erforschen. Poigers Buch *Jazz, Rock, and Rebels* (*Jazz, Rock und Rebellen*) demonstriert den groβen Einfluss der amerikanischen Jugendkultur auf Ost- und Westdeutschland der Nachkriegszeit, insbesondere auf die Geschlechterbeziehungen unter rebellischen Jugendlichen.[30] Höhns Buch *GIs and Fräuleins* verfolgt die Konsequenzen der so genannten ‚Fraternisierung' für Geschlechterdebatten der fünfziger Jahre.[31] In diesen Studien geht es aber hauptsächlich um informelle Kontakte zwischen Amerikanern und Deutschen. Hier aber möchte ich behaupten, dass man die Bundesrepublik besonders in den späten vierziger und fünfziger Jahren nur sehr bedingt verstehen kann, wenn man den Druck der U.S.-Regierung auf Übereinstimmung mit der amerikanische ‚Linie' nicht berücksichtigt – und das wirkte sich auch auf das Verständnis als Frauen aus. Während des Kalten Krieges wurden amerikanische Propagandaapparate aus der Kriegszeit reetabliert, und die *United States Information Agency* (*USIA*) und der *CIA* bekamen die Aufgaben, die so genannten ‚Informationsprogramme' zu verwalten oder Organisationen zu subsidieren, die solche Aktivitäten im nationalen Interesse betrieben. Obwohl diese Organisationen an allen möglichen Verschwörungen der Nachkriegszeit beteiligt waren, braucht man die Erklärung für die Konstruktion dieses neuen westdeutschen Weiblichkeitsmodells nicht in einer Verschwörungstheorie zu suchen. Stattdessen übte die U.S.-Regierung indirekteren Druck auf die Entscheidungen westdeutscher Frauen aus. Die amerikanische Regierung nahm sich in den ersten Nachkriegsjahren aggressiv der Aufgabe an, das zu schaffen, was Rosenberg „ein integrierteres, liberalisiertes und reguliertes Weltsystem" nannte, das Wohlstand für diejenigen, die mitmachten, versprechen konnte und die anderen, die draußen blieben oder für sich selber eine beschränkte Interessensphäre aufbauten, bestrafte".[32] Sozusagen *en passant* wurden so westdeutsche Frauen auch dazu gebracht, eine Weiblichskeitskonstruktion zu akzeptieren, die am ehesten das Wohlstandsmodell produzieren konnte, auf das die Amerikaner zielten.

Wie Höhn betont, machten die riesigen, gesunden und überfütterten GIs im Nachkriegsdeutschland einen starken Eindruck auf viele junge westdeutsche Frauen, den sie sofort mit den Freuden des Konsums verbanden: Die GIs verteilten Schokolade, Kaugummi, Nylonstrümpfe und andere Delikatessen an das „Fräulein" ihrer Wahl – und oft die ganze Familie. Der österreichische Historiker Reinhold Wagnleitner, der als Junge auch von der Groβzügigkeit der GIs profitierte, erinnert sich:

> „Bald sahen die ‚Fräuleins' und viele andere europäische Frauen wie ihre amerikanischen Schwestern aus; sie trugen buntere Kleider als europäische Frauen vorher, schminkten sich amerikanisch und quetschten ihre Körper in amerikanisch geformte Büstenhalter, die riesige kegelförmige Brüste formten, sodass auch die echten künstlich aussahen."

Nach Wagnleitner wurden die USA von den Europäern als ein Paradies des Konsums für Frauen wahrgenommen:

> „Nicht nur konservative Publikationen, sondern auch sozialistische und Gewerkschaftsorgane bestanden darauf, dass die Durchschnittsfrau in den Vereinigten Staaten sich schöne Kleider leisten konnte, sich jeden Tag schminkte, täglich badete, einen funktionalen Haushalt mit Waschmaschinen und Staubsaugern führte und über eine moderne Küche mit Gas- oder Elektroherden, Mixern, Kühlschränken und auch Spülmaschinen verfügte; die Arbeit war minimal, da Amerikanerinnen Büchsen- oder Tiefkühlkost benutzten, die sie in Riesenmengen in Supermärkten kauften und in ihren Autos nach Hause fuhren."[33]

Derlei Geschichten legen nahe, dass die europäische Konstruktion von Amerika zum Teil selbst für die Entscheidung von Frauen verantwortlich ist, eine Lebensweise anzunehmen, die das, was Amerika anzubieten hatte, zu versprechen schien.

Die USA im Zeitalter des frühen Kalten Kriegs waren aber nicht bereit, sich allein auf die europäischen Fantasien zu verlassen, wenn es um die Verbreitung von Informationen über den ‚*American way of life*' an die sich wiederaufbauenden europäischen Länder ging. Ein von der Forschung viel zu sehr vernachlässigter Aspekt des *European Recovery Program* (*ERP*) des Marshall-Plans ist der der Propaganda. Die deutsche Ausgabe vom *Reader's Digest*, die 1949 zum ersten Mal erschien, und die *International Herald Tribune* wurden von Subventionen des Marshall-Plans unterstützt,[34] aber die *Economic Cooperation Administration* (*ECA*), die das *ERP* verwaltete, benutzten auch viele andere und fantasievollere Mechanismen, um die Übernahme der dem Marshall Plan zu Grunde liegenden Prinzipien zu fördern, unter anderem Zeitungen, Broschüren, Postkarten, Briefmarken, Aufkleber, Ausstellungen auf Handelsmessen, Wettbewerbe, Radiosendungen, Filme und Puppentheater. Wanderaustellungen wurden von Autokarawanen, Schiffen und Zügen herumgefahren. Eine „Bahn des Guten Willens und des Friedens" mit fünfzehn Eisenbahnwaggons voll mit Produkten von mehr als 350 westdeutschen Betrieben fuhr 1950 und 1951 durch Westdeutschland und wurde von mehr als 1.300.000 Westdeutschen in fünfzig Städten und Dörfern besucht. Die „Europa-Bahn", die 1951 von München startete und 1953 in Wien ankam, benutzte vier ihrer sieben Waggons als Ausstellungsräume, während der fünfte als Vorführungsraum für Filme und Puppentheater diente. Alle von *ERP* unterstützten Unternehmungen (auch der Bau des Limburger Staudammes in Österreich, der sicherte, dass „die österreichische Hausfrau sich nie mehr Sorgen um einen Stromausfall machen musste") wurden ausführlich auf Fotografien dokumentiert, die dann weit verteilt wurden.[35] Ganz früh hatten die Besatzungsmächte die Vorführung von amerikanischen Dokumentarfilmen, die Themen wie z.B. Malaria oder Staudämme in Tennessee behandelten, in Filmthea-

tern, Schulen, Rathäusern und im Freien verordnet und stellten 1951 fest, dass die Filme ungefähr zwei Millionen Menschen pro Monat erreichten. Die Dokumentarfilme wurden häufig mit amerikanischen Spielfilmen und einer Wochenschau, „Welt im Film," aufgeführt, deren Besuch bis 1949 obligatorisch war.[36] Nach dem Anfang der *ERP* wurden die Dokumentarfilme durch mehr als 200 Filme ergänzt, die die Leistungen des Marshall-Plans dokumentierten.[37] Der Spruch „Der Wohlstand macht frei" zierte die Marshall-Plan-Züge; die Botschaft des Marshall-Plans lautete: „Auch du kannst wie wir werden." Der Verwalter der *ECA* Paul Hoffman erinnert sich in seinen Memoiren:

> „Sie lernten, dass dies das Land mit vollen Einkaufsregalen und überstopften Läden war, die durch hohe Produktivität und gute Löhne ermöglicht wurden, und dass sein Wohlstand von denen nachzueifern wäre, die dafür arbeiten wollen."[38]

Diese Lektion wurde auch von westdeutschen Frauen verstanden.

In einem Brief an die U.S.-Militärverwaltung in Deutschland argumentierte Billy Wilder auf dem Wege nach Berlin, um den Film *A Foreign Affair* zu drehen, dass Versuche seitens der U.S., „reeducation" durch Dokumentarfilme zu erzielen, ganz bestimmt scheitern würden und dass Spielfilme à la Hollywood viel besser für Propagandaaufgaben geeignet wären.[39] Während des Krieges hatte der Direktor des U.S.-Büros für Kriegsinformation die gleiche Meinung vertreten:

> „Es ist am leichtesten, durch das Medium eines Unterhaltungsfilms eine Propagandaidee in die Köpfe der meisten Leute zu setzen, da sie nicht erkennen, dass sie propagandisiert werden",[40]

während Gerald Mayer, Leiter der Internationalen Abteilung der *Motion Picture Association*, den Hollywood-Film mit dem Konsum von amerikanischen Produkten direkt verband:

> „Der moderne amerikanische Film verbindet Aspekte wirtschaftlicher, kultureller und politscher Bedeutung besser als fast alle anderen Exportgüter. (...) Niemand hat je – und es wäre wahrscheinlich eine unmögliche Aufgabe – den indirekten Einfluss von amerikanischen Filmen auf den Verkauf von amerikanischen Produkten errechnet, nicht nur diejenigen, die sozusagen vorgezeigt wurden, sondern auch die im tatsächlichen Gebrauch. (...) Filmszenen, die in amerikanischen Küchen stattfinden, haben wahrscheinlich fast mehr als irgendein anderes Medium dazu beigetragen, dass Menschen in fremden Ländern amerikanische Kühlschränke, Waschmaschinen, Schneebesen, Fliegenfenster, und so weiter kennenlernen.(...) Es hat nie einen effektiveren Handelsverteter für amerikanische Produkte in fremden Ländern gegeben als den des amerikanischen Films".[41]

Walter Wanger, Leiter von *Walter Wanger Pictures, Inc.*, erklärte in *Public Opinion Quarterly* im Herbst 1950, dass die Filmindustrie den „Marshall-Plan der Ideen" darstelle.[42] Da sie sich der Macht ihres Produkts sehr wohl bewusst war, konnte die Filmindustrie auch gute Geschäfte mit der U.S.-Regierung machen und

erhielt deren Garantie, dass alle Auslandskosten in Marshall-Plan-Dollar zurückerstattet werden sollten und dass Washington darüber hinaus weitere $25.000 für jeden nach Europa exportierten Film bezahlen werde.[43] Die Filmindustrie hatte auch starke Beziehungen zum *State Department* und war oft nicht abgeneigt, im Dienste bestimmter Ziele mit ihm zu kooperieren: Der Film *Ninotchka* wurde zum Beispiel am Abend vor der italienischen Wahl neu aufgeführt, um die Unterstützung italienischer Wähler für die Kommunisten zu verhindern. Die Filmindustrie strich Szenen oder zog ganze Filme zurück, weil sie Amerika nicht im besten Lichte zeigten, und in den frühen fünfziger Jahre produzierte sie eine Serie von Filmen, die den Kalten Krieg direkt adressierten. Andererseits war es in den meisten Fällen äußerst schwierig, Hollywood-Filme zur Unterstützung bestimmter amerikanischer politischer Linien zu benutzen, wie Paul Schwann bemerkt: „In der Praxis war das einzig Sichere, dass die Wirkung von amerikanischen Filmen im Ausland unsicher und unvorhersehbar war".[44]

Natürlich ist es ganz unmöglich zu bestimmen, wie bewusst Hollywood ein neues Weiblichkeitsmodell förderte und zu welchem Grad Faktoren außerhalb von Hollywood die Entscheidungen der Filmindustrie beeinflussten. Amerikanische Geschäftsleute wussten ganz genau, dass die Hausfrauenehe sehr vorteilhaft für die kapitalistische Ordnung der Nachkriegszeit war. Friedan selber zitiert eine Marktstudie aus dem Jahre 1945, in der behauptet wurde:

> „Die ausgeglichene Hausfrau sei vom Standpunkt des Markts der Idealtyp. Da die ausgeglichene Hausfrau den Markt mit den größten Zukunftsaussichten ausmache, sei es für die Hersteller von Haushaltsgeräten von Vorteil, immer mehr Frauen vom Vorteil der Mitgliedschaft in dieser Gruppe zu überzeugen."[45]

Es ist aber klar, dass sich das Bild von Frauen im Hollywood-Film ab 1940 plötzlich änderte, und eine neue Betonung der Häuslichkeit genau zu der Zeit erst betont wurde, als reale amerikanische Frauen in die Arbeitswelt gingen. Die feministische Historikerin Susan Hartmann ist der Ansicht, dass die Kriegsjahre „den größten Angriff auf den weiblichen Karrierismus" seit je bedeuteten, da Filme der Zeit Frauen positiv darstellten, die ihre Karrieren um der Ehe willen aufgaben und diejenigen Frauen verdammten, die beides zu verbinden suchten.[46] In seinem Überblick über *Hollywood and the Politics of the American Way*, (*Hollywood und die politische Linie des American Way*) entdeckt Lary May eine neue Frauenfigur in Filmen der Kriegsjahre, „die Frau, die ihre eigenen Ziele mit dem Traum der patriotischen Domestizität identifizert," eine Handlungsformel, die von null Prozent 1940 auf mehr als fünfunddreiβig Prozent der Filme im Jahre 1948 stieg.[47] May zeigt auch, dass andere Filme der gleichen Zeit den Massenkonsum ‚zähmten', indem sie ihn zum „Ort eines neuen Traums von privater Freiheit"[48] machten. Viele der von May untersuchten Filme von Anfang bis Mitte der vierziger Jahre gehörten zu der relativ kleinen Gruppe von Filmen (nur 112 bis September 1948), die in den ersten Nachkriegsjahren zur Aufführung in der amerikanischen Zone freigegeben wurden.[49] In ihrem Buch *How German Is She*? identifiziert Carter den Film als ein kritisches Medium, das

> „nicht nur ein Forum für die Artikulierung von kollektiven und/oder nationalen Identitäten anbot, sondern auch durch Verbindungen zwischen Film, Mode, Werbung und Frauenzeitschriften als symbolisches Vehikel für neue Modelle der konsumierenden Weiblichkeit funktionierte".[50]

Das ist sicherlich wahr, aber Carters drei Beispiele, Melodramen, die „die kritische weibliche Nachkriegsverwandlung der Protagonistin von der Konsumentin von Luxusgütern zur bürgerlichen Frau" beschreiben, sind alle drei deutsche Filme. In diesen Filmen wird, so stellt Carter fest, die Geschichte einer nationalen Verwandlung erzählt, „die Geschichte (...) der Verwandlung Westdeutschlands in eine protoamerikanische Gesellschaft des Massenkonsums". Was Carter ausschließt, ist aber eventuell einer der wichtigsten Aspekte: Die Rolle, die eine Vielzahl von amerikanischen Einflüssen in der Verwandlung der Bundesrepublik in jene „protoamerikanische Gesellschaft des Massenkonsums"[51] für die amerikanisierten deutschen Frauen als seine konsumierenden Subjekte spielte.

Ich möchte also noch einmal die Frage in Carters Titel stellen: „How German *is* she?" –Wie deutsch *ist* sie? Der Titel des Buches deutet auf eine Spannung zwischen der Konformität von Frauen mit einem nationalen Ideal domestizierter Weiblichkeit im Dienste des Wiederaufbaus einerseits *und* subversiveren Wünschen andererseits, die nicht so leicht mit den Zielen des Wirtschaftswunders zu verbinden waren, hin. Diese Spannung hat es sicher tatsächlich gegeben. Mir scheint aber, dass Carters Titel implizit auch auf die nichtdeutschen Einflüsse hinweist, die westdeutsche Frauen überzeugten, sich dieser Konstruktion der Weiblichkeit statt einer andern anzupassen. Als die Bundesrepublik aufgefordert, ermuntert und auch gezwungen wurde, sich den wirtschaftlichen Prinzipien ihres amerikanischen Wohltäters anzupassen, mussten auch einzelne Westdeutsche in den kleineren Sphären der Familie und des Alltags zu dem Schluss kommen, dass wie in Amerika der Besitz von immer mehr Konsumgütern den Weg ins Glück bedeutete und dass sie dieses Ziel am ehesten erreichen würden, wenn sie sich in die dazu geeigneten Männer und Frauen verwandeln. So deutsch ist sie vielleicht auch nicht: Denn das Wirtschaftswunder mit Frauen am Haushaltsruder ist die deutsche Version des ‚*American way of life*'.

Anmerkungen

1 Betty Friedan: *The Feminine Mystique*, New York 1970, S. 61.
2 Robert M. Collins: *More. The Politics of Economic Growth in Postwar America*, New York 2000, S. 38-39.
3 Ebd., S. 22.
4 Ebd, S. 39, S. xi.
5 Gary Cross: *An All-Consuming Century. Why Commercialism Won in Modern America*, New York 2000, S. 1.
6 Ebd., S. 5.
7 Ebd., S. 5.
8 Ebd., S. 67.
9 Ebd., S. 84.
10 Lawrence Glickman: "The 'Ism' That Won the Century", in: *The Nation,* 4 December 2000, S. 33-38.
11 Ebd., S. 36.
12 Elaine Tyler May: *Homeward Bound. American Families in the Cold War Era*, New York 1988, S. 11.
13 Lesley Johnson: "'As Housewives we [sic] Are Worms': Women, Modernity, and the Home Question", in: Morag Schiach (Hrsg.): *Feminism and Cultural Studies*, New York 1999, S. 477.
14 Ebd., S. 488-489.
15 Erica Carter: *How German Is She? Postwar West German Reconstruction and the Consuming Woman*, Ann Arbor 1997, S. 9.
16 Robert G. Moeller: *Protecting Motherhood. Women and the Family in the Politics of Postwar West Germany*, Berkeley 1993, S. 139-140.
17 Erica Carter: *How German Is She? Postwar West German Reconstruction and the Consuming Woman*, Ann Arbor 1997, S. 65.
18 Ebd., S. 55.
19 Ebd., S. 71.
20 Elaine Tyler May: *Homeward Bound. American Families in the Cold War Era*, New York 1988, S. 8-9.
21 Ebd., S. 17-18.
22 Mary Nolan: "America in the German Imagination", in: Heide Fehrenbach/Uta G. Poiger (Hrsg.): *Transactions, Transgressions, Transformations. American Culture in Western Europe and Japan*, New York 2000, S. 13.
23 Hans Dieter Schäfer: *Das gespaltene Bewußtsein. Deutsche Kultur und Lebenswirklichkeit 1933-1945*, München 1981 und Rainer Zitelmann: *Hitler. Selbstverständnis eines Revolutionärs*, Stuttgart 1987.
24 Mary Nolan: "America in the German Imagination", in: Heide Fehrenbach/Uta G. Poiger (Hrsg.): *Transactions, Transgressions, Transformations. American Culture in Western Europe and Japan*, New York 2000, S. 16.
25 Ebd., S. 19.
26 Michael Wildt: "Changes in Consumption as Social Practice in West Germany During the 1950s", in: Susan Strasser/Charles McGovern/Matthias Judt (Hrsg.): *Getting and Spending. European and American Consumer Societies in the Twentieth Century*, Washington DC 1998, S. 313.
27 Ebd., S. 315. Siehe auch Michael Wildt: *Am Beginn der ‚Konsumgesellschaft'. Mangelerfahrung, Lebenshaltung, Wohlstandshoffnung in Westdeutschland in den fünziger Jahren,* Hamburg 1994.
28 Elizabeth D. Heineman: *What Difference Does a Husband Make? Women and Marital Status in Nazi and Postwar Germany,* Berkeley 1999.
29 Elizabeth D. Heineman: "The Hour of the Women. Memories of Germany's 'Crisis Years' and West German Na-

tional Identity", in: *American Historical Review* 101. 2 April/1996, S. 354-395.

30 Uta G. Poiger: *Jazz, Rock and Rebels. Cold War Politics and American Culture in a Divided Germany*, Berkeley 2002.

31 Maria Höhn: *GIs and Fräuleins. The German-American Encounter in 1950s West Germany*, Chapel Hill 2002.

32 Emily Rosenberg*: Spreading the American Dream. American Economic and Cultural Expansion, 1890-1945,* New York 1982, S. 191.

33 Reinhold Wagnleitner: "Propagating the American Dream. Cultural Policies as Means of Integration", in: Richard P. Horwitz (Hrsg.): *Exporting America. Essays on American Studies Abroad*, New York 1993, S. 329.

34 Hinrich Becker: *Das Beste aus* Reader's Digest*. Ideologische Grundzüge in der Zeitschrift* Das Beste aus Reader's Digest*. Untersucht an den Jahrggängen 1949/50, 1973, 1979/80*, Kiel 1984 und Paul Swann: "The Little State Department. Washington and Hollywood's Rhetoric of the Postwar Audience", in: David W. Ellwood/Rob Kroes (Hrsg.): *Hollywood in Europe. Experiences of a Cultural Hegemony*, Amsterdam 1994, S. 185.

35 Hans-Jürgen Schröder: "Marshall Plan Propaganda in Austria and Western Germany", in: Günter Bischof/Anton Pelinka/Dieter Steifel (Hrsg.): *The Marshall Plan in Austria*, Contemporary Austrian Studies 8, New Brunswick 2000, S. 213-219.

36 Michael Hoenisch: "Film as an Instrument of the U.S. Reeducation Program in Germany after 1945 and the example of 'Todesmühlen'", in: *Englisch/Amerikanische Studien* 4, Juni /1982, S. 201.

37 Hans-Jürgen Schröder: "Marshall Plan Propaganda in Austria and Western Germany", in: *The Marshall Plan in Austria*, Günter Bischof/Anton Pelinka/Dieter Steifel (Hrsg.), Contemporary Austrian Studies 8, New Brunswick 2000, S. 221.

38 David W. Ellwood: *Rebuilding Europe. Western Europe, America, and Postwar Reconstruction,* London 1992, S. 227.

39 Michael Hoenisch: "Film as an Instrument of the U.S. Reeducation Program in Germany after 1945 and the example of 'Todesmühlen'", in: *Englisch/Amerikanische Studien* 4 Juni/1982, S. 204.

40 Reinhold Wagnleitner: *Coca-Colonization and the Cold War. The Cultural Mission of the United States in Austria after the Second World War*, Chapel Hill 1994, S. 229.

41 Ebd., S. 227.

42 David W. Ellwood: "Introduction. Historical Methods and Approaches*"*, in: David W. Ellwood/Rob Kroes (Hrsg.): *Hollywood in Europe. Experiences of a Cultural Hegemony*, Amsterdam 1994, S. 6.

43 Reinhold Wagnleitner: "American Cultural Diplomacy, the Cinema, and the Cold War in Central Europe", in: David W. Ellwood/Rob Kroes (Hrsg.): *Hollywood in Europe. Experiences of a Cultural Hegemony*, Amsterdam 1994, S. 203.

44 Paul Swann: "The Little State Department. Washington and Hollywood's Rhetoric of the Postwar Audience" in: David W. Ellwood/Rob Kroes (Hrsg.): *Hollywood in Europe. Experiences of a Cultural Hegemony*, Amsterdam 1994, S. 180-181.

45 Betty Friedan: *The Feminine Mystique*, New York 1970, S. 200-201.

46 Susan Hartmann: *The Home Front and Beyond. American Women in the 1940s*, Boston 1982, S. 189-205.

47 Lary May: *The Big Tomorrow. Hollywood and the Politics of the American Way,* Chicago 2000, S. 163.
48 Ebd., S. 157.
49 Heide Fehrenbach: *Cinema in Democratizing Germany*, Chapel Hill 1995, S. 261-264.
50 Erica Carter: *How German Is She? Postwar West German Reconstruction and the Consuming Woman*, Ann Arbor 1997, S. 176.
51 Ebd., S. 179.

Literatur

Becker, Hinrich: *Das Beste aus* Reader's Digest. *Ideologische Grundzüge in der Zeitschrift* Das Beste aus Reader's Digest. *Untersucht an den Jahrggängen 1949/50, 1973, 1979/80*, Kiel 1984.

Carter, Erica: *How German Is She? Postwar West German Reconstruction and the Consuming Woman*, Ann Arbor 1997.

Collins, Robert M.: *More. The Politics of Economic Growth in Postwar America*, New York 2000.

Cross, Gary: *An All-Consuming Century. Why Commercialism Won in Modern America*, New York 2000.

De Grazia, Victoria: *How Fascism Ruled Women. Italy, 1922-1945,* Berkeley 1992.

Ellwood, David W.: "Introduction. Historical Methods and Approaches", in: David W. Ellwood/Rob Kroes (Hrsg.): *Hollywood in Europe. Experiences of a Cultural Hegemony*, Amsterdam 1994, S. 2-18.

Ellwood, David W.: *Rebuilding Europe. Western Europe, America and Postwar Reconstruction,* London 1992.

Fehrenbach, Heide: *Cinema in Democratizing Germany*, Chapel Hill 1995.

Friedan, Betty: *The Feminine Mystique*, New York 1970.

Glickman, Lawrence: "The 'Ism' That Won the Century", *The Nation* 4 Dezember/2000, S. 33-38.

Hartmann, Susan: *The Home Front and Beyond. American Women in the 1940s*, Boston 1982.

Heineman, Elizabeth D.: "The Hour of the Women. Memories of Germany's 'Crisis Years' and West German National Identity", *American Historical Review* 101, 2 April/1996, S. 354-395.

Heineman, Elizabeth D.: *What Difference Does a Husband Make? Women and Marital Status in Nazi and Postwar Germany,* Berkeley 1999.

Hoenisch, Michael: "Film as an Instrument of the U.S. Reeducation Program in Germany after 1945 and the example of 'Todesmühlen'", in: *Englisch/Amerikanische Studien* 4, Juni/1982, S. 196-210.

Höhn, Maria: *GIs and Fräuleins. The German-American Encounter in 1950s West Germany*, Chapel Hill 2002.

Johnson, Lesley: "'As Housewives we [sic] Are Worms': Women, Modernity, and the Home Question", in: Morag Schiach (Hrsg.): *Feminism and Cultural Studies*, New York 1999, S. 475-491.

Maier, Charles S.: "The Politics of Productivity. Foundations of American International Economic Policy After World War II", in : *International Organization* 3/Herbst 1977, S 607.

May, Elaine Tyler: *Homeward Bound. American Families in the Cold War Era*, New York 1988.

May, Lary: *The Big Tomorrow. Hollywood and the Politics of the American Way,* Chicago 2000.

Moeller, Robert G.: *Protecting Motherhood. Women and the Family in the Politics of Postwar West Germany*, Berkeley 1993.

Nolan, Mary: "America in the German Imagination", in: Heide Fehrenbach/Uta G. Poiger (Hrsg.): *Transactions, Transgressions, Transformations. American Culture in Western Europe and Japan*, New York 2000, S. 3-25.

Poiger, Uta G.: *Jazz, Rock and Rebels. Cold War Politics and American Culture in a Divided Germany*, Berkeley 2002.

Rosenberg, Emily: *Spreading the American Dream. American Economic and Cultural Expansion, 1890-1945,* New York 1982.

Schäfer, Hans Dieter: *Das gespaltene Bewußtsein. Deutsche Kultur und Lebenswirklichkeit 1933-1945*, München 1981.

Schröder, Hans-Jürgen: "Marshall Plan Propaganda in Austria and Western Germany", in: Günter Bischof/Anton Pelinka/Dieter Steifel (Hrsg.): *The Marshall Plan in Austria* (Contemporary Austrian Studies 8), New Brunswick 2000, S. 212-246.

Swann, Paul: "The Little State Department. Washington and Hollywood's Rhetoric of the Postwar Audience" in: David W. Ellwood/Rob Kroes (Hrsg.): *Hollywood in Europe. Experiences of a Cultural Hegemony*, Amsterdam 1994, S. 176-195.

Wagnleitner, Reinhold: "American Cultural Diplomacy, the Cinema, and the Cold War in Central Europe", in: David W. Ellwood/Rob Kroes (Hrsg.): *Hollywood in Europe*, Amsterdam 1994, S. 197-210.

Wagnleitner, Reinhold: *Coca-Colonization and the Cold War. The Cultural Mission of the United States in Austria after the Second World War*, Chapel Hill 1994.

Wagnleitner, Reinhold: "Propagating the American Dream. Cultural Policies as Means of Integration", in: Richard P. Horwitz (Hrsg.): *Exporting America. Essays on American Studies Abroad*, New York 1993, S. 305-343.

Wildt, Michael: *Am Beginn der ‚Konsumgesellschaft'. Mangelerfahrung, Lebenshaltung, Wohlstandshoffnung in Westdeutschland in den fünziger Jahren,* Hamburg 1994.

Wildt, Michael: "Changes in Consumption as Social Practice in West Germany During the 1950s", in: Susan Strasser/Charles McGovern/Matthias Judt (Hrsg.): *Getting and Spending. European and American Consumer Societies in the Twentieth Century*, Washington DC 1998, S. 301-316.

Zitelmann, Rainer: *Hitler. Selbstverständnis eines Revolutionärs*, Stuttgart 1987.

Angelika Wetterer

Rhetorische Modernisierung und institutionelle Reflexivität

Die Diskrepanz zwischen Alltagswissen und Alltagspraxis in arbeitsteiligen Geschlechterarrangements[1]

Vorbemerkung

In der sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung und in Teilen der *mainstream*-Soziologie hat in den letzten Jahren eine intensive Diskussion darüber begonnen, wie grundlegend sich das Geschlechterverhältnis in den vergangenen Jahrzehnten verändert hat. Die Positionen in dieser Debatte sind außerordentlich kontrovers, und sie sind auch deshalb so kontrovers, weil die Modernisierung des Geschlechterverhältnisses gegenwärtig einen Stand erreicht hat, der vor allem durch Brüche, Widersprüche und Ungleichzeitigkeiten gekennzeichnet ist.

Eine der wenigen, die diese Ungleichzeitigkeiten in den Mittelpunkt ihrer Gegenwartsdiagnosen gestellt hat, ist die Bremer Lebenslaufforscherin Helga Krüger, die im Rahmen ihres Konzepts der Institutionenstrukturiertheit des Lebenslaufs wiederholt auf ein Problem aufmerksam gemacht hat, das – mit etwas anderer Akzentuierung und in anderer theoretischer Perspektive – auch im Zentrum der folgenden Überlegungen steht:

> „Geschlecht ist in den Struktur- *und* in den Kulturzusammenhang der Gesellschaft zugleich eingelagert. Beide Kontexte können sich aber historisch gegeneinander verschieben bzw. verschoben haben: was qua kulturellem Wandel im Bewußtsein „out“ ist, kann sich strukturell, in Geschlechter-Segmentierungen im System der Berufe und/oder der beruflichen Bildung z.B., verfestigt haben und nun von hier zurückwirken (...).“[2]

Auch mir wird es im Folgenden um eine Widerspruchs-Konstellation gehen, die unter anderem daraus resultiert, dass sich Kultur- und Strukturzusammenhang heute vielfach gegeneinander verschoben haben und wir uns deshalb gegenwärtig in einer Phase der Modernisierung des Geschlechterverhältnisses befinden, die ich als rhetorische Modernisierung bezeichnen möchte.

Was genau mit diesem Terminus gemeint ist, werde ich im *ersten Teil* meiner Ausführungen erläutern und dabei wird Goffmans Konzept der Geschlechterarrangements und der institutionellen Reflexivität als Kontrastfolie eine wichtige Rolle

spielen. Die institutionelle Reflexivität der Geschlechterarrangements, die grundlegend auch für Goffmans Verständnis der Geschlechterkonstruktion ist, beruht – kurz und vorab gesagt – darauf, dass Alltagswissen, Alltagshandeln und die Strukturen des Geschlechterverhältnisses relativ passgenau ineinander greifen und einander wechselseitig abstützen und bestätigen. Dieser Zusammenhang ist heute, ist in Zeiten der rhetorischen Modernisierung brüchig geworden, weil sich zwar das Alltagswissen erkennbar verändert hat, aber eben auch noch nicht sehr viel mehr als das Alltagswissen der Gesellschaftsmitglieder. Das ist die Ausgangsthese meiner folgenden Überlegungen zur rhetorischen Modernisierung, die ich im Fortgang der Argumentation anhand empirischer Forschungsergebnisse genauer präzisieren und erläutern werde.

Im *zweiten und umfangreichsten Teil* wird es die Arbeitsteilung in Paarbeziehungen sein, anhand derer ich im Einzelnen nachzeichne, wie die rhetorische Modernisierung in der Praxis ‚funktioniert', wie es zu ihr kommt, welche Probleme sie aufwirft und zu welch paradoxen Effekten sie gerade für diejenigen führt, die einen ganz erheblichen Beitrag dazu leisten, dass diese sehr spezifische Form der Modernisierung heute weit verbreitet ist. Wie weit verbreitet – darum wird es im *dritten und letzten Teil* gehen, der sich am Schluss der Frage zuwendet, ob wir es hier mit dem Anfang eines womöglich tiefgreifenden sozialen Wandels im Geschlechterverhältnis zu tun haben oder weit eher damit, dass das Reden, und zwar in gewisser Hinsicht unser aller Reden, mit großer Eloquenz verschweigt, was alles beim Alten geblieben ist.

1. Rhetorische Modernisierung und institutionelle Reflexivität

Doch zunächst der Ausgangspunkt: Kultur- und Strukturzusammenhang haben sich gegeneinander verschoben. Was genau heißt das? Das alltagsweltliche Differenzwissen, das also, was die Gesellschaftsmitglieder über den Unterschied der Geschlechter und die soziale Bedeutung der Geschlechterdifferenz wissen, ist den Strukturen des Geschlechterverhältnisses und großen Teilen der sozialen Praxis ein gutes Stück vorausgeeilt. Kulturelle Deutungsmuster, Leitbilder und Selbstkonzepte, Geschlechterdiskurse und mit ihnen der explizite und explizierbare Teil der Geschlechternormen haben sich erkennbar von den ‚alten' Selbstverständlichkeiten verabschiedet und geschlechtshierarchische Verteilungsasymmetrien sind entschieden begründungsbedürftig geworden. Aber von einem sozialen Wandel, der das Geschlechterverhältnis als sozialen Strukturzusammenhang und die soziale Praxis der Gesellschaftsmitglieder nachhaltig verändert hätte, ist bislang noch relativ wenig zu sehen.

Auf der Ebene sozialer Strukturen und Institutionen, aber vielfach auch in den eingespielten Routinen des Alltagshandelns finden wir nach wie vor die Sedimente und Spuren der ‚alten Verhältnisse' und das hat zur Folge, dass Alltagswissen und soziale Praxis nicht mehr bruchlos zusammenpassen. Eine ganz erhebliche Diskrepanz besteht insbesondere zwischen dem, was im Horizont des zeitgenössischen Differenzwissens thematisierbar ist, und dem, was nicht zur Sprache kommt, aber

in Gestalt latenter Geschlechternormen und institutionalisierter Strukturvorgaben weiterhin das soziale Handeln bestimmt.

Brisant, auch politisch brisant, ist diese Diskrepanz deshalb, weil die widersprüchliche Beziehung zwischen Differenzwissen und differenzierenden Strukturen und Praktiken einen Verdeckungszusammenhang hervorbringt, der bestimmte Aspekte der sozialen Realität systematisch ausblendet. Unsichtbar und aus dem Repertoire dessen, worüber sich sprechen lässt, ausgeschlossen, wird – wie ich im Einzelnen zeigen werde – vor allem die hierarchische Struktur der Geschlechterunterscheidung. Die rhetorische Modernisierung schließt als ihre Kehrseite die De-Thematisierung der Ungleichheit zwischen den Geschlechtern ein. Im Prozess der rhetorischen Modernisierung verändert sich nicht nur das Reden über die Geschlechter, sondern auch das Schweigen; verschiebt sich die Grenze zwischen dem, worüber sich sprechen, und dem, worüber sich nur Stillschweigen bewahren lässt.

Die Widerspruchskonstellation, um die es mir hier geht, ist nicht in allem deckungsgleich mit derjenigen, die Helga Krüger im Auge hat. Bei Krüger haben wir auf der einen Seite das Beharrungsvermögen der Strukturen und Institutionen und auf der anderen Seite das Selbstverständnis und die Deutungsmuster der Akteure *und* deren alltägliche Praxis des „*doing gender*“. Beide, Alltagswissen *und* „*doing gender*“, sind Krüger zu Folge den in sozialen Strukturen und gesellschaftlichen Institutionen bewahrten ‚alten‘ Verhältnissen vorausgeeilt, werden aber von deren Effekten im Lebensverlauf immer wieder eingeholt, so dass

> „historisch verfestigte Segmentationslinien (...) rund um die Kategorie Geschlecht neue Formen des interaktiven Handelns zwischen den Geschlechtern hinterrücks wieder an das ‚Gestern‘ binden.“[3]

Wenn man die Scheidelinie zwischen ‚alt‘ und ‚neu‘ anders anlegt, wenn man sie zwischen dem Alltagswissen auf der einen Seite, den Strukturen, Institutionen *und* großen Teilen der sozialen Praxis auf der anderen Seite lokalisiert, so bedeutet dies vor allem, dass wir es mit einem Bruch zu tun haben, der mitten durch die Individuen selbst hindurchgeht: Ihr Wissen und ihr Tun passen nicht mehr so recht zusammen, und das, was sie tun, hat Effekte, die ihnen eher fremd erscheinen und über die sich umso weniger reden oder gar – im Konfliktfall – verhandeln lässt, je erkennbarer sie dem zuwider laufen, was sich im Horizont des alltagsweltlichen Differenzwissens über den Unterschied der Geschlechter anerkannterweise sagen lässt. Es gibt Ungleichzeitigkeiten nicht nur zwischen den Individuen und den Verhältnissen, mit denen sie sich herumzuschlagen haben. Die Ungleichzeitigkeiten stecken auch in den Individuen selbst.

Das hat methodische Konsequenzen, und es hat theoretische Implikationen. Methodisch gesehen, kommt man der rhetorischen Modernisierung gerade dann nicht auf die Spur, wenn man die Akteure einfach fragt. Die Antworten, die man dann erhält, sind – wenn die zuvor skizzierte Ausgangsdiagnose denn zutrifft – ihrerseits integraler Bestandteil der rhetorischen Modernisierung und insofern hoch bedeutsam. Aber sie geben keinen Aufschluss über das rhetorische Moment, das für diese Form der Modernisierung konstitutiv ist. Das Schweigen, das die Kehrseite

der rhetorischen Modernisierung darstellt, ist zwar oftmals sehr beredt. Aber zur Sprache und damit zum Vorschein bringen lässt sich die Diskrepanz zwischen der einen und der anderen Seite nur, wenn man Zugang zu dem findet, worüber die Gesellschaftsmitglieder keine Auskunft geben (können oder wollen). Man braucht, anders gesagt, eine Kontrastfolie, etwas, mit dem sich das Gesagte vergleichend in Beziehung setzen lässt, damit sichtbar wird, was im Reden verdeckt bleibt.

Das ist zwar eine Binsenweisheit empirischer Sozialforschung. Vor allem die qualitative Sozialforschung ist durchweg mit einem Problem konfrontiert, das Helga Krüger auf die kurze und prägnante Formel gebracht hat: „Qualitative Forschung kann aufdecken, was Frauen sagen, weil sie denken, daß sie sagen sollten, was man von ihnen erwartet!".[4] Aber angesichts der Hochkonjunktur dekonstruktivistischer Ansätze in der Frauen- und Geschlechterforschung scheint es mir wichtig, darauf hinzuweisen, dass man den Fallstricken der rhetorischen Modernisierung mit einer wie auch immer ausgefeilten Analyse symbolischer Repräsentationen und Wissensformen gerade nicht entgeht. Eher ist das Gegenteil der Fall. Gerade wegen ihrer Beschränkung auf diskursive Medien der Wirklichkeits- und Geschlechterkonstruktion gehören dekonstruktivistische und zum Teil auch diskurstheoretische und wissenssoziologische Ansätze gegenwärtig zu den einflussreichsten Spielarten der rhetorischen Modernisierung im Feld des wissenschaftlichen Differenzwissens.

Der „*linguistic turn*", der diesen Ansätzen zu Grunde liegt, mag zwar auf erkenntnistheoretisch sicheren Boden führen. Und von diesem sicheren Boden aus lässt sich der Sozialkonstruktivismus dann unschwer als „epistemologisch skrupellos" bezeichnen, wie Karin Knorr-Cetina das schon 1989 und keineswegs zu Unrecht getan hat.[5] Aber auch der „*linguistic turn*", auch die Beschränkung der Analyse auf Diskurse und Repräsentationen, hat ihren Preis. Es gibt, sobald man sich diese epistemologische Position zu eigen macht, kein theoretisches Instrumentarium mehr, das es erlauben würde, die Diskurse und Repräsentationen auf etwas jenseits ihrer selbst zu beziehen, seien dies soziale Strukturzusammenhänge oder stillschweigende Formen der Arbeitsteilung in Paarbeziehungen, deren Funktionieren vielfach gerade darauf beruht, dass sie stillschweigend bleiben. Damit fehlt die Möglichkeit der Kontrastierung; fehlt ein Korrektiv, das vor der systematischen Überschätzung diskursiver Formen der Wirklichkeits- und Geschlechterkonstruktion bewahrt. Problemkonstellationen, die u.a. daraus resultieren, dass sich Kultur- und Strukturzusammenhang gegeneinander verschoben haben, lassen sich auf diese Weise gerade nicht analysieren. Mehr noch: Das Problem lässt sich gar nicht erst formulieren.

Die Notwendigkeit der Kontrastierung hat, wie hier deutlich wird, nicht nur eine methodische, sondern auch eine theoretische Seite. Auf der theoretischen Ebene braucht man einen Bezugsrahmen, der Auskunft darüber gibt, wie die verschiedenen Ebenen und Medien der Wirklichkeits- und Geschlechterkonstruktion ineinander greifen und welcher Stellenwert dem Alltagswissen in diesem Zusammenhang zukommt. Hilfreich ist zudem ein historischer Referenzhorizont, der es erlaubt, das spezifisch Neue der gegenwärtigen Konstellation im Kontrast zu verdeutlichen, zumindest idealtypisch.

Bereits meinen bisherigen Überlegungen lag implizit beides zu Grunde. Sie sind, wie alle Aussagen zur Modernisierung und zum sozialen Wandel, formuliert vor dem ein Stück weit fiktiven Hintergrund relativ stabiler Geschlechterverhältnisse ‚früher'. Und sie sind formuliert im Kontext eines Bezugsrahmens, der Stabilität im Geschlechterverhältnis als vergleichsweise passgenaues Ineinandergreifen verschiedener Ebenen und Medien der Geschlechterkonstruktion begreift und so die Möglichkeit eröffnet, systematisch zu bestimmen, worin genau sich unser ‚Heute' von diesem ‚Gestern' unterscheidet; wo genau es heute nicht mehr ‚passt'.

Differenziert erläutert finden sich diese bislang impliziten Vorüberlegungen in Goffmans Konzept der institutionellen Reflexivität. Goffmann zeichnet in diesem Konzept nicht nur nach, wie Alltagshandeln und Alltagswissen reflexiv aufeinander bezogen sind, solange alles noch relativ gut zusammen passt.[6] Er konzipiert die institutionelle Reflexivität auch als Vermittlungsinstanz von Mikro- und Makro-Ebene, als „Schnittstelle zwischen Sozialstruktur und Interaktionsordnung".[7] Anders als in den ethnomethodologischen *doing gender*-Konzepten wird der Unterschied der Geschlechter bei Goffman

> „nicht nur in Interaktionen erzeugt, er wird zugleich von Institutionen geregelt: der Paarbeziehung, der Familie als Sozialisationsinstanz, dem Arbeitsplatz und seinen Trennungen, dem Wettkampf".[8]

Institutionelle Reflexivität heißt deshalb, wie Helga Kotthoff präzise zusammenfasst,

> „daß das soziale Geschlecht so institutionalisiert wird, daß es genau die Merkmale des Männlichen und Weiblichen entwickelt, welche angeblich die differente Institutionalisierung begründen".[9]

Die Geschlechterarrangements, deren institutionelle Reflexivität Goffman herausarbeitet, stellen institutionalisierte Reproduktionsformen der Geschlechterunterscheidung dar, die soziale Situationen so vorstrukturieren, dass diese sich in Kulissen für die interaktive Validierung der Geschlechterdifferenz verwandeln. Die Strukturen der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung oder die Regeln der heterosexuellen Paarbildung sorgen gleichsam dafür, dass Frauen und Männer sich bevorzugt in Settings begegnen, die schon vorab so strukturiert sind, dass die Akteure sich in ihnen dann – wie Goffman lapidar konstatiert – „ihre angeblich unterschiedliche ‚Natur' wirkungsvoll vorexerzieren können".[10]

Zwar wissen wir alle, dass es einige Frauen gibt, die größer sind als Männer und einige Männer, die kleiner sind als Frauen. Aber die Regeln der Paarbildung stiften die Gewähr dafür, dass noch heute fast jedes Paar augenblicklich evident macht, dass Männer größer sind als Frauen. Man braucht nur hinzuschauen. Goffman zeigt an diesem und einer Fülle anderer Beispiele, wie die Geschlechterarrangements immer neu die Voraussetzung dafür schaffen, dass Alltagswissen und Alltagshandeln sich reflexiv und einverständlich aufeinander beziehen können, weil im Vollzug des Handelns interaktiv validiert wird, was im Repertoire des alltagsweltlichen Differenzwissen über den Unterschied der Geschlechter be- und anerkannt ist.

Der Vater macht Karriere, die Mutter geht auf Teilzeit und beide können sich in der Familie dann „ihre angeblich unterschiedliche ‚Natur' wirkungsvoll vorexerzieren" und sehen, dass auch für sie stimmt, was sie – ebenso wie andere kompetente Mitglieder ihrer Gesellschaft – über die Differenz der Geschlechter wissen und für selbstverständlich halten. Jedenfalls unter den Bedingungen relativ stabiler Geschlechterverhältnisse, die bei Goffman deutlich die Spuren der 60er und 70er Jahre in den USA tragen. Stabilität im Geschlechterverhältnis, wie sie im Konzept der institutionellen Reflexivität vorausgesetzt ist, beruht darauf, dass die Strukturen des Geschlechterverhältnisses, die Institutionalisierungsformen der Geschlechterunterscheidung und die Alltagspraxis der Gesellschaftsmitglieder einander wechselseitig korrespondieren und abstützen und im zeitgenössischen Differenzwissen eine plausible und anerkannte Erklärung und Legitimation finden.

Auch für die institutionelle Reflexivität ist ein Verdeckungszusammenhang konstitutiv. Was den Akteuren systematisch verborgen bleibt, ist, dass sie selbst maßgeblich daran beteiligt sind, den Unterschied der Geschlechter hervorzubringen, den sie für die natürliche Vorgabe sozialen Handelns halten. Was sie gerade nicht sehen, ist, dass die Geschlechterarrangements die Differenz der Geschlechter weder schlicht voraussetzen, noch bloß zum Ausdruck bringen, sondern schaffen und ins Leben rufen. Gerade weil alles passgenau ineinandergreift, schließt sich der Zirkel der institutionellen Reflexivität ein ums andere Mal; sind die Effekte sozialen Handelns und sozialer Institutionalisierung aus der Sicht der Akteure unaufhörlich neue Beweise dafür, dass die Geschlechterdifferenz jeder sozialen Praxis voraus- und zu Grunde liegt, dass sie natürlich und selbstverständlich ist und keiner weiteren Begründung bedarf.

In Zeiten der rhetorischen Modernisierung schließt sich dieser schöne Zirkel nicht mehr, jedenfalls nicht mehr in allen sozialen Milieus und allen Phasen des Lebenslaufs mit gleicher Einfachheit und Eleganz. Der alte Verdeckungszusammenhang ist brüchig geworden und die institutionelle Reflexivität stellt sich nicht mehr ganz so einfach und wie von selbst ein, weil das Alltagswissen ein anderes geworden ist. Ihre unterschiedliche Natur jedenfalls mögen sich die jungen Frauen und Männer heute wohl eher nicht mehr „vorexerzieren", und genau das macht die Sache schwierig. Womöglich exerzieren die Akteure sich nämlich vielfach immer noch dasselbe vor, angestiftet durch Geschlechterarrangements, die zum herkömmlichen *doing gender* weit mehr Gelegenheit bieten als zu irgendetwas anderem. Aber was sie da sehen, wenn sie sich anschauen, was sie tun und welche Effekte es hat, verweist nicht nur auf nichts mehr. Es bedürfte einer Begründung, die so einfach auch nicht mehr zu haben ist, weil sich das *doing gender* nicht mehr in allen seinen Spielarten selbstverständlich einfügt in das heute anerkannte, auf Egalität, Gleichberechtigung und Partnerschaft setzende alltagsweltliche Differenzwissen.

2. Facetten rhetorischer Modernisierung: Reden und Schweigen in der Paarbeziehung

Einen ersten Vorgeschmack auf die rhetorische Modernisierung erhält man, wenn man die alltägliche Arbeitsteilung in Paarbeziehungen zum Thema einer Lehrveranstaltung macht. Empirische Untersuchungen, die zeigen, dass die Arbeitsteilung im Haushalt noch immer großenteils den alten Spielregeln folgt, stoßen bei den Studierenden auf ungläubiges Staunen, das in Erleichterung umschlägt, wenn herauskommt, dass die Daten schon einige Jahre alt sind. Naja, früher. Wenn die Untersuchungsergebnisse zeitlich näher rücken, ohne dass sich in ihnen merkliche Veränderungen abzeichnen, wächst der Unglauben, kommen Unmut und Empörung zum Ausdruck, vor allem bei den Studentinnen. Ewig diese blöden feministischen Texte. Die Studenten schweigen betreten, manche schrumpfen sichtlich vor Verlegenheit. Und dann beginnt das große Erzählen. Alle kennen eine schier endlose Fülle von Beispielen, wo das alles völlig anders ist: Männer, die Wäsche waschen, regelmäßig! Andere können sogar bügeln und kümmern sich ums Einkaufen, spielen mit den Kindern, erledigen das Staubsaugen oder bringen den Müll raus. Auch beim Fensterputzen hat man den einen neulich gerade wieder gesehen. Und dass das in den empirischen Untersuchungen keinen Niederschlag findet, ist ja schließlich nicht ihre Schuld.

Auch wenn nicht alle Geschichten, die da erzählt werden, von relativ jungen Leuten handeln oder von studentischen Haushalten, sondern in manchen auch „eher ältere Leute mit Kindern“ vorkommen, die sogar als besonders beweiskräftig gelten, könnte man vermuten, dass Staunen, Unmut und Empörung vor allem mit den Erfahrungen zu tun haben, die die Studentinnen selbst machen, dass wir es hier also mit einem lebensphasenspezifischen, mit einem gewissermaßen jugendlichen Unglauben zu tun haben. Wenn da nicht die ganz offensichtliche Verlegenheit der Studenten wäre, die ab und zu ganz nebenbei erzählen, dass sie ihre Wäsche zum Waschen nach Hause bringen. Und wenn da nicht inzwischen eine ganze Reihe empirischer Untersuchungen wären, die eine ganz andere Geschichte erzählen.

Die Geschichte, die sie erzählen, macht darauf aufmerksam, dass die rhetorischen Strategien, die in den Erzählungen der Studentinnen ihren Anfang nehmen, nicht verschwinden, sondern fortgesetzt und weitläufig ausgebaut werden, wenn Ehefrauen und Mütter, die mit dem Anspruch auf eine gleichberechtigte Partnerschaft angetreten waren, sich nach Jahren einem Alltag konfrontiert sehen, der nicht viel anders aussieht als der, der in den eingangs erwähnten empirischen Untersuchungen zum Ausdruck kommt.[11]

2.1. Die Ohnmacht der Diskurse

Schon Ende der 80er Jahre hat Arlie Hochschildt in einer ethnografisch orientierten Studie über berufstätige Eltern in den USA genau nachgezeichnet,

> „wie diese Frauen de facto vorhandene Ungleichheit als Gleichheit ‚uminterpretieren' und an der Konstruktion einer ungleichen Situation als ‚gleichberechtigt' aktiv mitarbeiten".[12]

Da wird das Bisschen mehr an Mitarbeit im Haushalt, das eine Frau ihrem Mann in Jahren mühsam abringen konnte, den Forscherinnen als ‚die Hälfte' eines partnerschaftlichen Arrangements präsentiert oder die Übernahme einer bestimmten Aufgabe im Haushalt rhetorisch so sehr aufgewertet und so wortreich geschildert, dass darüber völlig aus dem Blick gerät, dass sonst alles beim Alten geblieben ist: „Sonntags kocht bei uns immer nur der Papa".[13]

Die Rhetorik der Gleichheit, hinter der ein Alltag verschwindet, der weiterhin durch Ungleichheiten geprägt ist, ist ein relativ neues Phänomen in der Geschichte der Paarbeziehungen und sie findet sich vor allem in einem bestimmten sozialen Milieu.[14] Cornelia Koppetsch und Günter Burkart, die in den 90er Jahren eine Studie über Paarbeziehungen im Milieuvergleich durchgeführt haben,[15] trafen sie vor allem im „individualistischen Milieu", das durch höhere Bildung und einen urbanen Lebensstil geprägt ist. Hier und nur hier dominiert ein neues Leitbild der Paarbeziehung, das geprägt ist von Gleichheitsdiskurs, Selbstverwirklichungsanspruch und dem Modell der Autonomie zweier Subjekte, die sich im Rahmen einer egalitären Partnerschaft zusammen schließen und sich an ihren individuellen Interessen und Bedürfnissen orientieren, während tradierte Geschlechternormen jede Legitimität verloren haben.[16]

Nur an der Praxis hat sich wenig verändert. Eines der frappierendsten Ergebnisse von Koppetsch und Burkart ist, dass die Frauen in allen drei untersuchten Milieus auch heute noch den weit überwiegenden Teil der Hausarbeit übernehmen und dass die Strukturen der häuslichen Arbeitsteilung in allen Milieus die gleichen sind, auch und gerade dann, wenn einzelne Hausarbeiten inzwischen zur Zuständigkeit der Männer geworden sind. Über die Milieugrenzen hinweg hat sich eine in Teilen neue Geschlechterordnung des Haushaltens etabliert, die Frauenarbeit von Männerarbeit entlang bestimmter symbolischer Markierungen trennt: (1) außen/innen, (2) schwer/leicht, (3) grob/fein, (4) trocken/nass und (5) außeralltäglich/alltäglich.[17] Doch während die Ungleichheit der Lastenverteilung im familistischen und im traditionalen Milieu den Leitvorstellungen der Paarbeziehung und den Vorannahmen über die Differenz der Geschlechter relativ gut korrespondiert, sehen sich die Paare des individualistischen Milieus einer Diskrepanz zwischen Diskurs und Praxis konfrontiert, die problematisch vor allem deshalb ist, weil sie sich offenbar kaum auflösen lässt.

Da die Arbeitsteilung nicht mehr als Ergebnis einer Geschlechterdifferenz verstanden werden kann, die in ihr zum Ausdruck kommt und sie begründet, sondern als Folge einer freien und bewusst getroffenen Wahl, ist letztlich jeder selbst

verantwortlich für das, was er oder sie tut. Da die Vorstellungen von Ordnung und Sauberkeit nicht mehr den Status anerkannter Regeln haben, die als selbstverständlich vorausgesetzt werden, räumt jeder dann auf, wenn ihn oder sie die Unordnung nervt; bügelt man, weil man das eigentlich ganz gerne tut oder weil man dabei so schön fernsehen kann; werden die Socken gewaschen, wenn man das Gefühl hat, es sei mal wieder so weit oder wenn keine mehr da sind; und putzt schließlich diejenige die Fenster, die den Dreck einfach nicht mehr sehen kann. So jedenfalls will es die Logik der Diskurse, die das Reden bestimmt.

Ein typisches Ergebnis der Auseinandersetzungen um Ordnung und Sauberkeit ist das Motto: Wenn es dich stört, dann räum es doch weg! Ein Motto, auf das es auch deshalb kaum eine passende Erwiderung gibt, weil der unausgesprochen mitschwingende Vorwurf, sich noch nicht ausreichend von veralteten oder gar typisch weiblichen Standards gelöst zu haben, auch das eigene Selbstverständnis und die eigenen Leitbilder verletzt und deshalb womöglich weniger leicht zu ertragen wäre als das ‚bisschen Aufräumen' dann und wann oder das ‚bisschen Wäschewaschen'.

Die Rede von dem ‚bisschen Aufräumen' oder dem ‚bisschen Wäschewaschen' ist aufschlussreich. Sie zeigt beispielhaft, wie die Hausarbeit in den Diskursen scheinbar beiläufig immer kleiner und unbedeutender wird. Koppetsch und Burkart zeichnen minutiös nach, wie in den indivualisierten Paarbeziehungen die Mehrarbeit der Frauen nicht anerkannt, sondern entwertet wird und wie die Frauen an dieser Entwertung – ähnlich wie bereits bei Hochschildt – aktiv mitwirken. Die Entwertung der Frauenarbeit im Haushalt trägt ihren Teil zu jener „Ohnmacht der Diskurse" bei, die anzeigt, dass es für geschlechtsspezifische Zuständigkeiten und Obligationen im alltagsweltlichen Differenzwissen der individualisierten Paare keinen legitimen Ort mehr gibt. Das Reden entfernt sich mehr und mehr von der Praxis des Haushaltens und die alltäglich reproduzierten Ungleichheiten verschwinden umso spurloser aus den Diskursen, als deren Thematisierung paradoxerweise gerade diejenigen ins Unrecht setzt, die den größeren Teil der Lasten tragen. Die ursprüngliche Absicht, sich von den alten Rollenmustern zu befreien, wird so ins Gegenteil verkehrt. Die alten Rollen werden in der Praxis beibehalten, aber durch die neue Sichtweise zugleich verdeckt und aus dem Interpretationsvorrat verbannt.[18] Aus den expliziten sind latente Geschlechternormen geworden, die ihre Wirksamkeit auch daraus beziehen, dass ihre Problematisierung schwierig und riskant geworden ist.

Riskant geworden ist sie vor allem deshalb, weil die Verteilung der Hausarbeiten so eng mit der Beziehungsökonomie und mit der gerade im individualisierten Milieu hoch prekären Machtbalance in der Beziehung verwoben ist, dass sie nur um den Preis langwieriger Konflikte zur Sprache gebracht werden kann. Die Thematisierung der Ungleichheit droht nicht nur, diejenigen zu decouvrieren, die sie zur Sprache bringen. Sie könnte auch die Beziehung selbst gefährden. Und im stillschweigenden Aufräumen des häuslichen Chaos ist deshalb nicht nur eine uneingestandene Niederlage verborgen. Im Schweigen kommt auch zum Ausdruck, dass die Beziehung wertvoller ist als die Idee der Gleichheit und dass die Logik des Tausches, die zum säuberlichen Aufrechnen von Leistung und Gegenleistung

zwingt, zerstört, was den größeren Wert besitzt: die Bewahrung des Paares und die „Liebe mit ihrer Ökonomie des Gabentauschs (...), die auf Freiwilligkeit und Unbedingtheit basiert“.[19]

2.2. Diskursives und inkorporiertes Wissen: Die Ideen und die Gesten

Die Logik der Diskurse erklärt zwar, wie es zum Verschwinden der Ungleichheit aus dem Repertoire dessen kommt, worüber sich reden lässt. Sie erklärt aber noch nicht das eigensinnige Beharrungsvermögen des praktischen Handelns. Tradierte Verhaltensmuster und Routinen setzen sich ganz augenscheinlich unabhängig von den verbalen Formen partnerschaftlichen Aushandelns durch; sie unterlaufen die Ebene der Diskurse und des diskursiven Wissens fortwährend und schaffen eine Wirklichkeit, die zum Problem wird, sobald man über sie zu reden beginnt. Die Idee der Gleichheit und die Praxis des Haushaltens sind auf unterschiedlichen Ebenen angesiedelt:

> „Während die Idee der Gleichheit einer (reflexiven) Diskurslogik gehorcht, beruht die Verrichtung alltäglicher Handlungen auf einer anderen, einer praktischen Logik“.[20]

Damit ist zugleich das zentrale Thema von Jean-Claude Kaufmanns inzwischen berühmter Studie über die schmutzige Wäsche angesprochen.[21] Kaufmann sieht gerade in der Wäsche ein ideales Analyse-Instrument „der ehelichen Konstruktion von Alltag“, weil die Wäsche in jedem Augenblick der Paarbeziehung präsent ist. Sie haftet dem Paar an wie eine zweite Haut und ist verbunden mit vielfältigen symbolischen Bedeutungen, vor allem mit der „Erinnerung an die ursprüngliche Rolle der Frau innerhalb des Paares“.[22] Nicht zufällig ist das Waschen der Wäsche der Teil der Hausarbeit, der sich am hartnäckigsten einer gleichberechtigten Verteilung widersetzt.[23] Am Umgang mit der Wäsche kann Kaufmann deshalb zeigen, dass Handeln und Reden unterschiedlichen Impulsen gehorchen; am Leitfaden der Wäsche gelangt er an einen Ort,

> „wo die Gesten den Gedanken widersprechen, und die Worte das Gegenteil der Gedanken ausdrücken (...), wo das Reden selbst ein Schweigen darstellt und das Schweigen sehr beredt ist (...), wo Fähigkeiten gebüßt statt belohnt werden und die großzügige persönliche Hingabe auf Heller und Pfennig berechnet wird“.[24]

Mit den Gesten ist ein inkorporiertes Wissen angesprochen, das auf das Engste verknüpft ist mit grundlegenden Vorstellungen von Ordnung und Sauberkeit, von körperlicher Integrität und dem Gefühl, „mit sich im Reinen zu sein“. Die alltäglichen Gewohnheiten und die Routinen, die in Fleisch und Blut übergegangen sind, stellen einen Fundus an selbstverständlichen Praktiken dar, die wie von selbst geschehen. Hier geht es um ein Wissen, wie man die Dinge macht, wie man die Wäsche faltet oder was und wie man bügelt, das vorreflexiv ist, das sich mühelos

und automatisch einstellt und sich gerade darin zeigt, dass man etwas tut, ohne darüber nachdenken zu müssen.

Zum Problem werden die inkorporierten Praktiken, wird das in den Gesten bewahrte praktische Wissen, wenn der Werdegang des Paares die Haushaltsintegration erreicht und der Kauf der gemeinsamen Waschmaschine besiegelt, dass das Paar zum Paar geworden ist.[25] Die Schwierigkeiten, die dann auf den Plan treten, rühren nicht nur daher, dass nun die oft unterschiedlichen Gewohnheiten der Partner zusammengefügt werden müssen, ohne allzu sehr miteinander zu kollidieren. Sie hängen auch nicht allein damit zusammen, dass der für viele selbstverständliche Anspruch auf eine gleichberechtigte Verteilung der Hausarbeiten umfangreiche Absprachen und Verhandlungen erforderlich macht. Das zentrale Problem erwächst daraus, dass die Haushaltsintegration eine Eigendynamik entwickelt, mit der die jugendlichen Paare nicht rechnen, auf die sie nicht vorbereitet sind und die sich aus ihrer Sicht jeder vernünftigen Erklärung entzieht.

Im Zuge der Haushaltsintegration kehren auf Seiten der Frauen scheinbar wie von selbst die Erinnerungen daran zurück, wie man die Dinge macht im Haushalt, damit alles seine Ordnung hat und man sich wohl fühlt zu Hause, die in Zeiten jugendlichen Single- oder WG-Daseins vielfach verblasst oder kurz entschlossen verabschiedet worden waren. Die Männer hingegen vergessen nun mehr und mehr, was sie sich in dem Moratorium zwischen elterlichem und eigenem Haushalt an Kompetenzen im Bügeln, Waschen oder Aufräumen angeeignet hatten, jedenfalls die meisten von ihnen.

Mit der Haushaltsintegration begeben sich die Paare in ein Setting, in ein Geschlechterarrangement ganz im Sinne Goffmans, dem das eigentümliche Potenzial innewohnt, den Fundus inkorporierten Wissens zu reaktivieren. Im Zuge der Haushaltsintegration kommt deshalb zum Tragen, dass das Handlungskapital, das inkorporierte Wissen, über das die Frauen in Haushaltsdingen verfügen, in der Regel größer ist als das ihrer Partner. Sie können nicht nur manches besser; sie verfügen über die unschätzbare Fähigkeit, einfach zu sehen, was getan werden muss. Für die Paare, die sich dem neuen Leitbild von Gleichheit und Partnerschaft verpflichtet fühlen, wird genau das zum Problem. Sie finden sich nun unversehens an jenen Ort versetzt, „wo Fähigkeiten gebüßt statt belohnt werden und die großzügige persönliche Hingabe nach Heller und Pfennig berechnet wird".[26]

Die Frauen geraten gerade vermöge ihres größeren Fundus an inkorporiertem Wissen unaufhaltsam in eine Falle, die sie selbst aufstellen, wenn sie tun, was ihnen leicht fällt.[27] Die Männer hingegen übernehmen ein ums andere Mal den Part des schuldbewussten Schülers, ohne je ausgelernt zu haben.[28] Die einen tun unaufhörlich zu viel, die anderen unaufhörlich zu wenig, und noch das Wenige, das sie tun, zeugt vielfach von lehrlingshafter Unbeholfenheit – jedenfalls im geübten Blick ihrer Frauen, die es dann oftmals doch lieber gleich selber machen und so zwar die Ordnung wieder herstellen, aber eben auch die Falle.

Die Handlungsimpulse, die im Vollzug der Gesten realisiert werden, gewinnen immer wieder die Oberhand, auch deshalb, weil sie begleitet sind von dem Gefühl, mit sich im Einklang zu sein – einem Gefühl, das schwindet, sobald das Reden beginnt und begründungsbedürftig wird, was zuvor selbstverständlich schien. Mit

dem Reden beginnen die Zweifel; verlieren die Gesten ihre Evidenz; wird eine Tätigkeit, die zuvor wie von selbst geschah, zur Last; verwandelt sich das, was zuvor die einfachste Sache der Welt schien, in eine lästige Pflicht, der nachzukommen immer schwerer fällt.[29] Auch bei Kaufmann hat das Schweigen in den Paarbeziehungen deshalb mehr als eine Bedeutung.[30]

Es gibt das alte Schweigen, das die Gesten begleitet, die jedes Reden überflüssig machen, und das wertvoll ist, weil der Alltag, wenn die Gesten ihre Evidenz erst völlig verloren haben, zu einer endlosen Folge mühsamster Aufgaben wird. Und es gibt das andere, das neue Schweigen über die Falle der Frauen und die Schuld der Männer, in dem das Scheitern der Idee der Gleichheit verborgen ist. Doch während Koppetsch und Burkart dieses Scheitern zu einem guten Teil den Diskursen von Individualisierung, Selbstverwirklichung und Gleichberechtigung anlasten, die womöglich „ganz ungeeignet für die Regulation von Paarbeziehungen" sind,[31] setzt Kaufmann den Akzent anders. Für ihn liegt das zentrale Hindernis im „Widerstand der Alltagsgesten, in denen eine lange Vergangenheit verinnerlichter Geschlechterpositionen aufbewahrt ist, eine Vergangenheit, die in Bruchstücken wieder auftaucht, sobald die Integration des gemeinsamen Haushalts fortschreitet".[32] Für ihn ist die Aufgabe, die Idee der Gleichheit im Zuge der Haushaltsintegration zu verwirklichen, deshalb so schwer lösbar, weil die Individuen, wenn sie sich zunächst „ohne große Vorbehalte" an diese Arbeit machen, nicht wissen, „daß sie vor allem gegen sich selbst zu kämpfen haben werden".[33]

Die großen Anstrengungen, die die Paare vor allem in der Anfangszeit immer wieder unternehmen, um die Diskrepanz zwischen den Gesten und den Ideen aufzulösen, führen zu ganz lächerlichen Ergebnissen, sie enden scheinbar im Nichts. Der Kauf der Waschmaschine wird begleitet von hochkomplizierten Vereinbarungen, wer wann welche Wäsche wäscht, und am Ende siegt dann doch der scheinbare Sachzwang und nur eine wäscht, und zwar die ganze Wäsche. Das Aufräumen der schmutzigen Wäsche wird immer neu zum Anlass ausführlicher Debatten, und übrig bleibt schließlich doch wieder jener Strumpf, „den der Mann an seinem rechten Platz wähnt, während er für die Frau einfach herumliegt, und die ihn folglich dahin räumen muß, wo er hingehört".[34] In jeder Geste „steckt die ganze Gesellschaft".[35]

Die gesellschaftlichen Imperative, die noch die alten Verhältnisse repräsentieren, beziehen ihre Wirkungsmächtigkeit gerade daraus, dass sie nicht nur von außen kommen,

> „sondern in jedem von uns auf sehr persönliche und konkrete Weise verkörpert (sind), in scheinbar harmlosen Verhaltens- und Handlungsweisen, welche uns zu dem machen, was wir sind".[36]

Die Ohnmacht der Diskurse, wie sie bei Kaufmann in den Blick kommt, rührt daher, dass sich bislang nur das diskursive Wissen verändert hat, aber dass diesem neuen Wissen noch kein inkorporiertes Handlungskapital entspricht und keine Geschichte, in der mit neuen Gesten auch neue Geschlechterpositionen aufbewahrt

wären. Es gibt Ungleichzeitigkeiten nicht nur zwischen den Individuen und den Verhältnissen, mit denen sie sich herumzuschlagen haben – davon war zuvor schon einmal die Rede. Die Ungleichzeitigkeiten stecken auch in den Individuen selbst.

3. Ausblick

Die Geschlechterarrangements stellen institutionalisierte Reproduktionsformen der Geschlechterunterscheidung dar, die sich nur nach einer Seite hin erschließen, wenn man fragt, welche Gelegenheit sie den Akteuren bieten, die Differenz im *doing gender* interaktiv zu validieren oder welche Hürden sie denjenigen in den Weg stellen, die gerade das nicht mehr wollen. Nicht minder wichtig ist die andere Seite, ihre Einbindung in soziale Strukturzusammenhänge. Dass die Haushaltsintegration sich auch heute noch großenteils auf eine Weise vollzieht, die das inkorporierte Wissen und mit ihm die alten Geschlechterpositionen neu mit Leben erfüllt, hat auch damit zu tun, dass sie eingebunden ist in sozialstrukturelle Reproduktionsformen der Differenz, die noch recht wenig tangiert sind von den Gleichheitsideen, die das zeitgenössische Differenzwissen mancher Milieus bestimmen. Die alten Verhältnisse stecken in den Individuen *und* in der Gesellschaft, gerade die Korrespondenz, auf die das eine im anderen trifft, macht ihre Persistenz aus.

Diese zweite Seite der Geschlechterarrangements haben vor allem Helga Krüger und ihren Mitarbeiterinnen in den letzten Jahren im Konzepts der Institutionenstrukturiertheit des Lebenslaufs herausgearbeitet.[37] Hier steht weniger der Kampf der Individuen mit sich selbst im Mittelpunkt, sondern ihre ebenfalls höchst konfliktträchtige Auseinandersetzung mit den Verhältnissen. Hier ist es weniger das inkorporierte Wissen, das die Idee der Gleichheit fortwährend konterkariert, sondern das Institutionengefüge des Lebenslaufs, das die alten Verhältnisse zu einem Bestandteil der neuen werden läßt. Aber trotz des Unterschieds der Analyse-Ebene wird auch in der Lebenslaufperspektive immer wieder deutlich, wie die Ungleichheiten, die in der Praxis fortbestehen, aus den Diskursen verschwinden.

Während sich der Lebenslauf junger Frauen mehr und mehr von dem junger Männer unterscheidet und dem ihrer Mütter annähert; während die Strukturvorgaben des geschlechtersegregierten Arbeitsmarktes die Integrations- und Partizipationschancen der Geschlechter auch heute noch höchst ungleich verteilen und die Einbindung der Familie in ein Gefüge von Abschnitts-, Tandem- und Anliegerinstitutionen die Vereinbarkeitswünsche junger Frauen und Männer immer wieder konterkariert, ist das Reden bestimmt von einverständlichen Verhandlungen und eigenen Entscheidungen, von rationalem Kalkül und individuellen Wünschen.

Zwar sind es auch heute noch in der weit überwiegenden Mehrzahl die Frauen und nicht ihre Männer, die nach der Geburt des ersten Kindes den Elternurlaub in Anspruch nehmen und in den Beruf zurückkehren auf Teilzeitbasis. Aber sie tun es, wie sie immer wieder betonen, aus anderen Gründen als ihre Mütter. Sie tun es nicht, weil dies normativen Vorgaben oder stereotypen Geschlechterbildern entspricht oder weil die Verhältnisse anderes kaum zulassen. Sie tun es, weil sie selbst es so wollen, weil sie dies einverständlich mit ihrem Partner so ausgehandelt und

beschlossen haben. Die Diskurse sind – wie Birgit Geissler und Mechthild Oechsle konstatieren – genau so angelegt, dass sie die „Zuschreibung von Selbstverantwortung für den eigenen Lebenslauf“ ermöglichen.[38] Sie sind genau so angelegt, dass sie es erlauben, ein Selbstverständnis zu bewahren, für das Individualisierung, Selbstverwirklichung und Gleichberechtigung zentral geworden sind.

Die rhetorische Modernisierung findet sich heute in vielen Spielarten und sie ist keineswegs beschränkt auf Familie und Paarbeziehung. Wir treffen auf sie auch im Berufsbereich, wo sie in der weithin geläufigen Rede von der Berufs- und Fächer-‚wahl‘ junger Frauen und Männer zum Ausdruck kommt, die an den Strukturen des geschlechtersegregierten Arbeitsmarktes geflissentlich vorbei sieht und zu dem paradoxen Ergebnis führt, dass schließlich diejenigen die Beweislast zu tragen haben, die in der Sackgasse ihres Berufes stecken. Die Frauen wählen einfach die ‚falschen‘ Berufe, sie interessieren sich einfach für andere Sachen als fürs Karrieremachen, das war erst kürzlich anlässlich des *Girls Day* (im Mai 2003) wieder ein ums andere mal in den Zeitungen zu lesen. Und zu beobachten war dabei noch einmal in aller deprimierenden Deutlichkeit, wie sich im Reden ein Mehr an rechtlicher Gleichstellung im Beruf unversehens in ein Mehr an eigener Verantwortung dafür verwandeln kann, dass man den Kürzeren gezogen hat. Im Englischen nennt man das *blaming the victim*.

Während im Berufsbereich die rhetorische Modernisierung auch dadurch befördert wird, dass die Reproduktionsweisen der Ungleichheit indirekter und subkutaner geworden und also ‚wirklich‘ weniger leicht zu sehen sind, sind ganz neue Konstellationen im Zuge der Globalisierung entstanden – Konstellationen, die zur rhetorischen Modernisierung geradezu einladen, weil in ihnen der Prozess des faktischen Unsichtbarwerdens der Ungleichheit ein gutes Stück weiter vorangetrieben ist. Im Zuge der Globalisierung sind manche Ungleichheiten auch im Verhältnis der Geschlechter ganz aus der bei uns alltäglich erfahrbaren Wirklichkeit verschwunden, während andere in einer Form wieder zum Vorschein kommen, die sich nicht mehr ganz so leicht als neue Variante der ‚alten Verhältnisse‘ erkennen und identifizieren lässt.

Die Globalisierung führt nicht nur zur Exterritorialisierung von Ungleichheit, etwa wenn ganze Branchen in die Länder des Südens oder die Sonderwirtschaftszonen Asiens und Mittelamerika auswandern, Branchen, die schon bei uns vielfach schlecht bezahlte Frauenbranchen gewesen sind und dies nach ihrer Verlagerung an andere Orte erneut und erst recht werden.[39] Die Globalisierung führt auch dazu, dass im Zuge der weltweiten Migrationsbewegungen ‚die Anderen‘ in großer Zahl ‚zu uns‘ kommen. Eine besonders aufschlussreiche Konstellation ist in diesem Zusammenhang mit der „neuen Dienstbotenfrage“, mit der „internationalen Putzkolonne“ entstanden.[40]

Die neuen Dienstboten arbeiten nicht irgendwo weit entfernt in Bangladesch oder Mexiko. Sie arbeiten in den Haushalten hier bei uns als Haushaltshilfen und Putzfrauen, als Altenbetreuerin oder Kinderfrau, manche leben sogar mitten in der Familie.[41] Eine unersetzliche Stütze sind sie vor allem für die Frauen (und ihre Männer) geworden, die in hochqualifizierten und gut dotierten Berufen selbst

Karriere machen und nicht auf die Unterstützung von Müttern, Großmüttern oder Tanten zurückgreifen können (oder wollen).

Die Existenz dieser neuen Dienstboten, die teils aus Asien, teils aus Osteuropa kommen, ist vor allem hierzulande ein wohl gehütetes Geheimnis. Sie sind unsichtbar in mehr als einer Hinsicht. Viele von ihnen bewegen sich jenseits der Legalität, nutzen Besuchervisa oder Au-Pair-Abkommen, um ins Land zu gelangen, und müssen sorgsam darauf bedacht sein, jenseits ihres Arbeitsplatzes Familie nicht aufzufallen. Sie existieren in keiner Statistik, ihre Anzahl lässt sich nicht einmal annähernd schätzen und die Rechtslage zwingt sie, unsichtbar zu bleiben, was nicht zuletzt zur Folge hat, dass ihr Arbeitstag oft keine Grenzen kennt und ihre Bezahlung mitunter jeder Beschreibung spottet.

Sichtbar und unersetzlich sind sie nur dort, wo sie arbeiten und ihren Teil dazu beitragen, dass die Strukturen der Arbeitsteilung in der Familie in neuem Gewand die alten bleiben können: Die Hausarbeit ist weiterhin Frauenarbeit und auch an ihrer Entwertung hat sich wenig geändert. Doch auch wenn die Hausarbeit weiterhin Frauenarbeit geblieben ist, so sind es doch andere Frauen, die sie nun erledigen. Es hat eine „ethnisierte Umverteilung der Reproduktionsarbeit zwischen Frauen" stattgefunden,[42] und das ist folgenreich für das alltagsweltliche Verständnis dieser ebenso neuen wie alten Situation.

Die ethnisierte Umverteilung der Hausarbeit erlaubt es den einheimischen Frauen, sich und ihre Partnerschaft als emanzipiert und gleichberechtigt zu verstehen. Sie erlaubt es, den Anspruch an den Partner, sich an der Hausarbeit zu beteiligen, bis auf weiteres zurückzustellen. Und da die Frauen, die die Hausarbeit machen, ‚andere' Frauen sind als ‚wir', braucht deren traditionelle Rolle auch ‚unser' aufgeklärt-emanzipiertes Selbstverständnis nicht nachhaltig zu erschüttern. Die aus Osteuropa stammenden Haushaltsarbeiterinnen sind zwar „oft selbst hochqualifizierte Frauen (...), die nach der Entwertung ihrer Abschlüsse ihre Heimat verlassen".[43] Aber sie sind – qua nationaler Zugehörigkeit – doch vor allem ‚andere' Frauen. Die Geschlechterbeziehung ‚bei uns' ist gleichberechtigt; ‚Wir' sind gleichberechtigt – und die ‚anderen' sind halt noch nicht so weit, wie Sabine Hess bei ihrer Untersuchung der neuen Dienstbotenfrage erfahren konnte:

> „Von den deutschen Frauen wurde (...) der Zugriff auf die Arbeitskraft (der anderen Frau) gar nicht gesehen. Vielmehr wurde die Indienstnahme als Gefallen, Entwicklungshilfe oder Bildungsprogramm für die ‚armen', ‚rückständigen' Osteuropäerinnen legitimiert. (...). Auch in die persönliche Interaktion schleicht sich das Narrativ vom zurückgebliebenen Osten ein, womit das moderne und progressive Selbstbild der berufstätigen Frau stabilisiert blieb."[44]

Dass wir ohne diese ‚anderen' Frauen womöglich zu sehen gezwungen wären, dass auch ‚wir' noch längst nicht so weit sind, kann auf diese Weise ein ebenfalls sorgsam gehütetes Geheimnis bleiben.

Die rhetorische Modernisierung, das wird hier noch einmal besonders deutlich, führt zu einem Blick auf die eigene Lebenswirklichkeit und auf die Lebenswirklichkeit anderer, der trügerisch ist und illusionär. Das Verschwinden der Ungleich-

heit aus den Diskursen, die um Gleichberechtigung und Selbstverwirklichung kreisen, das Insistieren darauf, dass nicht normativ-geschlechtstypische Standards und tradierte Leitbilder, sondern die eigenen Entscheidungen das Handeln bestimmen, verdeckt wesentliche Aspekte der sozialen Wirklichkeit. Die De-Thematisierung der Ungleichheit zwischen den Geschlechtern und zunehmend auch zwischen Frauen schafft die Ungleichheiten nicht aus der Welt, sondern entzieht und schützt sie vor Kritik und trägt auf diese Weise mittelbar dazu bei, dass sie in der Praxis fortbestehen.

Prekär und problematisch ist das nicht nur in politischer Hinsicht. Problematisch ist die rhetorische Modernisierung auch für das Alltagshandeln. Das beharrliche Festhalten an der Idee der Gleichheit, das kontrafaktische Bewahren des gleichberechtigten Selbst- und Partnerschaftsverständnisses, nährt immer neu die Illusion, wir seien eigentlich schon viel weiter als wir sind, und das hat zur Folge, dass die Akteure stets unvorbereitet von der Wirklichkeit eingeholt werden, die sie so sorgsam dem Blick entziehen. Sie stoßen immer wieder auf Hindernisse und stolpern dabei nicht nur über die Veränderungsresistenz institutionalisierter Strukturvorgaben und das in den Gesten bewahrte inkorporierte Handlungskapital, sondern auch über ihr Alltagswissen, das das genauere Hinschauen riskant gemacht hat und die Thematisierung der Ungleichheit bedrohlich und brisant.

Die Geschlechterarrangements haben ihr strukturbildendes Potential noch nicht verloren, aber die institutionelle Reflexivität will sich nicht mehr so recht einstellen, schon gar nicht wie von selbst. Alltagswissen und Alltagshandeln können sich vor allem in bestimmten Milieus gerade nicht mehr in der bei Goffman vorausgesetzten Weise reflexiv und einverständlich aufeinander beziehen. Die institutionelle Reflexivität ist erkennbar brüchig geworden. Ob das der Anfang eines sehr langsamen und womöglich tiefgreifenden Wandels im Verhältnis der Geschlechter ist, wird sich erst noch zeigen müssen. Gegenwärtig stehen Brüche, Widersprüche und Ungleichzeitigkeiten ganz oben auf der Tagesordnung. Und gegenwärtig lässt sich beobachten, mit welcher Zähigkeit und Beharrlichkeit die Idee der Gleichheit verteidigt wird, auch wenn die eigene Alltagswirklichkeit längst eine ganz andere Geschichte erzählt.

Anmerkungen

1 Der vorliegende Beitrag stellt die stark gekürzte und leicht überarbeitete Fassung eines Aufsatzes dar, der unter dem Titel „Rhetorische Modernisierung: Vom Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen" zuerst erschienen ist in: Gudrun-Axeli Knapp/Angelika Wetterer (Hrsg.): *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik 2*, Forum Frauenforschung, Band 16, Münster 2003, S. 286-319.

2 Helga Krüger: „Geschlecht – eine schwierige Kategorie. Methodisch-methodologische Fragen der ‚gender'-Sensibilität in der Forschung", in: Aylâ Neusel/Angelika Wetterer (Hrsg.): *Vielfältige Verschiedenheiten. Geschlechterverhältnisse in Studium, Hochschule und Beruf*, Frankfurt/M./New York 1999, S. 38.

3 Helga Krüger: „Gesellschaftsanalyse: der Institutionenansatz in der Geschlechterforschung", in: Gudrun-Axeli Knapp/Angelika Wetterer (Hrsg.): *Soziale Verortung der Geschlechter. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik*, Band 1, Münster 2001, S. 70.

4 Helga Krüger: „Geschlecht – eine schwierige Kategorie. Methodisch-methodologische Fragen der ‚gender'-Sensibilität in der Forschung", in: Aylâ Neusel/Angelika Wetterer (Hrsg.): *Vielfältige Verschiedenheiten. Geschlechterverhältnisse in Studium, Hochschule und Beruf*, Frankfurt/M./New York 1999, S. 51.

5 Karin Knorr-Cetina: „Spielarten des Konstruktivismus. Einige Notizen und Anmerkungen", in: *Soziale Welt* 40/1+2, 1989, S. 89.

6 Erving Goffman: „Das Arrangement der Geschlechter", in: Ders.: *Interaktion und Geschlecht,* Frankfurt/M./New York 1994, S. 105-158 (zuerst 1977).

7 Hubert A. Knoblauch: „Erving Goffmanns Reich der Interaktion", in: Erving Goffmann: *Interaktion und Geschlecht*, Frankfurt/M./New York 1994, S. 41; vgl. Wetterer, Angelika: *Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion. ‚Gender at work' in theoretischer und historischer Perspektive,* Konstanz 2002.

8 Hubert A. Knoblauch: „Erving Goffmanns Reich der Interaktion", in: Erving Goffmann: *Interaktion und Geschlecht*, Frankfurt/M./New York 1994, S. 41.

9 Helga Kotthoff: „Geschlecht als Interaktionsritual?", in: ebd., S. 162.

10 Erving Goffman: „Das Arrangement der Geschlechter", in: Ders.: *Interaktion und Geschlecht,* Frankfurt/M./New York 1994, S. 143 (zuerst 1977).

11 Helge Pross*: Der deutsche Mann,* Reinbek bei Hamburg 1978; Sigrid Metz-Göckel/Ursula Müller: *Der Mann. Die Brigitte-Studie*, Weinheim/Basel 1986; Jean-Claude Kaufmann: *Schmutzige Wäsche. Die eheliche Konstruktion von Alltag*, Konstanz 1994; Cornelia Koppetsch/Günter Burkart: *Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechtsnormen im Milieuvergleich,* Konstanz 1998; Notz, Petra: *Frauen, Manager, Paare. Wer managt die Familie?,* München/Mering 2002.

12 So Maria S. Rerrich (in: „Von der Utopie der partnerschaftlichen Gleichverteilung zur Realität der Globalisierung im Haushalt", in: Claudia Gather/Birgit Geissler/Maria S. Rerrich (Hrsg.): *Weltmarkt Privathaushalt. Bezahlte Haushaltsarbeit im globalen Wandel,* Münster 2002, S. 16-29) zu: Arlie Russell Hochschildt: *The Second Shift.*

Working Parents and the Revolution at Home, New York 1989.

13 Maria S. Rerrich, ebd.

14 So bereits: Karin Jurczyk/Maria S. Rerrich (Hrsg.): *Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung*, Freiburg 1993.

15 Cornelia Koppetsch/Günter Burkart: *Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechtsnormen im Milieuvergleich,* Konstanz 1998.

16 Ebd., insbesondere: S. 145-201.

17 Ebd., S. 205-215.

18 Ebd., S. 190.

19 Ebd., S. 318f..

20 Ebd., S. 156.

21 Jean-Claude Kaufmann: *Schmutzige Wäsche. Die eheliche Konstruktion von Alltag*, Konstanz 1994.

22 Ebd., S. 9.

23 So auch: Cornelia Koppetsch/Günter Burkart: *Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechtsnormen im Milieuvergleich.* Konstanz 1998, vor allem S. 227-236.

24 Jean-Claude Kaufmann: *Schmutzige Wäsche. Die eheliche Konstruktion von Alltag*, Konstanz 1994.

25 Ebd., S. 69-121; zur Waschmaschine: S. 82-90.

26 Ebd., S. 10.

27 Ebd., S. 257-278.

28 Ebd., S. 279-290.

29 Ebd., S. 28-32.

30 Ebd., S. 223-242.

31 Cornelia Koppetsch/Günter Burkart: *Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechtsnormen im Milieuvergleich,* Konstanz 1998, S. 320.

32 Jean-Claude Kaufmann: *Schmutzige Wäsche. Die eheliche Konstruktion von Alltag*, Konstanz 1994.

33 Ebd., S. 292.

34 Ebd., S. 293f..

35 Ebd., S. 293.

36 Ebd., S. 293.

37 Vgl. Claudia Born/Helga Krüger/Dagmar Lorenz-Meyer: *Der unentdeckte Wandel. Annäherung an das Verhältnis von Struktur und Norm im weiblichen Lebenslauf,* Berlin 1996; Helga Krüger: „Dominanzen im Geschlechterverhältnis: Zur Institutionalisierung von Lebensläufen“, in: Regina Becker-Schmidt/ Gudrun-Axeli Knapp (Hrsg.): *Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften,* Frankfurt/M./New York 1995, S. 195-219; Helga Krüger: „Gesellschaftsanalyse: der Institutionenansatz in der Geschlechterforschung“, in: Gudrun-Axeli Knapp/Angelika Wetterer (Hrsg.): *Soziale Verortung der Geschlechter. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik*, Band 1, Münster 2001, S. 63-90; Helga Krüger: „Geschlecht, Territorien, Institutionen. Beitrag zu einer Soziologie der Lebenslauf-Realität“, in: Claudia Born/ Helga Krüger (Hrsg.): *Individualisierung und Verflechtung. Geschlecht und Generation im deutschen Lebenslaufregime,* Weinheim/München 2001, S. 257-299;

38 Birgit Geissler/Mechthild Oechsle: „Die Modernisierung weiblicher Lebenslagen“, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte,* Beilage zu der Wochenzeitung *Das Parlament* 28/7 (2000), B 31-32, S. 17.

39 Vgl. Christa Wichterich: *Die globalisierte Frau. Berichte aus der Zukunft der Ungleichhheit,* Reinbek bei Hamburg 1998; Marion von Osten: „Fashion is Work – Einige Gedanken zum vergeschlechtlichten Verhältnis von Produktion und Konsumption vor dem Hintergrund internationaler Arbeitsteilung“, in: Sabine Hess/Ramona Lenz (Hrsg.): *Geschlecht und Globalisierung. Ein kulturwissenschaftlicher*

Streifzug durch transnationale Räume, Frankfurt/M. 2001, S. 182-201; Ilse Lenz: G*eschlechtsspezifische Auswirkungen der Globalisierung in den Bereichen Global Governance, Arbeitsmärkte und Ressourcen*, Gutachten für die Enquête-Kommission „Globalisierung der Weltwirtschaft – Herausforderungen und Antworten". Zwischenbericht der Enquête-Kommission, Berlin 2002.

40 Christa Wichterich: *Die globalisierte Frau. Berichte aus der Zukunft der Ungleichhheit*, Reinbek bei Hamburg 1998, S. 94-99.

41 Vgl. Sabine Hess/Ramona Lenz: „Das Comeback der Dienstmädchen.", in: Dies. (Hrsg.): Geschlecht und Globalisierung. Ein kulturwissenschaftlicher Streifzug durch transnationale Räume, Frankfurt/M. 2001, S. 128-165; Sabine Hess: „Au Pairs als informalisierte Hausarbeiterinnen – Flexibilisierung und Ethnisierung der Versorgungsarbeiten", in: Claudia Gather/ Birgit Geissler/Maria S. Rerrich (Hrsg.): *Weltmarkt Privathaushalt. Bezahlte Haushaltsarbeit im globalen Wandel,* Münster 2002, S. 103-119; Sabine Hess: „Bodenpersonal der Globalisierung. Die neue Dienstmädchenfrage: Auch die Hausarbeit wird international – jenseits der Legalität", in: *Die Zeit* 12. Dezember 2002, S. 13; Maria S. Rerrich: „Von der Utopie der partnerschaftlichen Gleichverteilung zur Realität der Globalisierung im Haushalt" in: Claudia Gather/Birgit Geissler/Maria S. Rerrich (Hrsg.): *Weltmarkt Privathaushalt. Bezahlte Haushaltsarbeit im globalen Wandel,* Münster 2002, S. 16-29.

42 Sabine Hess: „Au Pairs als informalisierte Hausarbeiterinnen – Flexibilisierung und Ethnisierung der Versorgungsarbeiten", in: Claudia Gather/Birgit Geissler/Maria S. Rerrich (Hrsg.): *Weltmarkt Privathaushalt. Bezahlte Haushaltsarbeit im globalen Wandel,* Münster 2002, S. 109.

43 Maria S. Rerrich: „Von der Utopie der partnerschaftlichen Gleichverteilung zur Realität der Globalisierung im Haushalt", in: Claudia Gather/Birgit Geissler/Maria S. Rerrich (Hrsg.): *Weltmarkt Privathaushalt. Bezahlte Haushaltsarbeit im globalen Wandel,* Münster 2002, S. 25.

44 Sabine Hess: „Au Pairs als informalisierte Hausarbeiterinnen – Flexibilisierung und Ethnisierung der Versorgungsarbeiten", in: Claudia Gather/Birgit Geissler/Maria S. Rerrich (Hrsg.): *Weltmarkt Privathaushalt. Bezahlte Haushaltsarbeit im globalen Wandel,* Münster 2002, S. 113.

Literatur

Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli/Schmidt, Beate: *Eines ist zuwenig – beides ist zu viel. Erfahrungen von Arbeiterfrauen zwischen Familie und Beruf,* Bonn 1984.

Beck-Gernsheim, Elisabeth: „Vom ‚Dasein für andere' zum Anspruch auf ein Stück ‚eigenes Leben': Individualisierungsprozesse im weiblichen Lebenszusammenhang", in: *Soziale Welt* 3 (1983), S. 308-340.

Bertram, Hans: „Die drei Revolutionen. Zum Wandel der privaten Lebensführung im Übergang zur postindustriellen Gesellschaft", in: Stefan Hradil (Hrsg.): *Differenz und Integration. Die Zukunft moderner Gesellschaften,* Verhandlungen des 28. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Frankfurt/M./New York 1997, S. 309-323.

Bertram, Hans: „Krise und Wandel der Familie. Die drei Revolutionen", in: Deutscher Stifterverband für die Wissenschaft (Hrsg.): *Wirtschaft und Wissenschaft* 3 (2000), S. 18-28.

Born, Claudia/Krüger, Helga (Hrsg.): *Individualisierung und Verflechtung. Geschlecht und Generation im deutschen Lebenslaufregime,* Weinheim/München 2001.

Born, Claudia/Krüger, Helga/Lorenz-Meyer, Dagmar: *Der unentdeckte Wandel. Annäherung an das Verhältnis von Struktur und Norm im weiblichen Lebenslauf,* Berlin 1996.

Gather, Claudia/Geissler, Birgit/Rerrich, Maria S. (Hrsg.): *Weltmarkt Privathaushalt. Bezahlte Haushaltsarbeit im globalen Wandel*, Forum Frauenforschung, Band 15, Münster 2002.

Geissler, Birgit: „Hierarchie und Differenz. Die (Un-)Vereinbarkeit von Familie und Beruf und die soziale Konstruktion von Geschlecht", in: Mechthild Oechsle/Birgit Geissler (Hrsg.): *Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis,* Opladen 1998, S. 109-129.

Geissler, Birgit/Oechsle, Mechthild: „Die Modernisierung weiblicher Lebenslagen", in: *Aus Politik und Zeitgeschichte,* Beilage zu der Wochenzeitung *Das Parlament* 28/7 (2000), B 31-32, S. 11-17.

Goffman, Erving: „Das Arrangement der Geschlechter", in: Ders.: *Interaktion und Geschlecht.* Frankfurt/M./New York 1994, S. 105-158 (zuerst 1977).

Hess, Sabine: „Au Pairs als informalisierte Hausarbeiterinnen – Flexibilisierung und Ethnisierung der Versorgungsarbeiten", in: Claudia Gather/Birgit Geissler/Maria S. Rerrich (Hrsg.): *Weltmarkt Privathaushalt. Bezahlte Haushaltsarbeit im globalen Wandel,* Münster 2002, S. 103-119.

Hess, Sabine: „Bodenpersonal der Globalisierung. Die neue Dienstmädchenfrage: Auch die Hausarbeit wird international – jenseits der Legalität", in: *Die Zeit,* 12. Dezember 2002, S. 13.

Hess, Sabine/Lenz, Ramona: „Das Comeback der Dienstmädchen.", in: Diess. (Hrsg.): *Geschlecht und Globalisierung. Ein kulturwissenschaftlicher Streifzug durch transnationale Räume*, Frankfurt/M. 2001, S. 128-165.

Hess, Sabine/Lenz, Ramona (Hrsg.): *Geschlecht und Globalisierung. Ein kulturwissenschaftlicher Streif-*

zug durch transnationale Räume, Frankfurt/M 2001.

Hochschildt, Arlie Russell: *The Second Shift. Working Parents and the Revolution at Home,* New York 1989.

Jurczyk, Karin/Rerrich, Maria S. (Hrsg.): *Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung,* Freiburg 1993.

Kaufmann, Jean-Claude: *Schmutzige Wäsche. Die eheliche Konstruktion von Alltag*, Konstanz 1994.

Knoblauch, Hubert A.: „Erving Goffmans Reich der Interaktion", in: Erving Goffman: *Interaktion und Geschlecht*, Frankfurt/M./New York 1994, S. 7-49 (herausgegeben und eingeleitet von Hubert A. Knoblauch. Mit einem Nachwort von Helga Kotthoff).

Knorr-Cetina, Karin: „Spielarten des Konstruktivismus. Einige Notizen und Anmerkungen", in: *Soziale Welt* 40/1+2 (1989), S. 88-96.

Koppetsch, Cornelia/Burkart, Günter: *Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechtsnormen im Milieuvergleich,* Konstanz 1998.

Kotthoff, Helga: „Geschlecht als Interaktionsritual?", in: Erving Goffman: *Interaktion und Geschlecht,* Frankfurt/M./New York 1994, S. 159-194 (herausgegeben und eingeleitet von Hubert A. Knobloch. Mit einem Nachwort von Helga Kotthoff).

Krüger, Helga: „Dominanzen im Geschlechterverhältnis: Zur Institutionalisierung von Lebensläufen", in: Regina Becker-Schmidt/Gudrun-Axeli Knapp (Hrsg.): *Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften,* Frankfurt/M./New York 1995, S. 195-219.

Krüger, Helga: „Geschlecht – eine schwierige Kategorie. Methodisch-methodologische Fragen der ‚gender'-Sensibilität in der Forschung", in: Aylâ Neusel/Angelika Wetterer (Hrsg.): *Vielfältige Verschiedenheiten. Geschlechterverhältnisse in Studium, Hochschule und Beruf,* Frankfurt/M./New York 1999, S. 35-60.

Krüger, Helga: „Gesellschaftsanalyse: der Institutionenansatz in der Geschlechterforschung", in: Gudrun-Axeli Knapp/Angelika Wetterer (Hrsg.): *Soziale Verortung der Geschlechter. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik*, Band 1, Münster 2001, S. 63-90.

Krüger, Helga: „Geschlecht, Territorien, Institutionen. Beitrag zu einer Soziologie der Lebenslauf-Realität", in: Claudia Born/Helga Krüger (Hrsg.): *Individualisierung und Verflechtung. Geschlecht und Generation im deutschen Lebenslaufregime,* Weinheim/München 2001, S. 257-299.

Krüger, Helga/Born, Claudia: „Vom patriarchalen Diktat zur Aushandlung – Facetten des Wandels der Geschlechterrollen im familialen Generationenverbund", in: Martin Kohli/M. Szydlik (Hrsg.): *Generationen in Familie und Gesellschaft,* Opladen 2000, S. 203-221.

Lenz, Ilse: G*eschlechtsspezifische Auswirkungen der Globalisierung in den Bereichen Global Governance, Arbeitsmärkte und Ressourcen*, Gutachten für die Enquête-Kommission „Globalisierung der Weltwirtschaft – Herausforderungen und Antworten". Zwischenbericht der Enquête-Kommission, Berlin 2002.

Lenz, Karl: *Soziologie der Zweierbeziehung. Eine Einführung*, Opladen 1998.

Metz-Göckel, Sigrid/Müller, Ursula: *Der Mann. Die Brigitte-Studie*, Weinheim/Basel 1986.

Nave-Herz, Rosemarie: *Familie heute. Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung,* Darmstadt 1994.

Notz, Petra: *Frauen, Manager, Paare. Wer managt die Familie?,* München/Mering 2002.

Oechsle, Mechthild: „Ungelöste Widersprüche: Leitbilder für die Lebensführung von Frauen", in: Mechthild Oechsle/Birgit Geissler (Hrsg.): *Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis,* Opladen 1998, S. 185-200.

Oechsle, Mechthild/Geissler, Birgit (Hrsg.): *Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis, Geschlecht und Gesellschaft*, Band 14, Opladen 1998.

Osten, Marion von: „Fashion is Work – Einige Gedanken zum vergeschlechtlichten Verhältnis von Produktion und Konsumption vor dem Hintergrund internationaler Arbeitsteilung", in: Sabine Hess/Ramona Lenz (Hrsg.): *Geschlecht und Globalisierung. Ein kulturwissenschaftlicher Streifzug durch transnationale Räume,* Frankfurt/M. 2001, S. 182-201.

Pross, Helge: *Der deutsche Mann,* Reinbek bei Hamburg 1978.

Rerrich, Maria S.: „Von der Utopie der partnerschaftlichen Gleichverteilung zur Realität der Globalisierung im Haushalt", in: Claudia Gather/Birgit Geissler/Maria S. Rerrich (Hrsg.): *Weltmarkt Privathaushalt. Bezahlte Haushaltsarbeit im globalen Wandel,* Münster 2002, S. 16-29.

Rettke, Ursula: „Berufswünsche von Mädchen unter dem Diktat des Arbeitsmarktes. Die schrittweise ‚Verweiblichung' der Bildungs- und Berufsbiographien von Hauptschülerinnen", in: Axel Bolder/Klaus Rodax (Hrsg.): *Das Prinzip der aufge(sc)hobenen Belohnung. Die Sozialisation von Arbeiterkindern für den Beruf,* Bonn 1987.

Wetterer, Angelika: *Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion. ‚Gender at work' in theoretischer und historischer Perspektive,* Konstanz 2002.

Wichterich, Christa: *Die globalisierte Frau. Berichte aus der Zukunft der Ungleichhheit,* Reinbek bei Hamburg 1998.

Birgit Geissler

Flexibilität in Arbeit und Alltag

Das neue Paradigma der Postindustriellen Gesellschaft

Mit dem Flexibilitätsbegriff verweisen wir auf Veränderungen in unserer Arbeitserfahrung wie unserer Alltagserfahrung: negative wie positive. Der Umgang mit der Zeit wird offenbar weniger rigide, es gibt mehr Freiheiten, aber zugleich wissen wir nicht genau, wieweit die Anforderungen an Flexibilität noch gehen werden, wie sie zu bewältigen sind und wie wir sie bewerten sollen.

In der formalen Definition meint **Flexibilität** die Fähigkeit, sich wechselnden Situationen und Anforderungen rasch anzupassen. **Flexibilisierung der Arbeit** weist als Prozessbegriff auf weitreichende Veränderungen in der Arbeitswelt hin:

- **Flexible Arbeitsverhältnisse** richten sich auf Arbeitssituationen, in denen nicht immer an demselben Arbeitsort, nicht immer in demselben Betrieb gearbeitet wird, bei denen nicht immer dieselbe Arbeitsaufgabe ansteht. Von Flexibilisierung des Arbeitsverhältnisses kann man auch sprechen, wenn die Arbeit nicht mehr in eine klare Hierarchie eingebunden ist, sondern neue Zuständigkeiten, Verantwortlichkeiten und Risiken entstehen (dazu Abschnitt 1.1).
- **Flexible Arbeitszeiten** sind veränderliche, an den Arbeitsanfall angepasste oder aus anderen Gründen bewegliche Arbeitszeiten, die zum Teil tariflich – mit Durchschnittsarbeitszeiten und neuen Formen der Zeitkontrolle – reguliert sind. Bei der Verbindung von flexiblen Arbeitsverhältnissen mit flexiblen Arbeitszeiten fehlt aber oft die kollektive Regelung, die Entscheidung über die Arbeitszeit und die Kontrolle wird dem Einzelnen überlassen (dazu Abschnitt 1.2).

Flexibilität im Alltag ist zum einen eine Folge der Flexibilisierung von Arbeitsverhältnissen und Arbeitszeit. Zum anderen ist die Fähigkeit, sich wechselnden Situationen und Anforderungen anzupassen, immer schon für die alltägliche Lebensführung[1] charakteristisch – von der Betreuung von Kindern über die Anpassung des alltäglichen Konsums an das Haushaltsbudget und die Ladenöff-

nungszeiten bis zum Umzug bei berufsbiografischen Übergängen. Generell ist die **Anpassung an externe Zeiten** – Zeiten, die von Schule und Betrieb, von Behörden, Fahrplänen und ähnlichem gesetzt werden – immer eine Grundlage für Flexibilität im Alltag gewesen.

Flexibilität von Arbeitsverhältnissen, Arbeitszeit und alltäglicher Lebensführung stellt das neue **Paradigma der gesellschaftlichen Organisation** (nicht nur der Arbeit) der postindustriellen Gesellschaft dar; daher wird Flexibilität auch die individuellen Arbeitszeiten und die alltägliche Lebensführung zunehmend kennzeichnen. Flexibilität ist deshalb ein Begriff, mit dem jede/r die eigenen Erfahrungen mit Veränderungsprozessen in der Erwerbsarbeit und in der Lebensführung benennen kann. Wegen der Vielfalt und Unbestimmtheit dieser Prozesse muss zur Bewertung der Flexibilitätsanforderungen und -erfahrungen der jeweilige soziale Kontext betrachtet werden.

In Abschnitt 1 wird zunächst über alte und neue Formen flexibler Arbeitsverhältnisse und Arbeitszeiten im Übergang zur postindustriellen Gesellschaft berichtet. In Abschnitt 2 geht es um den Zusammenhang von Dienstleistungsarbeit und Flexibilität, in Abschnitt 3 um die Folgen der Flexibilität für die Lebensplanung – insbesondere von Frauen.

1. Flexibilität in der industriellen und postindustriellen Gesellschaft

Um die Bedeutung von Begriffen zu klären, kann es nützlich sein, nach entgegengesetzten Begriffen zu fragen; Gegenbegriffe für Flexibilität sind Stabilität, Dauerhaftigkeit oder auch Einheitlichkeit. In der industriellen Gesellschaft – dem Entwicklungsstadium, das wir hinter uns lassen[2] – sind im Sinne dieser Gegenbegriffe für die Arbeitsverhältnisse wie auch für die Arbeitszeit und darüber hinaus für die gesamte Lebensführung Stabilität, Berechenbarkeit und Einheitlichkeit kennzeichnend gewesen – nicht nur für die westlich-kapitalistische, sondern noch in stärkerem Maße auch für die sozialistischen Gesellschaften.

1.1. Stabiles Arbeitsverhältnis vs. Verbreitung prekärer Arbeitsverhältnisse

In den letzten 120 Jahren hat in Deutschland die arbeitsrechtliche, sozial- und tarifpolitische **Institutionalisierung des Arbeitsverhältnisses** stabile Arbeitsbedingungen hergestellt, die Arbeitszeit wurde standardisiert und der Erwerbsverlauf (vorrangig der der Männer) **vereinheitlicht.** Im Einzelnen heißt das:

- Die Vereinheitlichung betrifft die Einklagbarkeit der Vorschriften des Arbeitsrechts und die Gleichbehandlung der Arbeitnehmer (bei der

Anwendung der Tarifverträge, bei den betrieblichen Sozialleistungen und bei der betrieblichen Interessenvertretung).

- Die Vereinheitlichung betrifft auch die Arbeitszeit: Männlichen Arbeitern und Angestellten in Industrie und Handwerk und im Öffentlichen Dienst steht im Prinzip nur Vollzeit-Arbeit offen. Dabei wird die vollständige Verfügbarkeit am Arbeitsplatz unterstellt.
- Mit zunehmendem Alter und Betriebszugehörigkeit erhöht sich die Arbeitsplatzsicherheit, und die Senioritätsrechte im Betrieb erschweren Entlassung oder Einkommensrückgang im Alter.
- Der (relativen) Arbeitsplatzsicherheit korrespondiert eine Sicherung gegen die Risiken des Einkommensausfalls bei Krankheit, Arbeitsunfall, Arbeitslosigkeit und im Alter. Die Systeme der sozialen Sicherung überbrücken Brüche im Erwerbsverlauf, etwa nach einer Entlassung, während der Arbeitssuche oder in Zeiten, in denen die Arbeitsfähigkeit eingeschränkt ist. Auch die Tatsache, dass aufgrund dieser Transferleistungen nicht jeder Arbeitsplatz angenommen werden muss ist ein den Erwerbsverlauf vereinheitlichendes und verstetigendes Moment.

Für dieses einheitlich-stabile Arbeitsverhältnis hat sich der Begriff des **‚Normalarbeitsverhältnisses'**[3] eingebürgert: Dies benennt mehr als die rechtliche Form der Arbeit, vielmehr ist es ein in der individuellen Lebensführung sich konkretisierendes gesellschaftliches Arrangement der Existenzsicherung mittels sozial abgesicherter abhängiger Arbeit, das die Lebenssituation des männlichen Arbeitenden wie auch seiner Familie prägt[4]. Im Laufe der 60er und 70er Jahre ist diese Form der Erwerbsarbeit in der Bundesrepublik zur tatsächlichen Norm geworden, an der nunmehr andere Erwerbsformen gemessen werden. Im kritiklosen Festhalten am Normalarbeitsverhältnis drückt sich allerdings auch eine Idealisierung von Verhältnissen auf dem Arbeitsmarkt aus, die von der Ausgrenzung der Frauen (und anderer Gruppen der Bevölkerung) geprägt waren. Denn die Erfolgsgeschichte des Normalarbeitsverhältnisses ist Teil der historischen Sondersituation der Nachkriegszeit; wirtschaftliche Prosperität, stabile Arbeitsmotivation, institutionalisierte Sozialpartnerschaft und sozialverträgliche Verteilung, niedrige Erwerbsbeteiligung der Frauen und geringe Kosten für die soziale Infrastruktur trugen dazu bei. Unausgesprochen gehört zur Stabilität dieses Arrangements die **Arbeitsteilung der Geschlechter** und die strukturelle Komplementarität von industriell geprägtem Erwerbssystem, traditioneller Familie und paternalistischem Wohlfahrtsstaat.

Seit den 1970er Jahren wird jedoch die Industrie von einer vielfältigen Dienstleistungsökonomie als Wachstumsbereich abgelöst, und die einheitlichen, für die tayloristische Arbeitsorganisation in der Industrie funktionalen Arbeitsverhältnisse differenzieren sich aus. Zugleich machen Wohlfahrtsstaat und Familie grundlegende Strukturveränderungen mit. Es ist nun kein Zufall, dass der interdependente soziale Wandel in allen Bereichen – Arbeit – Wohlfahrtsstaat – Familie und Lebensführung – zugleich mit einem substanziellen Wandel des Geschlechterverhältnisses einher geht, denn die industriegesellschaftliche Ordnung ‚brauchte' für ihre

Stabilität und Dauerhaftigkeit die Familie und die Arbeit der Frauen in der Familie als „heimliche Ressource“, wie Beck-Gernsheim es genannt hat. Und die jüngere Frauen-Generation ist nicht bereit, als diese Ressource zu fungieren.

Zurück zum Gegensatzpaar Flexibilität – Stabilität im Arbeitsmarkt: Heute verliert sich die Dominanz des weitgehend einheitlichen und stabilen Arbeitsverhältnisses. Wie bereits in den Erwerbsstatistiken sichtbar ist, wird das Normalarbeitsverhältnis langsam in den Hintergrund gedrängt von flexiblen Erwerbsformen. (Diese Erwerbsformen werden auch ‚prekär‘ – dass heißt hier instabil, nicht existenzsichernd – genannt). Es geht bei Flexibilität in der Arbeit also erstens um die Zunahme verschiedener nicht regulärer Erwerbsformen: befristete Beschäftigung, Leiharbeit, sozialversicherungsfreie Beschäftigung, Arbeit mit Honorar- oder Werkvertrag, Heim- und Saisonarbeit, Scheinselbstständigkeit, ‚neue Selbstständige‘. Diese Arbeitsverhältnisse fungieren derzeit häufig als Brücke in den Arbeitsmarkt nach Ausbildung und Studium oder bei Frauen nach der Kinderphase.

Umfang und Dauer der flexiblen Erwerbsformen sowie die Lage der Arbeitszeit richten sich nach dem Arbeitsanfall: Es wird gearbeitet, wenn ein Auftrag hereingekommen ist, und dann ggfs. auch intensiv und lange. Die Arbeitszeiten richten sich jedoch häufig auch nach der Lebenssituation der Arbeitenden. Hier ist zu beobachten, dass diese Erwerbsformen zumindest in bestimmten Lebensphasen für jüngere, gut ausgebildete Männer und Frauen attraktiv sind, die mit den geregelten Verhältnissen im Normalarbeitsverhältnis Fremdbestimmung assoziieren. Für diese Gruppe sind die Zeitinstitutionen, der Acht-Stundentag, freies Wochenende etc. weniger wichtig als eine individualisierte Lebensführung. Kulturelle und strukturelle Flexibilität verstärken sich in diesen Fällen wechselseitig.

Neben dieser ‚äußeren‘ Flexibilisierung der Arbeit gibt es eine ‚innere‘: einen Wandel der Arbeitsweise und der Zeitstrukturen von regulären, stabilen Arbeitsverhältnissen. Dies geht auf eine verbreitete **Reorganisation der betrieblichen Arbeitsabläufe** zurück:

- Die Ebenen der betrieblichen Hierarchie werden reduziert,
- Arbeitsvorgaben werden in Projektform oder als Zielvorgaben formuliert,
- Kooperationsformen werden informeller.

Im Zuge der Enthierarchisierung wird die Arbeit weniger durch direkte Anweisungen, enge Arbeitsvorgaben und Kontrolle gesteuert, als vielmehr indirekt durch die Rahmenbedingungen der Arbeit und durch Ziele und Leitbilder. Es wird zur Aufgabe der Arbeitnehmer, selbst einen Großteil der technischen und unternehmerischen Probleme der Einheit zu lösen und um das Überleben ihrer betrieblichen Einheit am Markt zu kämpfen[5]. Diese Tendenz wird in industriellen Großbetrieben beobachtet, sie kennzeichnet aber auch die Arbeitssituation in zahlreichen Dienstleistungsbranchen. Auch wenn das Arbeitsverhältnis selbst noch den Kriterien von Dauerhaftigkeit und sozialer Absicherung genügt, ist es doch von Flexibilität ge-

prägt: Die Grenzen des Arbeitsplatzes bzw. der inhaltlichen Anforderungen werden diffus, die Differenz von Arbeitgeber und Arbeitnehmer verwischt sich.

Bisher sind die flexiblen Arbeits- und Erwerbsformen auf bestimmte Bereiche und auf relativ kleine Gruppen beschränkt. Aber weder der Öffentliche Dienst wird sich mittel- und langfristig den skizzierten Tendenzen entziehen können noch der ‚normale' Klein- oder Mittelbetrieb im Einzelhandel, im Handwerk, in den einfachen Dienstleistungen. Überall setzen sich projektförmiges Arbeiten, die Einbeziehung von externen MitarbeiterInnen, von ‚neuen Selbstständigen' und befristet Beschäftigten sowie die Flexibilität der Arbeitszeit durch, und dies verändert Arbeitsbedingungen und Anforderungen. Die Dienstleistungen sind hier jedoch Vorreiter einer allgemeinen Entwicklung. Gerade in den modernen Dienstleistungsbranchen setzen sich projektförmige Arbeit – ggfs. mehrere Projekte gleichzeitig – und Selbstorganisation des Arbeitsprozesses durch. Zunehmend gilt als Lohnindikator das Ergebnis der Arbeit, nicht die am Schreibtisch oder Computer verbrachte Zeit. Der Arbeitsplatz selbst ‚verflüssigt' sich, es wird an verschiedenen Orten gearbeitet, unterwegs, zu Hause.

1.2. Stabile vs. flexible Arbeitszeiten

Voraussetzung und zugleich Folge der Geltung des Normalarbeitsverhältnisses war das **industrielle Zeitregime,** das die Trennung von Arbeit und Leben durchsetzte. Mittels allgemeinverbindlicher Regeln und im Alltag verankerter Mechanismen wird die Zeit für die bezahlte Arbeit von allen anderen Zeitverwendungen – die weniger wichtig, weniger wert sind als die mit Arbeit verbrachte Zeit – getrennt. Historisch trug zur Institutionalisierung dieser Abgrenzung die gesetzliche und tarifvertragliche Regulierung sowie die betriebliche Routinisierung der Arbeitszeit entscheidend bei. Dieser Prozess mündete in erwerbsbezogene ‚Zeitinstitutionen' – Normalarbeitstag, Wochenende, Urlaub, Ruhestand – ein.[6] Mittels dieser Zeitinstitutionen war der direkte Zugriff des Betriebs auf die Arbeitskraft klar begrenzt. Da diese Mechanismen jedoch nur für die im Normalarbeitsverhältnis Beschäftigten griffen, blieben andere Beschäftigte, insbesondere Frauen, außerhalb der Schutzfunktionen der Zeitinstitutionen. Gleichzeitig blieben die von Frauen realisierten ‚Brücken' zwischen Erwerbsarbeit und privater Lebensführung außerhalb der Wahrnehmung.

Die soziale Konstruktion der **Normalarbeitszeit** (die Schichtarbeit, Überstunden etc. enthält) bestimmt zugleich die alltäglichen Zeitstrukturen des privaten Lebens. Die Lebensführung in einer traditionellen Familie, die Zuständigkeit der Frau, die ihrerseits nicht direkt der Normalarbeitszeit unterworfen ist, für die unterstützende Hintergrundarbeit im Haushalt, ist eine Voraussetzung für das Funktionieren dieses Zeitregimes. Für (verheiratete) Frauen bedeutete das industrielle Zeitregime also im Wesentlichen **zeitliche Fremdbestimmung** und Unterordnung unter von außen vorgegebene (vom Betrieb des Mannes, von der Schule der Kinder, von

Öffnungszeiten) Anforderungen. Die Familie setzte also – auch für die private Alltagsarbeit – die zeitliche Verfügbarkeit der Frauen ungefragt voraus. Das Zeitregime der industriellen Epoche stützte die männliche Dominanz sowohl in den privaten Beziehungen wie in den öffentlichen Sphären.

Sofern verheiratete Frauen erwerbstätig waren, waren (und sind) ihre Arbeitsverhältnisse und Arbeitszeiten daher immer schon weniger standardisiert als die der Männer. Die aus der privaten Lebenslage herrührende zeitliche Fremdbestimmung führt zu **frauenspezifischen Arbeitsverhältnissen und Arbeitszeitregelungen**, die – in anderer Weise als heute – als flexibel bezeichnet werden können. Ohne Entlastung von Alltagsarbeit und eingebunden in die ‚eigensinnigen' Zeitstrukturen der Familie und der Haushaltsführung, folgt(e) ihre Erwerbsarbeit einer eigenen Zeitlogik – in Abweichung vom Normalarbeitstag. Hier sei nur an die Verbreitung von Teilzeitarbeit, aber auch von Saisonarbeit, Heim- und Nachtarbeit erinnert.

Von sehr langen Arbeitszeiten (bis in die 1950er Jahre) ist das industrielle Zeitregime durch regelmäßige Arbeitszeitverkürzungen ‚gemildert' worden. Dadurch ist die Trennung von Arbeit und Alltag zwar aufrecht erhalten worden, aber mit langem Urlaub und Wochenende lebbar geworden. Dieser Prozess stagniert, und seit den 1990er Jahren verlängern sich sogar die effektiven Arbeitszeiten. Eine neuere Studie geht davon aus, dass die 40-Stundenwoche in Deutschland weiterhin die faktische Durchschnittsarbeitszeit für Vollzeitkräfte ist.[7]

Die aktuelle Situation ist also von der Stagnation der tariflichen Arbeitszeitverkürzung und der partiellen Verlängerung der effektiven Arbeitszeit v.a. für hochqualifizierte Arbeiter und Angestellte gekennzeichnet. Zugleich verstärkt sich die Tendenz der Flexibilisierung von Arbeitszeit: Wochenendarbeit, Schicht- und Nachtarbeit nehmen zu, neu eingeführt werden ausgedehnte Gleitzeitmodelle, Zeitkonten, Vertrauensarbeitszeit und Jahresarbeitszeitmodelle.

Wer von Verlängerung und Flexibilisierung der Arbeitszeit betroffen ist, ist zum einen vom Qualifikationsniveau abhängig. Der Tarifabschluss der IGM von 1984, der auf der einen Seite die weitestgehende Verkürzung der Arbeitszeit (die 35-Stunden-Woche in der Metallindustrie) durchsetzte, hat auf der anderen Seite zum ersten Mal die Differenzierung von tariflichen Arbeitszeiten nach betrieblicher Aufgabenstellung und Qualifikation ermöglicht. Hier heißt Flexibilität oft ganz einfach flexible Verlängerung der Arbeit je nach Arbeitsanfall. Davon sind zunehmend auch Frauen betroffen, die seit den 70er Jahren beträchtliche Beschäftigungsgewinne bei den mittleren und höheren Angestellten zu verzeichnen haben. Zugleich stellt dies eine Aufstiegsbarriere für Frauen dar, wenn sie in der karriererelevanten Lebensphase zwischen 25 und 40 Jahren nicht zu überlangen Arbeitszeiten bereit sind.

Zum anderen betrifft die Flexibilisierungstendenz im Prinzip alle Beschäftigten, da viele Betriebe dazu übergehen, die Kontrolle der Arbeitszeit – die betriebliche Zeiterfassung – zu deregulieren oder ganz abzuschaffen. In einem ersten Typus flexibler Arbeitszeit gibt es weiterhin einen Rahmen der geforderten Arbeitszeit,

dessen Einhaltung aber nicht mehr kontrolliert wird. Hier sind Arbeitszeitkonten bzw. Gleitzeit mit langen Ausgleichszeiträumen (Blockfreizeiten, Sabbaticals u.ä) sowie die sogenannte Vertrauensarbeitszeit zu nennen (ver.di-Broschüre). Bei diesem Typ ist der Umfang der bezahlten Arbeitszeit weiterhin vertraglich vereinbart, die Lage ist jedoch von verschiedenen Kontextbedingungen – insbesondere der Auftragslage – abhängig und muss individuell und kollektiv geplant und verhandelt werden. Damit entsteht ein neuer Bedarf an Verhandlungen zwischen Beschäftigtem und Betrieb, die jedoch in der Regel dezentral, auf Abteilungs- oder Gruppenebene lokalisiert sind. Man sollte jedoch nicht selbstverständlich annehmen, dass diese Form flexibler Arbeitszeit ausschließlich im Arbeitgeberinteresse ist. Immerhin gibt der Arbeitgeber einen Gutteil der Kontrollmacht an die Beschäftigten zurück. Wie weit die Selbstkontrolle der Arbeitenden tatsächlich geht, ob damit eine reale Verlängerung von Arbeitszeit oder eine stärkere Verdichtung der Arbeit einhergeht, ist umstritten.

Bei einem **zweiten Typus flexibler Arbeitszeit** wird der Arbeitseinsatz gar nicht mehr in Zeiteinheiten, sondern im Wesentlichen am Erreichen eines bestimmten Arbeitsergebnisses gemessen. Hier sind zu nennen: Arbeit nach Zielvereinbarungen, Arbeit an Projekten u.ä. Vertraglich festgelegt ist das Produkt sowie der Termin der Abgabe, nicht mehr der Umfang der Arbeitszeit. Damit verschwindet die feste Beziehung zwischen Arbeitszeit und erzieltem Einkommen; für die Vertragsverhandlung muss der Arbeitsaufwand prognostiert werden, und das Risiko, sich zu ‚verschätzen', muss meist der Arbeitende tragen. Bei diesen Arbeitszeitregelungen ist häufig auch der Arbeitsort nicht mehr festgelegt, gearbeitet wird an mehreren Arbeitsplätzen, unterwegs oder zuhause, oft mit Online-Kontakt zu KollegInnen oder Arbeitsgruppe. Diese Formen der Flexibilität sind sowohl bei regulär Beschäftigten wie auch bei Beschäftigten in den oben genannten prekären Arbeitsverhältnissen, bei Selbstständigen etc. anzutreffen. Für immer mehr Beschäftigte tritt an die Stelle des Normalarbeitstages die ‚Entgrenzung' der Arbeitszeit.[8]

Wie die öffentliche Diskussion zeigt, bringt die Flexibilisierung der Arbeitszeit (beim ersten wie beim zweiten Typus) offenbar **Chancen wie Risiken** mit sich. Die Arbeitenden haben die Möglichkeit, über Arbeitsintensität, Arbeitsgeschwindigkeit und Lage der Arbeitszeit stärker als im industriellen Zeitregime selbst bestimmen zu können und auch persönliche Zeitbedürfnisse, von der zeitweiligen Verkürzung der Arbeitszeit bis zur Konzentration an bestimmten Tagen geltend zu machen. Damit geht jedoch – wie schon benannt – eine Intensivierung der Arbeit und die Notwendigkeit der Selbstregulierung und Selbstkontrolle einher. Ein oft übersehenes Risiko betrifft die Kooperationsbeziehungen in der Arbeit: Die Beschäftigten müssen sich auch wechselseitig kontrollieren. Gerade das enge vertauensvolle Zusammenarbeiten in der Gruppe, im Kollegenkreis ist die Grundlage dafür.

Es gibt keine einheitliche Antwort darauf, wie die Beschäftigten selbst gegenüber der Flexibilität am Arbeitsplatz eingestellt sind. Die ‚schleichende' Arbeitszeitverlängerung, gerade im Zusammenhang mit ihrer Flexibilisierung, ist bislang vor

allem im gewerkschaftlichen Kontext thematisiert worden. Interessant ist hier eine Initiative von IBM-Beschäftigten, wo die Selbstbestimmung der Arbeitszeit von einem massiven Zuwachs an Arbeitsbelastungen begleitet war und zu originellen Aktionen im Kampf gegen das „Arbeiten ohne Ende" geführt hat, mit denen auch die Vereinzelung der Beschäftigten aufgehoben wurde.[9]

1.3. Frauenarbeit: von fremd- zu selbstbestimmter Flexibilität

Im Verhältnis der Geschlechter bewirken die Flexibilisierungsprozesse unterschiedliche Dinge: Die Forschung zur Lebensführung und Erwerbsarbeit von Frauen zeigt, dass unterhalb einer scheinbaren Einheitlichkeit äußerst vielfältige Konstellationen von Haushaltsarbeit, Voll- oder Teilzeitarbeit, ‚Mithilfe' im Familienbetrieb, ‚geringfügiger Arbeit', Heimarbeit, Saisonarbeit typisch waren und sind. Die Lebensläufe von Frauen sind zudem von vielfältigen Wechseln zwischen verschiedenen Arbeits- und Lebensschwerpunkten gekennzeichnet, von Flexibilität in der biografischen Dimension also.

Meine **These** ist daher, dass die neuen Formen von Flexibilität für Männer – deren Vergleich das Normalarbeitsverhältnis und die stabile Tarifarbeitszeit ist – tatsächlich einen Bruch in ihrem Verhältnis zur Arbeit und zur Arbeitszeit bedeuten. Für sie schränkt die Flexibilisierung und Pluralisierung von Arbeitszeitmustern die Rekreation und den individuellen Freizeitgewinn und -nutzen eher ein.

Für Frauen sehe ich eher einen Übergang von einem Typus von Flexibilität zu einem anderen, nämlich **von Flexibilität, die ihren Ausgangspunkt in Familienbindungen** (intern und extern bedingten Zeitvorgaben) hat, **zu einer Flexibilität, die von der Arbeitswelt ausgeht.** Dies ist die Grundlage dafür, dass Wahrnehmung und Bewertung der Zeitstrukturen zwischen den Geschlechtern äußerst unterschiedlich ist; dies ist vielleicht einer der stabilsten Unterschiede von Frauen und Männern in ihrer Einstellung zur Arbeit.

2. Flexibilisierung und Dienstleistungsarbeit

Mit dem Übergang von der Industriegesellschaft zur post-industriellen Dienstleistungsgesellschaft wandelt sich die Beziehung zwischen Arbeit und Leben. Das Leitbild des männlichen Arbeiters im Normalarbeitsverhältnis mit regelmäßiger Arbeitszeit, der seine Lebensplanung auf eine weitgehende Vorhersehbarkeit des Erwerbsverlaufs und des Einkommens stützen kann, der in kontinuierlichen Kooperationsbeziehungen und Hierarchien arbeitet und dabei in eine funktionierende Arbeitsteilung mit seiner Frau eingebunden ist – dieses Leitbild hat seinen Glanz stark verloren. Dabei sind die Veränderungen im Geschlechterverhältnis eine Antriebskraft für neuerlichen Wandel!

Die Ausdifferenzierung und die quantitative wie qualitative Ausweitung verschiedener Dienstleistungsbranchen – begünstigt Frauen.[10] Dabei führen gerade Aspekte der Arbeitsmarkt-Situation von Frauen, die bisher Ausdruck ihrer Benachteiligung sind,[11] dazu, dass sich ihnen weitergehende Erwerbschancen eröffnen. Mit der Durchsetzung der postindustriellen Gesellschaft gehen neue weltweite Strukturen von Arbeitsteilung und Konkurrenz einher, neue Produkte und Branchen prägen die Wirtschaft und neue Qualifikationen und Arbeitsformen verbreiten sich. In den europäischen Industriestaaten ist dieser Prozess auf der einen Seite von Arbeitslosigkeit begleitet, die auf den Abbau von Arbeitsplätzen vor allem in der Industrie, aber auch auf die Vergrößerung des Erwerbspotenzials, und nicht zuletzt auf das steigende Erwerbsinteresse von Frauen zurückzuführen ist. Auf der anderen Seite entstehen neue Arbeitsplätze in verschiedenen modernen Dienstleistungsbranchen. Diese Arbeitsplätze sind sehr heterogen, je nach Adressat der Dienstleistungen sowie der ‚Wissensintensität', d.h. nach den Qualifikationen und der Notwendigkeit des kontinuierlichen Lernens ‚on the job'. In allen Bereichen setzen sich die modernen IuK-Technologien als Arbeits- und Kommunikationsmittel sehr schnell durch. Als wissensintensiv sind zum einen die unternehmensbezogenen Dienstleistungen zu nennen: Entwicklung und Konstruktion, Design und Marketing, Unternehmensverwaltung, EDV und Internet, Versicherungen, Finanzierungs- und Beratungsdienste. In diesen Bereichen sind nach wie vor überwiegend Männer beschäftigt, obwohl der Anteil der jungen Frauen steigt, deren berufliche Strategie sich auf diesen Sektor richtet.

Einen kontinuierlichen Zuwachs verzeichnen zum Zweiten auch die Bereiche der persönlichen Dienstleistungen, Gesundheit und Soziales, Freizeit und Erholung sowie Kinderbetreuung und andere haushaltsbezogene Dienste. Hier ist der Bezug zu Qualifikation und Weiterbildung im Umbruch. In den meisten Bereichen wird zwar nach wie von von Niedrig-Qualifikationsarbeit gesprochen, dabei wird jedoch der zunehmende Einsatz neuer Technologien übersehen. Entscheidend ist dabei jedoch, dass weiterhin die Qualifikationsanforderungen in den ‚weiblichen' Tätigkeitsfeldern unterschätzt werden. Der dritte Bereich wissensintensiver Dienstleistungen ist der Bereich von Bildung und Wissenschaft sowie Tätigkeiten in Verbänden, Medien und Kultur. Während im zweiten und dritten Bereich der öffentliche Sektor stagniert, weitet sich die Beschäftigung im Non-profit-Sektor und im kommerziellen Bereich aus. Die Beschäftigung junger qualifizierter Frauen steigt hier überproportional.

Welche **Anforderungen der Lebensplanung** stellt flexible Arbeit im Dienstleistungssektor an die Beschäftigten?

Thema Erwerbskontinuität: Im Zuge der Flexibilisierung ist es höchst unwahrscheinlich geworden, direkt nach der Ausbildung eine stabile Beschäftigung zu finden, in der man dauerhaft – womöglich ein Leben lang – tätig sein kann. Generell wird die lange Zugehörigkeit zu einem Betrieb in der Dienstleistungsökonomie weniger honoriert als es in der Industrie oder im Handwerk üblich war bzw. ist, im Gegenteil: Mobilität und das Verfolgen individueller beruflicher Ziele

werden als selbstverständlich angesehen. Diese erwartete Mobilität, der Wunsch nach interessanter Arbeit sowie die Notwendigkeit, Neues zu lernen, führt in der Erwerbsbiografie der Jüngeren daher zu zahlreichen Unterbrechungen, Berufs- und Betriebswechseln, auch solchen, die nicht vom Arbeitsmarkt diktiert sind, sondern auf eigene Entscheidungen zurückgehen. Die Erwerbsbiografie verliert also an Homogenität und Kontinuität; sie ist in der Dienstleistungsökonomie auch nicht von dem – für die Industriegesellschaft typischen – langsamen, aber sicheren Aufstieg gekennzeichnet.

Die neuen flexiblen Arbeitsverhältnisse stehen für einen großen Teil der jüngeren Generation am Anfang ihrer Erwerbsbiografie. Biografisch sind die flexiblen Arbeitsverhältnisse im doppelten Sinne unsicher: Sie können unerwartete Karrieren eröffnen wie auch in die Sackgasse führen. Dennoch sind sie gerade am Anfang der Erwerbsbiografie geeignet, Beruf und andere Lebensbereiche – Familienarbeit, Weiterbildung – zu integrieren.

Diese Hinweise zeigen, dass die strikte Trennung von Arbeit und Leben sich auflöst, die zur industriegesellschaftlichen Zeitordnung gehört. Neue Arbeitsanforderungen, neue Organisationsformen der Arbeit und neue subjektive Ansprüche an die Arbeit haben zur Krise des geltenden Arbeitszeit-Regimes und der kontinuierlichen Erwerbsbiografie geführt. Über alle Branchen und Berufsbereiche hinweg müssen flexible Tages- und Wochenarbeitszeiten bis hin zu frei vereinbarten Jahresarbeitszeitkonten in die Lebensplanung integriert werden.

Thema Existenzsicherung: Wie erwähnt, kann das Einkommen mit dem Gelingen oder Misslingen von Projekten durchaus schwanken. Gerade im Dienstleistungssektor haben wir es daher nicht nur mit diskontinuierlichen Erwerbsbiografien, sondern oft auch mit gemischtem Einkommen (aus mehreren der flexiblen Erwerbsformen, aus Eigenarbeit, aus selbstständiger Tätigkeit etc.) zu tun. Der Lebensunterhalt ist vielfach nicht auf Dauer aus einem Einkommen zu bestreiten; das meint nicht nur das Ende des Familienernährerlohns, sondern auch die Unsicherheit der individuellen Existenzsicherung. Gemischte Strategien der Existenzsicherung sind zumindest implizit darauf angelegt, auch Zeiten der Unterbeschäftigung oder freiwillige ‚Auszeiten' zu überbrücken. Damit entgehen die flexibel Erwerbstätigen der spezifischen Abhängigkeit von den wohlfahrtsstaatlichen Institutionen – allerdings um den Preis existenzieller Unsicherheit.

3. Flexibilität in Arbeit und Alltag in der Lebensplanung junger Frauen

Trotz der Ent-Traditionalisierung einer Reihe von Aspekten der privaten Geschlechterbeziehungen bleiben Familien- und Alltagsaufgaben bisher bei den Frauen. Die jüngeren Frauen heute befinden sich damit aber in einer neuen Situation – neu im Vergleich zur älteren Frauengeneration und verschieden von der Erwerbssituation von Männern. Denn sie versuchen, eigene berufliche Ziele und eine eigene Erwerbsbiografie zu verwirklichen – mit einem eigenen Verständnis von Kontinuität und von Existenzsicherung.

Ausdruck des qualitativ neuen Erwerbsinteressses ist die kontinuierliche Zunahme der Erwerbsbeteiligung der Frauen seit 1970, über Arbeitsmarktkrisen und -konjunkturen hinweg. Insbesondere die Erwerbsquote der jüngeren Frauen mit Kindern ist angestiegen, von Frauen also, die in besonderen Zeitzwängen leben. Mit der steigenden Zahl abhängig beschäftigter Mütter ging seit den 70er Jahren zunächst die Verfestigung spezifisch weiblicher Arbeitszeit-Muster einher: Teilzeitarbeit, Saisonarbeit und Arbeit auf Abruf, weniger Überstunden als Männer. Der Anteil der Frauen am gesamten Erwerbsvolumen (in Arbeitsstunden) ist daher langsamer gewachsen als der Anteil der Frauen an der Erwerbsbevölkerung. Daraus kann man schließen: Trotz gestiegener Qualifikation, manifestem Erwerbsinteresse und gewachsenen Erwerbschancen können die meisten Frauen sich nicht in das Zeitregime von Normalarbeitstag und Erwerbskontinuität einordnen. Zurzeit wird jedoch die relative Arbeitsmarktposition von Frauen besser, da sich ihre Qualifikationen und ihr Erwerbsinteresse auf den Dienstleistungssektor richten.[12]

Wie stellen sich junge Frauen heute berufliche Kontinuität und Existenzsicherung vor? Mit der Flexibilisierung von Arbeitsverhältnissen und Arbeitszeit haben – wie ich gezeigt habe – die Zeitinstitutionen keine allgemeine Geltung mehr. Dennoch zeigen empirische Studien, dass die Arbeitsteilung und die alltägliche Lebensführung in bestehenden Ehen weitgehend stabil bleiben, wenn flexible Arbeitszeitformen eingeführt werden.[13] Die Pluralisierung der privaten Lebensformen, vor allem die Zunahme der nicht-ehelichen Partnerschaften, der Alleinerziehenden und Alleinlebenden, kann jedoch so gedeutet werden, dass **im Generationenwechsel** bei den jüngeren Männern und Frauen der sozio-kulturelle Wandel zu einer **Flexibilisierung auch der Lebensformen** führt. Viele Indikatoren weisen darauf hin, dass die Famlienernährerehe bei den Jüngeren kaum noch angestrebt wird. Die industriegesellschaftliche Arbeitsteilung und Lebensführung passt nicht mehr zur post-industriellen Dienstleistungs- und Wissensgesellschaft mit ihren neuen Arbeitsanforderungen und Organisationsformen der Arbeit und zu den gewandelten subjektiven Ansprüchen an Arbeit und Lebensführung, die sich in der jüngeren Generation verbreitet haben.

In diesem Prozess sind vor allem die jüngeren Frauen Akteurinnen, wenn nicht Vorreiterinnen. Mit der Modernisierung der weiblichen Lebensführung sind neue

Handlungsspielräume entstanden: In der Partnerbeziehung fordern junge Frauen Gleichheit (als geltende Norm) und Partnerschaftlichkeit als Verhaltensstil. Gegenüber der ‚Kinderfrage' haben sie – anders als noch die Generation ihrer Mütter – mehrere biografische Optionen. Der Zeitpunkt der Familiengründung und die Lebensweise, sobald Kinder zu versorgen sind, sind zum Gegenstand von Aushandlungsprozessen mit dem Partner geworden. Daher drückt sich in der Lebensplanung junger Frauen in doppelter Weise ein neues Verständnis von biografischer Zeit aus; die Mehrheit strebt eine doppelte Lebensführung an – mit einer Parallelisierung von Erwerbsarbeit und Familienarbeit. Eine große Minderheit entscheidet sich für eine lange Erwerbsphase nach der Ausbildung und zugleich für eine späte Mutterschaft. Bei beiden Gruppen haben von der Normalarbeitszeit abweichende Arbeitszeiten heute nicht mehr ausschließlich die Funktion, zu den Arbeitszeiten des Partners zu ‚passen', seine allzeitige Verfügbarkeit für den Betrieb zu sichern. Teilzeitarbeit und flexible Arbeitszeiten haben heute für Frauen auch die Bedeutung, dass sie ihre eigenen beruflichen Interessen in einer Lebensphase weiterverfolgen können, in der sie Familienverantwortung übernehmen. Es ist in diesem Zusammenhang wichtig darauf hinzuweisen, dass heute die Einplanung einer Familienphase nichts mehr mit dem Lebensentwurf und der Lebensweise der Hausfrau zu tun hat. Denn eine ausgedehnte Familienphase nach der Geburt eines Kindes plant heute nur noch eine Minderheit. Vielmehr gehört zur Lebensplanung junger Frauen heute die bewusste Verschiebung der Geburt des ersten Kindes, ein ausgeprägtes berufliches Interesse sowie ein ausgeprägtes Bedürfnis nach Unabhängigkeit und Zeit ‚für sich selbst'. In diesem Zusammenhang haben junge Frauen mit ‚doppelter Lebensplanung' ein neues Verständnis von Erwerbskontinuität entwickelt: Sie konstruieren eine subjektive Kontinuität als berufstätige Frau über Erwerbsunterbrechungen und Teilzeitarbeit hinweg.[14]

Damit zeichnet sich ein grundlegender Wandel des Verhältnisses von Ausbildung, Beruf, Partnerbeziehung und Familienarbeit im Lebenslauf von Frauen mit Kindern ab. Darauf deuten der Aufstieg der ‚modernisierten Versorgerehe'[15] und der ‚*dual career family*' als Familien-Modelle hin, in denen die qualifizierte Erwerbstätigkeit der Frau selbstverständlich ist. Dem korrespondieren steigende Anforderungen an die Fähigkeit der Mütter, ein Kind nicht nur zu lieben, sondern zu fördern. Kinder wachsen – so die modernen Leitbilder – nicht nebenbei auf, sie brauchen individuelle Zuwendung und damit vor allem auch die Zeit der Eltern. Nicht nur der **Übergang in den Arbeitsmarkt, sondern auch die Gründung einer Familie** ziehen also heute gänzlich andere **Planungsaufgaben** nach sich als früher.

Planungsaufgaben entstehen auch für die Frauen, die dauerhaft kinderlos bleiben. Sie unterscheiden sich im manifesten Erwerbsverhalten nicht von gleichaltrigen Männern, jedoch in der Wahrnehmung ihrer Erwerbsinteressen und Arbeitsmarktchancen. Sie gehen mit der sozialen Unsicherheit, mit den Einkommensrisiken und biografischen Unwägbarkeiten flexibler Arbeitsverhältnisse angstfreier um, sie kombinieren im ‚Einkommensmix' unterschiedlichere Dinge, und sie sind weniger status- und aufstiegsorientiert als junge Männer. Für (fast) alle jungen Frauen gilt

demnach, dass in ihrer Lebensplanung Unabhängigkeit (innerhalb der Bindungen) und Erwerbsbeteiligung zentral sind. Eine wichtige Brücke über die Familienphase hinweg sind die gesetzlich geschützten „Elternzeiten"; zunehmend artikulieren sie jedoch auch die Forderung nach sozial- und arbeitsmarktpolitischer Absicherung eines ununterbrochenen Erwerbsverlaufs. Dies ist der Hintergrund für die aktuelle Debatte um Ganztagsschulen.

Das enorme Bildungs- und Erwerbsinteresse der jüngeren Frauen ist so ein wesentliches Bewegungselement in Politik und Gesellschaft und natürlich im Arbeitsmarkt; gerade in den expandierenden qualifizierten Dienstleistungsbereichen sind Frauen überproportional beschäftigt. Die jüngeren Frauen sind in ihrer Mehrheit nicht ‚Opfer' der Modernisierung, sondern durchaus Trägerinnen des sozialen und kulturellen Wandels.

4. Fazit

Mit dem Hinweis auf die biografischen Planungs- und Gestaltungsnotwendigkeiten wird darauf hingewiesen, dass es neben neuen Zeitbedürfnissen und Zeitzwängen im Alltag auch **neue Entscheidungsalternativen im Hinblick auf die Dauer und Abfolge sowie die innere Gestaltung von biografischen Phasen** gibt. Um Erwerbs- und Einkommenskontinuität in verschiedenen flexiblen und auch regulären Arbeitsverhältnissen zu erreichen, muss das Individuum eine Fülle von Aufgaben bewältigen (die jeweils spezifische Kompetenzen verlangen):

- die zeitliche Struktur des Lebenslaufs vor Augen haben,
- die Dauer von Lebensphasen und die Übergänge zwischen ihnen antizipieren,
- sich Informationen über verschiedene Erwerbsformen, ihre Risiken und Perspektiven verschaffen,
- Ortswechsel und Weiterbildung organisieren,
- allgemein: Zeit als wichtige Ressource ‚managen'.

Insbesondere der Einstieg in den Arbeitsmarkt und die Familiengründung sind komplexe biografische Wendepunkte. Hier müssen junge Frauen (und Männer) in ihren Entscheidungen die verschiedenen Zeit- und Einkommensbedürfnisse antizipieren, die in unterschiedlichen Lebensphasen – z. B. mit einem kleinen Kind, mit Schulkindern, mit älter werdenden Eltern – auf sie zukommen. Wenn sie in ihrem Lebenslauf eine Balance von Familie und Beruf anstreben, müssen sie verschiedene mögliche Modelle der Arbeitszeit reflektieren und die Frage des Einkommens und der sozialen Absicherung bei flexibler Beschäftigung, bei Teilzeitarbeit und Erwerbsunterbrechungen klären. Im industriellen Zeitregime stellten sich diese Fragen nicht, bzw. sie waren – für Frauen und Männer unterschiedlich – schon entschieden. Allgemein formuliert, ist die jüngere Generation dabei, Flexibilität als das neue Paradigma der gesellschaftlichen Organisation der Arbeit lebbar zu machen.

Gerade Frauen entwickeln mit flexiblen Arbeitszeiten, mit der räumlichen Verbindung von Leben und Arbeiten, mit der Enthierarchisierung und parallelen Erledigung verschiedener Arbeiten **neue lebensweltliche Formen von Arbeit, Existenzsicherung und privaten Lebensbezügen**, die in mehreren Aspekten von der traditionellen abhängigen Erwerbsarbeit und von der traditionellen Abhängigkeit in der Ehe abweichen. Sie reagieren mit eigenen Strategien der Vermittlung flexibler Arbeitsformen und Formen der Lebensführung auf die flexible Modernisierung der Arbeitswelt, die Rigidität der sozialstaatlichen Sicherung und die Probleme der Vereinbarung von Familie und Beruf.

Anmerkungen

1 Werner Kudera/Günter G. Voß (Hrsg.): *Lebensführung und Gesellschaft. Beiträge zu Konzept und Empirie alltäglicher Lebensführung,*. Opladen 2000.

2 Vgl. dazu Martin Baethge: „Der unendlich langsame Abschied vom Industrialismus und die Zukunft der Dienstleistungsbeschäftigung“, in: *WSI-Mitteilungen*, Jg. 53, Heft 3/2000, S. 149-156, sowie Manuell Castells: *Das Informationszeitalter I: Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft*, Opladen 2001.

3 Ulrich Mückenberger 1985: „Die Krise des Normalarbeitsverhältnisses – hat das Arbeitsrecht noch Zukunft?“, in: *ZfSozialreform*, Heft 7/1985, S. 415-434 und Heft 8/1985, S. 457-475.

4 Birgit Geissler: „Normalarbeitsverhältnis und Sozialversicherungen – eine überholte Verbindung?“, in: *Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung*, Jg. 31, Heft 3/1998, S. 550-557.

5 Günter G. Voß/Hans Pongratz: „Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der ‚Ware Arbeitskraft‘?“, in: *KZfSS* 50/1998, S. 131-158; Manfred Moldaschl/Günter G. Voß (Hrsg.): *Subjektivierung von Arbeit*, München 2002.

6 Friedrich Fürstenberg/Irmgard Herrmann-Stojanov /Jürgen P. Rinderspacher (Hrsg): *Der Samstag. Über Entstehung und Wandel einer Zeitinstitution*, Berlin 1999.

7 Gerhard Bosch u. a.: *Zur Zukunft der Erwerbsarbeit. Eine Positionsbestimmung auf der Basis einer Analyse kontroverser Debatten*, Hans Böckler Stiftung, Bd. 43, Düsseldorf 2002.

8 Karin Jurczyk/Günter G. Voß: „Entgrenzte Arbeitszeit – Reflexive Alltagszeit. Die Zeiten des Arbeitskraftunternehmers“, in: Eckart Hildebrandt u.a. (Hrsg): – *Reflexive Lebensführung: zu den sozialökologischen Folgen flexibler Arbeit* –, Berlin 2000, S. 151-205.

9 Wilfried Glißmann: „Der neue Zugriff auf das ganze Individuum. Wie kann ich mein Interesse behaupten?“, in: Manfred Moldaschl/Günther G. Voß (Hrsg.): *Subjektivierung von Arbeit*, München/Mering 2002, S. 241-260.

10 Gerhard Engelbrech/Maria Jungkunst: „Arbeitsmarktperspektiven für Frauen bis 2010“, in: *WSI-Mitteilungen*, Jg. 54, Heft 5/2001, S. 317-322.

11 In Stichworten sind dies – geringer Beschäftigungsanteil in der Industrie – überwiegende Beschäftigung in Kleinbetrieben, – hoher Anteil in nichtregulären Beschäftigungsformen und Arbeitszeiten.

12 Vgl. Gerhard Engelbrech/Maria Jungkunst: „Arbeitsmarktperspektiven für Frauen bis 2010“, in: *WSI-Mitteilungen*, Jg. 54, Heft 5/2001, S. 317-322.

13 Kerstin Jürgens/Karsten Reinecke: „Anpassung an atmende Unternehmen – Anforderungen an Familien durch flexibilisierte Arbeitszeiten“, in: Eckart Hildebrandt u.a. (Hrsg): *Reflexive Lebensführung zu den sozialökologischen Folgen flexibler Arbeit*, Berlin 2000, S. 207-229.

14 Birgit Geissler/Mechtild Oechsle: *Lebensplanung junger Frauen. Zur widersprüchlichen Modernisierung weiblicher Lebensläufe*, Weinheim 1996; vgl. auch Mechtild Oechsle/Birgit Geissler (Hrsg.): *Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis*, Opladen 1998.

15 Birgit Pfau-Effinger/Birgit Geissler: „Institutionelle und sozio-kulturelle Kontextbedingungen der Entscheidung verheirateter Frauen für Teilzeitarbeit.

Ein Beitrag zu einer Soziologie des Erwerbsverhaltens“, in: *Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung*, Jg. 25, Heft 3/1992, S. 358-370.

Literatur

Baethge, Martin: „Der unendlich langsame Abschied vom Industrialismus und die Zukunft der Dienstleistungsbeschäftigung“, in: *WSI-Mitteilungen* 53, Heft 3/2000, S. 149-156.

Bosch, Gerhard u. a.: Zur *Zukunft der Erwerbsarbeit. Eine Positionsbestimmung auf der Basis einer Analyse kontroverser Debatten*, Hans Böckler Stiftung, Bd. 43, Düsseldorf 2002.

Castells, Manuel: *Das Informationszeitalter I: Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft*, Opladen 2001.

Engelbrech, Gerhard/Jungkunst, Maria: Arbeitsmarktperspektiven für Frauen bis 2010, in: *WSI-Mitteilungen* 54, Heft 5/2001, S. 317-322.

Fürstenberg, Friedrich/Hermann-Stojanov, Irmgard/Rinderspacher, Jürgen P. (Hrsg.): *Der Samstag. Über Entstehung und Wandel einer Zeitinstitution*, Berlin 1999.

Geissler, Birgit: „Normalarbeitsverhältnis und Sozialversicherung – eine überholte Verbindung?“, in: *Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung* 31, Heft 3/1998, S. 550-557.

Geissler, Birgit/Oechsle, Mechtild: *Lebensplanung junger Frauen. Zur widersprüchlichen Modernisierung weiblicher Lebensläufe*, Weinheim 1996.

Glißmann, Wilfried: „Der neue Zugriff auf das ganze Individuum. Wie kann ich mein Interesse behaupten?“, in: Manfred Moldaschl/Günter G. Voß (Hrsg.): *Subjektivierung von Arbeit*, München/Mering 2002, S. 241-260.

Jurczyk, Karin/Voß, Günter G.: „Entgrenzte Arbeitszeit – Reflexive Alltagszeit. Die Zeiten des Arbeitskraftunternehmers“, in: Eckhard Hildebrandt u. a. (Hrsg.): *Reflexive Lebensführung: zu den sozialökologischen Folgen flexibler Arbeit*, Berlin 2000, S. 151-205.

Jürgens, Kerstin/Reinecke, Karsten: „Anpassung an ‚atmende Unternehmen‘ – Anforderungen an Familien durch flexibilisierte Arbeitszeiten“, in: Eckart Hildebrandt u. a. (Hrsg.): *Reflexive Lebensführung: zu den sozialökologischen Folgen flexibler Arbeit*, Berlin 2000, S. 207-229.

Kudera, Werner/Voß, Günter G. (Hrsg.): *Lebensführung und Gesellschaft. Beiträge zu Konzept und Empirie alltäglicher Lebensführung*, Opladen 2000.

Moldaschl Manfred/Voß, Günter G. (Hrsg.): *Subjektivierung von Arbeit*, München 2002.

Mückenberger, Ulrich: „Die Krise des Normalarbeitsverhältnisses – hat das Arbeitsrecht noch Zukunft?“, in: *Zf-Sozialreform* Heft 7/1985, S. 415-434 und Heft 8/1985, S. 457-475.

Oechsle, Mechtild/Geissler, Birgit (Hrsg.): *Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis*, Opladen 1998.

Pfau-Effinger, Birgit/Geissler, Birgit: „Institutionelle und sozio-kulturelle Kontextbedingungen der Entscheidung verheirateter Frauen für Teilzeit. Ein Beitrag zu einer Soziologie des Erwerbsverhaltens“, in: *Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung* 25, Heft 3/1992, S. 358-370.

Voß, Günter G./Pongratz, Hans: „Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der ‚Ware Arbeitskraft‘?“, in: *KZfSS* 50/1998, S. 131-158.

Stephanie Klee

Sexualität als Arbeit

Zur Legalisierung von Prostitution durch das neue Prostitutionsgesetz

Als Hure besteht meine tägliche Arbeit aus sexuellen Dienstleistungen, dementsprechend sollte es leicht sein, zu dem Thema als Fachfrau Stellung zu nehmen und Einblicke in die Prostitutionsbranche zu gewähren.

Doch es ist auch ein schwieriges Thema, denn es beinhaltet zwei enorm wichtige Lebensbereiche, nämlich die Sexualität und die Arbeit. Beide beinhalten die unterschiedlichsten Aspekte, Sichtweisen bis hin zu Lebensphilosophien.

Die folgenden Definitionen nennen erste Fakten:

Arbeit ist nach geltender Rechtsprechung:

- eine auf Dauer angelegte,
- zur Gewinnerzielung
- ausgeübte Tätigkeit.

Sie untersteht dem Schutz von Art. 12 unseres Grundgesetzes. Für eine Arbeit ist nicht erforderlich, – was man häufig in Diskussionen hört –, dass für deren Ausübung eine anerkannte Ausbildung erforderlich ist. So gibt es viele Berufe, wie z.B. den der Putzfrau, des Fließbandarbeiters, des Bauhelfers, etc. den man ohne Ausbildung *peu a peu*, also *learning by doing* erlernen und ausüben kann. Diese Definition trifft auch auf Prostitution zu.

Bei der **Sexualität** fällt es schon schwerer, eine Definition zu finden. Das Fremdwörterbuch sagt dazu: Die Geschlechtlichkeit, die Gesamtheit der im Sexus begründeten Lebensäußerungen. Praktisch heißt dies für mich: Erotik, Romantik, Zärtlichkeiten, Gespräche, Zuhören und Sprechen und Beraten, Essen und Trinken, Tanzen und Lachen, Intimität, Privatheit, Gier, Lust, animalische Bedürfnisse, Verkehr und Sex in allen möglichen Formen und Ausgestaltungen.

Beides, nämlich Arbeit und Sexualität, stellen **Grundbedürfnisse** des Menschen dar, die zu unserem Wohlsein und Menschsein wichtig sind wie Essen, Trinken, Gesundheit und eine Wohnung.

Die dritte Komponente in diesem Zusammenhang stellt nun die Prostitution dar!

Nach der wenig erweiterten Definition des Soziologen Bernsdorf aus dem Jahre 1971 sind **Prostituierte** Personen, die Ihren Körper, Geist und Seele gelegentlich oder gewerbsmäßig vielen beliebigen Kunden zu deren (vornehmlich: sexueller) Befriedigung gegen materielle Entlohnung preisgeben.

Anders ausgedrückt bedeutet Prostitution, dass

- in der Mehrheit Frauen, aber auch Männer und Transgender-Menschen,
- sexuelle Dienstleistungen unterschiedlichster Art anbieten,
- die eine Vielzahl von Gästen (auch Freier genannt) nachfragt,
- und dafür Geld oder andere materielle Vorteile bekommen.

Worum geht es in der Prostitution **praktisch?**:

Die Hure wartet auf den Gast. Der Ort ist die Straße, das Apartment, die Bar, das Hotel, das Sexkino, das Studio oder Eroszentrum. Sie begrüßt ihn. Beide vereinbaren gemeinsam eine Dienstleistung, die Sex beinhalten kann. Das Geld wechselt seinen Besitzer.

Zur Dienstleistung könnte man auch platt sagen: beide fassen sich an, Haut berührt Haut (vielleicht ist die Haut schwitzig, schmutzig, stinkig), Massageöl macht das Ganze eventuell glitschiger, der Körper wird geküsst (vielleicht riecht die Haut gut), die männlichen Geschlechtsteile (Penis und Hoden) werden geküsst, gestreichelt, geknetet oder die weiblichen (Schamlippen, Kitzler und Vagina) mit Fingern oder Mund und Zunge liebkost. Vielleicht findet der Penis nun seinen Weg in die Scheide oder den After und vielleicht kommt es – nach egal wie gearteten – Bewegungen zum Orgasmus und damit zum Austreten von viel Samenflüssigkeit.

Diese Erlebnisse sind allgemein bekannt aus unserem privaten Leben. Nichts Besonderes spielt sich ab. Doch natürlich ist der Beruf Prostitution, wenn man ihn sich unter professionellen Gesichtspunkten ansieht, weit vielschichtiger. Bestandteile aus der Rhetorik, der Psychologie, Schauspielerei, Kunst, Recht, Medizin und Hygiene sind wichtig.

Urlaubs/Unterhaltungsanimation und Erlebnispädagogik bieten viele Parallelen.

Hier nur von reiner Körperlichkeit oder Sexualität zu sprechen, würde eine Reduzierung der großen Spannbreite unseres Berufes auf nur einen Aspekt bedeuten.

Daneben spielt die **Moral** auch eine große Rolle. Man mag zur Prostitution stehen wie man will. Natürlich kann jeder Einzelne Prostitution aufgrund seines persönlichen Hintergrundes und aus moralischen Gründen ablehnen oder doch zumindest kritisch gegenüber stehen.

Doch um eins kommt man nicht umhin: nämlich Prostitution als Realität zu betrachten. Prostitution ist eine Tatsache, die in jedem Land besteht und zu allen Zeiten ausgeführt wurde und die sich weder durch Verbote noch durch Repressalien verbieten und verhindern lässt.

Es ist **Realität,**

- dass Frauen und Männer weltweit der Prostitution nachgehen,
- und mit den Einkünften daraus ihren Lebensunterhalt finanzieren,
- dass Männer und auch mehr und mehr Frauen die Dienste von Huren und Callboys in Anspruch nehmen,
- dass der Staat durch Steuereinnahmen
- und die Gesellschaft, besonders unsere Gäste durch unsere Arbeit profitieren,

aber **leider ist es auch Realität**,

- dass wir Huren weltweit an den Rand der Gesellschaft gedrängt werden,
- oft ein Doppelleben führen,
- nicht den Schutz des Staates genießen,
- dass die BetreiberInnen von bordellartigen Betrieben *per se* mit dem Strafgesetzbuch in Berührung kommen und mit einem Bein im Knast stehen,
- und man uns hier in Deutschland immer noch die Rechte verwehrt, die allen anderen Erwerbstätigen und Gewerbetreibenden gewährt werden.

Freier

Und natürlich ist es Realität, dass unsere Gäste/Kunden/Freier allen gesellschaftlichen Kreisen, allen Nationen und Hautfarben, Religionen, jeden Alters entstammen, jeder politischen Partei angehören und in allen möglichen Lebensformen leben, in Ehen, Partnerschaften, als Singles und mit und ohne Kinder.

Zahlen

- In Deutschland spricht man z. Zt. von 60.000 bis 400.000 SexarbeiterInnen,
- 1,2 Millionen Männer sollen täglich ihre Dienste in Anspruch nehmen,
- Milliarden Umsätze sollen erzielt werden in der Prostitution selbst und den sie umgebenden Gewerben wie Hotels, Taxis, Alkohol-, Sexspielzeug- oder Dessousindustrie,
- die Prostitution sichert Arbeitsplätze auch bei der Polizei, Gesundheitsämtern, Gewerbeämtern und Finanzämtern, ganz zu schweigen von den vielen Beratungsstellen u. a. für Prostituierte.

Doch Zahlen und Statistiken, besonders über Prostituierte, sind mit Vorsicht zu genießen, und Skepsis ist immer angebracht. Es stellt sich auch immer die Frage nach der Seriosität dieser Zahlen und wofür sie benutzt werden.

Was man jedoch anhand der obigen wenigen Zahlen und Informationen sagen kann, ist:

Prostitution ist ein riesiges Geschäfts- und Gesellschaftsfeld mit enorm vielen Beteiligten.

Die Rede ist hier natürlich von freiwilliger oder professioneller Prostitution, die auch in direktem Zusammenhang mit den wirtschaftlichen Gegebenheiten zu sehen ist.

- Ich setze meinen Verstand, meine Kreativität, meinen Körper, meine Gefühle und mein gesamtes Know-how ein,
- um meinen Kunden eine vielfältige und befriedigende sexuelle Dienstleistung zu bieten
- und um damit Geld für meinen Lebensunterhalt zu verdienen.

Viele Parallelen zu anderen Berufen sind zu sehen, z.B. dem des Masseurs, Psychologen, Sozialarbeiters, Journalisten, der Ärzte und der Künstler. Und auf keinen Fall kann vom Verkauf des Körpers hier gesprochen werden. Sexarbeiter verkaufen nicht ihren Körper; der Körper bleibt Eigentum der jeweiligen Frau, sie gewährt nur ihrem Kunden bestimmte Dienstleistungen.

Und natürlich gehört zur Arbeit einer Prostituierten wie bei allen anderen Berufen auch

- Höhen und Tiefen,
- gute und schlechte Tage,
- Lust und Freude an der Arbeit und Frust,
- angenehme und weniger angenehme Kunden,
- gute und schlechte Arbeitsbedingungen,

- gute und schlechte Bezahlung,
- gute und schlechte Arbeitgeber.

Die meisten Frauen (und auch Männer) haben bewusst ihren Weg in die Prostitution beschritten. Doch in der Regel wussten sie vorher nicht um die Begleitumstände, die Gesetze, die Diskriminierung und Verachtung der Gesellschaft, die Arbeitsanforderungen und die Schwierigkeiten eines Doppellebens und eines späteren Umstiegs in einen anderen Beruf. Das konnten sie auch nicht wissen, denn wer hätte sie schon ordentlich und umfassend beraten sollen?

Wirtschaftliche und politische Realitäten spielen eine weitere große Bedeutung: für die meisten Menschen stellt die Entscheidung für einen Beruf immer eine Wahl dar zwischen einigen Alternativen, wobei der Traumberuf wegen der Situation auf dem Arbeitsmarkt kaum dazu gehört und meist ungeliebte Berufe ergriffen werden müssen, um zu existieren. Dies trifft besonders auf Frauen zu.

Dagegen verspricht die Arbeit in der Prostitution den einzelnen mehr Möglichkeiten als die einer Putzfrau oder einer Lagerarbeiterin bei ALDI,

- es bestehen in der Prostitution gewisse Freiheiten bzgl. Zeiteinteilung, bessere Verdienstmöglichkeiten sind gegeben als in den meisten anderen Frauenjobs, kleine Bordelle mit wenigen KollegInnen versprechen ein gutes Arbeitsklima, Mobilität und Flexibilität sind erwünscht und es gibt keine komplizierten Verträge mit einzuhaltenden Klauseln und langen Kündigungsfristen,
- Prostitution stellt eine Arbeit am Menschen und mit Menschen dar, wozu gerade Frauen gute Voraussetzungen mitbringen,
- für drogenbenutzende Frauen sind sie eine Alternative zum Klauen oder Dealen,
- und für MigrantInnen eine Alternative zu Armut und Hunger und Perspektivlosigkeit in ihren Heimatländern, woran wir reiche Industriestaaten nicht ganz unbeteiligt sind.

Wichtig ist auch, dass vielen Frauen die Arbeit in der Prostitution Spaß macht, weil sie aus artverwandten Berufen (wie Krankenschwestern, Sozialarbeiterinnen, Künstlerinnen, Psychologinnen, etc.) ihre Qualifikationen und Fertigkeiten anwenden können und weil sie die Arbeit am Menschen und mit Menschen mögen, die sexuelle Dienstleistungen einbezieht. In diesem Kontext haben sie Macht über sich selbst und Macht über ihre Entscheidungen. Gegenüber dem Kunden haben sie Macht, denn sie entscheiden über die Angebote und Bedingungen.

Dagegen ist es egal, warum und wieso wir anschaffen gehen und welche tatsächlichen Alternativen wir haben, nicht die theoretischen oder die erwünschten, sondern die realen als Frau in unserer Gesellschaft:

Grundsätzlich stehen uns die gleichen Rechte zu wie allen anderen Menschen auch.

Also müssen jegliche gesetzlichen Diskriminierungen von Prostituierten und der Branche beseitigt werden. Die Arbeitsbedingungen und Arbeitsstrukturen werden leider immer noch zu einem Großteil bestimmt von den unterschiedlichsten Gesetzen.

***

Nach § 180 a + § 181 a des Strafgesetzbuches (StGB) – Ausbeutung von Prostituierten und Zuhälterei – kann ein Bordellbesitzer sich nicht wie andere Arbeitgeber auch verhalten und Regelungen bzgl. Service und Arbeitsleistung treffen, ohne mit dem Gesetz in Konflikt zu kommen.

Gemäß Art. 297 des Einführungsgesetzes zum Strafgesetzbuch (EGStGB) können Gemeinden immer noch Sperrbezirke einrichten und damit die Prostitution ganz verbieten oder nur für bestimmte Straßen und/oder Zeiten zulassen. Diese Regelung bedeutet faktisch gesehen eine Einschränkung der Berufsfreiheit, aber praktisch gesehen heißt es für die Beteiligten Kasernierung und totale Überwachung und damit Abhängigkeit.

Nach §§ 190 + 120 des Ordnungswidrigkeitengesetzes (OwiG) besteht generelles Werbeverbot für Prostitution, woran sich jedoch niemand hält. In allen Medien und besonders dem Internet werden wir mit aller Werbung konfrontiert, nur nicht mit seriöser, sachlicher, aussagekräftiger Werbung. Dafür werden aber für Prostitutionswerbung überzogene Preise verlangt.

Migrantinnen spielen in der Prostitution allein zahlenmäßig eine große Rolle und haben dennoch kaum Rechte. Das Ausländergesetz ermöglicht kaum einen legalen Aufenthalts- und Arbeitsstatus und bewertet Prostitution eher als Ausweisungsgrund.

Das Gewerberecht in vielen Bundesländern spricht immer noch *per se* von persönlicher Unzuverlässigkeit des Bordellbetreibers und verhindert z. T. eine ordentliche Anmeldung und seriöse Führung der Betriebe.

Mit dem Gesetz zur Regelung der Rechtsverhältnisse von Prostituierten (Prostitutionsgesetz – ProstG), in Kraft getreten am 01. 01. 2002 wurden nun einige gesetzliche Verbesserungen geschaffen (wenn wir es denn schaffen, das neue Gesetz in die Praxis umzusetzen):

1. Erstmals haben Huren das Recht auf ihren Lohn, den sie ggf. gesetzlich einklagen können.
2. Prostituierte können erstmals wählen zwischen einem selbstständigen Beschäftigungsverhältnis mit der Verpflichtung, für Steuern und soziale Absicherung selbst zu sorgen, und einem abhängigen Beschäftigungs-

verhältnis mit einem Arbeitsvertrag mit dem Bordellbesitzer und der üblichen Absicherung in den gesetzlichen Sozialversicherungen (Arbeitslosen-, Kranken-, Unfall-, Renten- und Pflegeversicherung),

3. Für die BordellbesitzerInnen wurde bezüglich der Arbeitsverträge und der Bestimmung des Arbeitsplatzes und der Arbeitszeiten die frühere Strafverfolgung aufgehoben mit der Folge, dass sie gute Arbeitsbedingungen schaffen können, was in der Praxis sichere Arbeitsplätze bedeutet.

Mehr beinhaltet das Gesetz nicht. Und fast nichts davon oder gar nichts wurde in den letzten Monaten seit dem Inkrafttreten des Gesetzes in die Praxis umgesetzt. Wer hier allerdings was anderes erwartet hatte, war zu blauäugig. Viele Argumente und Hürden sprechen dagegen:

Leider wurden mit dem Prostitutionsgesetz die alten Strafbestimmungen des Strafgesetzbuches bzgl. Förderung von Prostitution und Zuhälterei nicht gänzlich gestrichen. So fragen sich viele BordellbetreiberInnen, ob die Angaben bei der Anmeldung von Personal bei der Krankenkasse nicht vom Staat gegen sie verwandt werden und man ihnen nicht doch mal den Vorwurf der Zuhälterei macht.

Also: Das Prost-G. ist zu klein.

Zudem besteht nach wie vor ein gewachsenes, großes Misstrauen gegenüber dem Staat und seinen Institutionen; viele KollegInnen glauben nicht, dass ihre Angaben z.B. vom Finanzamt vertraulich behandelt werden, sondern befürchten eine Verletzung ihrer Anonymität und Privatsphäre.

Also: Der Staat muss bei den Huren und BordellbetreiberInnen Vertrauen in seine Institutionen aufbauen.

Über das Prostitutions-Gesetz weiß kaum jemand Bescheid. Nur die Medien berichteten darüber. Nach mehr als einem Jahr liegen immer noch keine seriösen Informationen von staatlichen Stellen oder Organisationen vor. Wie kann man eine Umsetzung des Gesetzes verlangen, wenn die Betroffenen keine Infos haben? Bei anderen Gesetzen tat sich der Staat leichter mit entsprechenden Broschüren.

Also: In jedem Puff müssen solide Informations-Broschüren jede Hure, jeden Callboy und jede BordellbetreiberIn aufklären.

Und so kursieren weiterhin die gleichen Ablehnungsgründe gegen das Prostitutionsgesetz oder überhaupt gegen eine gesetzliche Veränderung:

1. Prostituierte wollen keine Steuern zahlen! Richtig, wer will das schon? Aber leider – leider: Prostituierte mussten schon immer **Steuern** von ihren Einkünften zahlen. Taten sie dies nicht und erhielt das Finanzamt Kenntnis davon (z.B. durch die Anzeige eines Freundes oder durch einen Prozess oder durch eine Razzia), wurden die Steuern meist für die zurückliegenden 10 Jahre verlangt und die Frau

erhielt auch noch eine Anzeige wegen Steuerbetrug mit der Folge, dass sie damit vorbestraft war.

2. Prostituierte wollen gleichzeitig Leistungen des **Arbeitsamtes und des Sozialamtes** beziehen: Auch hier galt schon immer: Es ist Betrug, wenn man die Einkünfte aus der Prostitution nicht angibt.

Und ähnlich verhielt es sich bei der **Krankenkasse**, wenn sie als Familienmitglied mitversichert war. Hier hätte sie sich um eine eigene Krankenversicherung kümmern müssen.

3. Prostituierte haben **Angst**, dass ihre Daten nicht vertraulich behandelt werden: Alle Behörden sind verpflichtet, die persönlichen Angaben **vertraulich** zu behandeln. D. h. ein Nachbar, der beim Finanzamt arbeitet, darf die Informationen, die er auf der Arbeit von einer Frau bekommen hat, nirgendwo verwenden.

4. Jede Prostituierte kann theoretisch frei wählen, ob sie mit einem **Arbeitsvertrag** in einem Laden arbeitet oder als **Selbstständige.** Beides hat Vor- und Nachteile und beides hat Konsequenzen.

Die Frage der Arbeitsverträge ist völlig ungeklärt: Die **Arbeitsverträge** könnten so aussehen, wie in anderen Arbeitsbereichen auch, d. h. sie enthalten die Namen und Adressen von beiden (Frau und Bordellbesitzer), den Arbeitsort, die Arbeitszeit (wöchentliche oder monatliche Arbeitsstunden), den Bruttolohn, den Urlaubsanspruch und ggf. Sonderleistungen, wie Weihnachtsgeld oder Zulagen. Lohnfortzahlung im Krankheitsfall und Leistungen für den Fall von Schwangerschaft regeln spezielle Gesetze.

Vom Bruttolohn behält der Arbeitgeber die **Lohnsteuer** ein und die Abgaben zur **gesetzlichen Kranken-, Renten-, Pflege-, Arbeitslosen- und Unfallversicherung** und leitet sie an die entsprechenden Stellen weiter.

In der gesetzlichen **Krankenversicherung** können alle Familienmitglieder (Ehegatten und Kinder) ohne zusätzliche Kosten mitversichert werden, soweit sie kein eigenes Einkommen haben. In der **Arbeitslosenversicherung** ist man für den Fall der Arbeitslosigkeit oder Umschulung abgesichert. Die Rente ist für Zahlungen im **Alter** zuständig und die Pflegeversicherung zahlt, wenn man **pflegebedürftig** ist. Also zahlt man in die Versicherungen ein und bekommt in bestimmten Fällen was zurück.

Der Arbeitgeber zahlt zu den Versicherungen den gleichen Beitrag wie die Frau aus seinen Geschäftsumsätzen und ist auch noch für die Berufsgenossenschaft zuständig.

Theoretisch könnten beide vereinbaren, dass das Gehalt **einmal im Monat** oder auch jede Woche ausgezahlt wird. Üblich ist die Zahlung einmal im Monat.

Aber: Alle Leistungen zusammen muss frau/man natürlich erst mal verdienen, d. h.

- das Nettogehalt, das man ausgezahlt bekommt,
- die Steuern und
- die Versicherungsleistungen und
- die Kosten des Arbeitgebers.
- Und alles zusammen muss reinkommen durch die Honorare der Gäste.

Und hier liegt die große Rechenaufgabe: Zahlt ein Gast der Frau für eine sexuelle Leistung z.B. 50,00 Euro, gehen davon ab:

- die anteilige Zimmermiete,
- die Kosten für Anzeigen, etc.
- Kondome, etc.
- die Mehrwertsteuer und Lohnsteuer,
- die Sozialversicherungen,
- die Lohnnebenkosten (für Krankheit, Urlaub, etc.)

Und es bleibt das Nettogehalt übrig. Da muss Frau schon kräftig arbeiten und viele Gäste bedienen, damit für sie noch ausreichendes Geld übrigbleibt. Oder die Preise müssen erhöht werden.

Arbeitet die Frau als **Selbstständige,** ist sie für alles selbst zuständig und verantwortlich. Sie behält zwar erst mal das gesamte Honorar der Gäste in ihren Händen, aber dann muss sie alles selbst bezahlen (Zimmerabgabe oder Tagesmiete, Anzeigen, Steuern und Versicherungen, etc.).

Diese Dinge sind kompliziert, Klarheit besteht überhaupt nicht, und deshalb gibt es auch noch keine neuen Arbeitsverträge in der Prostitution. Selbst die Gewerkschaft ver.di bastelt immer noch an einem „Musterarbeitsvertrag“.

Solange noch so viele Fragezeichen bestehen, wird erst mal alles beim Alten bleiben!

5. Nach wie vor zahlt der Gast das Honorar direkt an die Frau. Das Prostitutionsgesetz sieht hierin speziell die Eigenständigkeit der Frau und will sie mit dem Gesetz stärken. Ebenfalls ist sie völlig autonom in den Verhandlungen mit dem Gast, auch bezüglich der Leistungen (hier ist das Gesetz wohl sehr blauäugig und realitätsfremd ..., aber ...). Die Position des Gastes soll durch die Gesetzesänderung auf keinen Fall gegenüber der Frau gestärkt werden. Von Verbraucherschutz und der „Kunde ist König“ sind wir damit noch weit entfernt.

Die **BordellbetreiberInnen** beschäftigen sich natürlich ebenfalls mit den **Fragen** der Arbeitsverträge und sehen das Problem zunächst aus **betriebswirtschaftlicher** Sicht, d. h. das Ganze muss sich rechnen. Aber daneben stellen sich ganz konkret die Fragen der Strafbarkeit nach dem Strafgesetzbuch, den Möglichkeiten, das Geschäft jetzt offen und ehrlich zu führen und den doch schwierigen Personalfragen.

So verbietet das Prostitutionsgesetz ein gewisses **Weisungsrecht,** also was ein Arbeitgeber in allen anderen Geschäftsbrachen selbstverständlich hat. Weisungsrecht heißt, dass der Chef von seinen Angestellten gewisse Dinge verlangen kann und überprüfen darf: z.B. Pünktlichkeit, Kleidung, Preise und Leistung und deren Ausführung gegenüber den Kunden. In der Prostitution darf ein Arbeitgeber nur den Ort und die Zeit bestimmen. Die Prostituierte bleibt darüber hinaus sowohl dem Chef als auch dem Gast gegenüber völlig frei und kann z.B.

- Kunden ablehnen,
- bestimmte sexuelle Leistungen ablehnen,
- sogar jede Leistung verweigern, sie muss nur die vereinbarte Arbeitszeit anwesend sein,
- jederzeit kann sie kündigen und gehen.

Das alles zusammen trägt nicht unbedingt dazu bei, dass Arbeitgeber in der Prostitution mit Prostituierten Arbeitsverträge abschließen.

Eine Antwort auf das Prostitutionsgesetz fand allerdings schon der Bund-Länder-Ausschuss **Gewerberecht** mit einer Empfehlung, die in den Ländern und dann bindend für die Gewerbeämter mit einem Rundschreiben umgesetzt wurde.

Danach müssen selbstständige Prostituierte sich **nicht** beim Gewerbeamt anmelden und auch **keinen** Gewerbeschein oder Reisegewerbekarte beantragen. Das gilt in ganz Deutschland. Den weiteren Regelungen haben sich allerdings die Länder Baden-Württemberg, Bayern, Bremen, Thüringen und Sachsen nicht angeschlossen. In allen anderen Ländern gilt danach zusätzlich:

- BordellbetreiberInnen sind als Gewerbetreibende anzuerkennen und sie haben ihr Gewerbe anzuzeigen,
- das Merkmal der **„persönlichen Unzuverlässigkeit“**, wenn man in seinem Gewerbe Prostitution fördert, gilt nicht mehr *per se*.

In der Praxis bedeutet dies, dass ein Barbetreiber unter seinem Namen auch die Zimmer für die sexuellen Dienstleistungen im Hinterhaus oder Nebenhaus führen kann, also nicht einen zweiten Konzessionsträger braucht. Ebenfalls können sich kleine Wohnungen, die bisher unter dem Deckmantel „gewerbliche Zimmervermietung“ geführt wurden, nun ganz legal als bordellartige Betriebe anmelden. Das Gewerbe kann nicht mehr entzogen oder versagt werden, weil dort **„der Unzucht Vorschub geleistet“** wird (§ 4 Abs. 1 Nr. 1 GastG).

Allerdings wird ausdrücklich erwähnt, dass die Erlaubnis auch wieder entzogen wird, wenn der Betrieb einer Gaststätte oder Bordells die Gefahr eröffnet, dass Prostituierte ihrer Tätigkeit gegen ihren Willen nachgehen müssen oder in sonstigen Abhängigkeiten verhaftet sind. Jugendschutz, Wohl der Gäste und der Anwohner sind ebenfalls zu beachten.

Berlin und auch andere Bundesländer haben inzwischen mit einer entsprechenden **Durchführungsverordnung** reagiert.

Die **entscheidenden Veränderungen** finden zunächst auf mentaler Ebene statt. Prostituierte tauschen sich aus und entwickeln erste Kriterien von Professionalisierung. Sie zeigen Selbstbewusstsein und setzen dies ein in Verhandlungen mit dem Bordellbetreiber, den Gästen und der Polizei. „Wir schlucken lang nicht mehr alles wie früher." Informationen werden zusammengetragen, man macht sich klug, überlegt, wägt ab, entscheidet und schaltet auch mehr und mehr die Gerichte ein zur Durchsetzung der Rechte.

Letztendlich führte die Verabschiedung des Prostitutions-Gesetzes zur Gründung des ersten Berufsverbandes in Deutschland. Der **Bundesverband Sexuelle Dienstleistungen e. V.** wurde im März 2002 von 8 InhaberInnen bordellartiger Betriebe in Berlin gegründet. Wie in anderen Arbeitgeberverbänden sind hier Unternehmen aus der Prostitution und selbstständige Prostituierte zusammengeschlossen und setzen sich ein

- für eine wirtschaftliche Verbesserung der jeweiligen geschäftlichen Aktivitäten,
- für die Beseitigung jeglicher gesetzlicher Behinderungen dieses Gewerbes,
- für die Förderung des Ansehens von Prostitution und der Betriebe mit sexuellen Dienstleistungen in der Gesellschaft und die Vermittlung eines realistischen Bildes von Prostitution.

Trotz allem bleibt positiv festzuhalten: Das Prostitutionsgesetz bietet mit all seinen Unzulänglichkeiten und Mängeln für alle Beteiligten Freiräume und fordert auf zur Gestaltung dieser. Darin liegen enorme Möglichkeiten der Einflussnahme, Mitbestimmung und positiven Mitgestaltung.

Der Text basiert auf einem Vortrag, gehalten am 28. 11. 2002 in der Universität Freiburg

Birte Giesler

Arbeit – Auseinandersetzung und Weltaneignung – als Voraussetzungen moderner Identität

Friederike Helene Ungers Bildungsromansatire *Prinz Bimbam. Ein Mährchen für Alt und Jung* (1802)

Friederike Helene Unger, die heute weitgehend vergessene Zeitgenossin von Goethe, ist die Ehefrau des Klassikerverlegers Johann Friedrich Unger und als Verlegerin, Übersetzerin und Schriftstellerin auf allen Ebenen ‚rund ums Buch' aktiv. Im Zentrum des Berliner Literaturbetriebs der Goethezeit lebend und arbeitend, schreibt sie in der ‚Geburtsstunde der Moderne'. Mit ihren Texten erweist sie sich als eine scharfe Beobachterin der sich eben etablierenden bürgerlichen Gesellschaft und dem mit ihr entstehenden modernen Literatursystem.

Aus der Perspektive der jüngeren, identitätskritischen Geschlechterforschung erscheint Unger als ihrer Zeit frappierend weit voraus, ist es – um mit dem heutigen Schlagwort zu sprechen – doch ein konsequentes *Gender Mainstreaming*, mit dem sie in ihren hochgradig intertextuellen, potenziert fiktionalen und zum Teil auch formal mehrfach verschachtelten Texten die sie umgebenden Verhältnisse und den Literaturbetrieb um 1800 sarkastisch unter die Lupe nimmt. In ihrer Bildungsromansatire *Prinz Bimbam. Ein Mährchen für Alt und Jung* gestaltet und entlarvt Friederike Helene Unger den inhärenten Zusammenhang zwischen der bürgerlich-modernen **Auffassung von Arbeit**, den bürgerlich-modernen, philosophisch-ästhetischen **Konzepten von Subjekt, Autonomie und Identität** und den bürgerlich-modernen **Konstruktionen von Gender**. Eine solche Lektüre des in der germanistischen Forschung bisher unberücksichtigt gebliebenen Textes hat bestimmte thesenhafte Voraussetzungen: Die Vorstellungen von Autonomie, Identität und Subjektivität sind Ausdruck eines bürgerlich-modernen Denkens, das sich gezielt von adligen Formen absetzt. Bürgerliche Identität beruht auf dieser Abgrenzung vom Adel und läuft maßgeblich über die Identifizierung mit neuen Genderkonzepten. Die einseitig männliche Besetzung der bürgerlichen Konzepte von Identität, Subjekt und Autonomie hängt eng mit dem Strukturwandel der Öffentlichkeit und dem Ausschluss von Frauen aus der öffentlichen Sphäre und der Erwerbsarbeit zusammen.

Die Vorstellung von einem autonomen, mit sich selbst identischen Subjekt ist freilich mittlerweile vielfach in Frage gestellt und nicht nur aus geschlechterkritischer Perspektive desavouiert worden. Davon unabhängig haben ideenge-

schichtliche Strömungen und historische Diskurse aber ihre Wirkmächtigkeit; sie stehen in einem Wechselverhältnis mit der Empirie und bringen mitunter soziale Realitäten hervor. Dass Frauen und das ‚Weibliche' in den Debatten der Goethezeit (mit bekanntlich historisch weitreichenden Folgen) primär Objektcharakter haben und dass das autonome bürgerliche Subjekt nur als männliches gedacht wird, hat maßgeblich damit zu tun, dass Frauen auf die Privatsphäre und die Aufgaben der Reproduktion (die gemeinhin nicht als Arbeit gewertet werden!) eingeschränkt und festgeschrieben werden. Um in einer dissoziierten Welt eine wie auch immer brüchige und changierende Identität gewinnen zu können (zu der auch das gehört, was die Soziologie, bei der Ästhetik auf der Theaterbühne Anleihe nehmend, als ‚Rollendistanz' bezeichnet), muss sich der Mensch in die Welt ‚entäußern'. Er muss sich der Welt aussetzen, sich mit ihr auseinander setzen und sie sich in Teilen aneignen, um ein Gefühl für sich selbst und die eigenen Möglichkeiten und Grenzen bekommen zu können. Indem die bürgerlichen Lebensformen im 18. und 19. Jahrhundert Frauen auf die häuslich-private Sphäre einschränken und von der öffentlichen Arbeit ausschließen, wird Frauen diese Entäußerung und damit die „Aneignung und Bildung von Wirklichkeit"[1], die Grundvoraussetzungen für den Prozess einer **Bildung des Subjekts** und damit auch der Ausbildung einer modernen Identität sind, vorenthalten. Während die ‚Weiblichkeit' auf in sich selbst ruhende Ganzheit und Innerlichkeit festgeschrieben wird, sind die realen Frauen ganz und gar fremdbestimmt (entfremdet). Was auf der Seite der Mädchen und Frauen verboten ist, stellt sich auf der Seite der Jungen und Männer umgekehrt als Zwang dar: Bürgerlich-moderne ‚Männlichkeit' (und nichts anderes ist ‚moderne Identität') entwickelt sich, weil der Einzelne ‚ins feindliche Leben' geschickt und dort zum Zupacken genötigt wird. Dabei ist der Ausschluss von Frauen aus Öffentlichkeit und Erwerbsarbeit bei gleichzeitiger Festschreibung auf Privatsphäre und unbezahlte reproduktive Tätigkeiten ein konstitutives Element der Identität des bürgerlichen, als autonom gesetzten (männlichen) Subjekts. Bevor dieser Zusammenhang an Ungers Märchen Prinz Bimbam gezeigt wird, sei der zu Unrecht vergessene, literarisch hochgradig aufgeladene und ausgeprägt intertextuelle Text knapp skizziert.

Prinz Bimbam. Ein Mährchen für Alt und Jung

Prinz Bimbam, Sohn und Hätschelkind der Fee Quatscheline, erwacht eines Morgens aus „wunderlichen" Träumen von Mädchen und verzauberten Kirschkernen (PB 6).[2] Spontan erklärt er die Frau seiner Träume zu seiner Braut. Um die Gesuchte erst einmal zu identifizieren, bringt Quatscheline einen kristallenen Spiegel, in dem sich sämtliche Prinzessinnen der Welt finden. Die Auserwählte ist Prinzessin Zenobia, den „Bücher[n] des Schicksals" (PB 10) zufolge eine Ästhetikerin, die den Umgang mit Schöngeistern und Rezensenten, nicht aber mit anderen Frauen pflege und die durch eine mühsame Prüfungsfahrt durch die Literatur- und Kulturgeschichte zu erringen sei. Als eigentliche Prüfungsaufgabe muss Bimbam einen verzauberten Kirschkern zwischen sich drehenden Windmühlenflügeln fangen und

der Prinzessin überreichen, wobei er nach den Worten des Orakels für seine Erlösung „Selbstgefühl“ erlangen muss (PB 21). Für die Mutter Quatscheline besteht das Ziel der Abenteuerfahrt allerdings eher darin, ein starker Held zu werden. Bevor er sein Zuhause verlässt, um den Preis zu erringen, klärt ihn Quatscheline über seine Herkunft auf: Er ist das Produkt eines Fehltritts mit einem Sterblichen und wurde deshalb von einer mit Quatscheline verfeindeten Fee mit einem Fluch belegt. Quatscheline stattet Bimbam zum Abschied mit einer rosaroten Brille aus. In Begleitung eines Hofmeisters macht sich Bimbam auf den Weg und begegnet bald Kronos, dem Totengräber der Literatur. Die Prüfungsfahrt führt Bimbam an unterschiedlichen Epochen der Literaturgeschichte, den Alexandriner-Gesängen und der antikisierenden deutschsprachigen Lyrik vorbei, bis er zum Wald der neuesten Literatur und Philosophie gelangt. Dort begegnet er einem Kater in Stiefeln und einem grünen Esel. Als Bimbam ungeduldig wird und Kronos den Karren aus der Hand nimmt, verschwindet das ganze Treiben. Es bleiben lichtvolle Gestalten, Lichtwesen, deren einfache Sprache Bimbam nicht versteht. Als die Lichtwesen in den Tempel reiner Menschheit und der Papierwagen von Kronos verschwinden, fühlt sich Prinz Bimbam dumm. Dieser Moment des Selbstgefühls bringt ihm die Namensänderung in „Luminos“ und die sichere Aussicht auf den ausgesetzten Preis ein. Bimbam-Luminos erscheint nun in männlicher Schönheit und mit männlichem Blick. Als er Zenobia den Kirschkern überreicht, leuchtet ringsum die Inschrift „Wahre Lebensweisheit“ und Zenobia erklärt ihm, sie sei Mittel für seine „Bildung“ gewesen und von nun an eine ganz normale „Weibesnatur“ (PB 101). Die beiden sind von da ab glücklich vereint. Eine Art Epilog gibt Auskunft über das weitere Schicksal der restlichen Hauptfiguren der Handlung. Im letzten Satz wird das Publikum lakonisch dazu aufgefordert, aus dem märchenhaften Erzählten selbst Schlussfolgerungen zu ziehen: „Und das Mährchen ist für den, der es faßt.“ (PB 105) Indem der Text sich mit seinem Schlusssatz ausdrücklich an die (wenigen) Verständigen wendet, nimmt er auf radikale Weise zurück, was er in seinem Untertitel ankündigt: dass nämlich das folgende Märchen für alle sei. Der paradoxe Rahmen, den beide Aussagen um den Text bilden, ist symptomatisch für das, was innerhalb dessen passiert: Der Text knüpft an unzählige bekannte literarische Muster an, die er sämtlich ironisch bricht und von denen er kein einziges einlöst. Ungers *Prinz Bimbam. Ein Mährchen für Alt und Jung* erscheint 1802 anonym im eigenen Verlagshaus. Nicht wieder aufgelegt und bis auf ein einziges (in der Staatsbibliothek zu Berlin Preußischer Kulturbesitz) nachgewiesenes erhaltenes Exemplar verschollen, ist der literarisch interessante und witzige Text glücklicherweise in der Edition *Bibliothek der deutschen Literatur* gesichert und allgemein zugänglich.[3]

‚Arbeit' und Märchen

Prinz Bimbam. Ein Mährchen für Alt und Jung gibt sich nicht nur im Untertitel selbst als Märchen aus, sondern benutzt auch Märchenmotivik und -strukturen, spielt auf einzelne bestimmte Märchen an und ironisiert das verwendete Märchenmaterial. Man kann ihn als satirisches Anti-Märchen bezeichnen. Inhaltlich und strukturell folgt *Prinz Bimbam* dem allgemeinsten Märchenschema, der Bewältigung von Schwierigkeiten. Märchentypisch will der Held sich mit einer ausgewählten Frau vermählen, die er auf einer Prüfungsfahrt erst erringen muss. Dementsprechend sind sämtliche Figuren und Requisiten auf den Helden bezogen, wobei die Handlung einem für Märchen typischen dreistufigen Schema von Ausfahrt, Prüfung, Ziel folgt.[4] Gleichzeitig ironisiert der Text im Formzitat[5] die geliehenen Muster aber oder verkehrt sie sogar in ihr Gegenteil. Die Prüfungsfahrt, auf die der männliche Protagonist gehen muss, wird als schwierig und gefährlich aufgebaut, stellt aber eher die Karikatur einer solchen dar. Bimbam reist in einer Kutsche mit seinen „Spitzenmanschetten" und „Sophas", und seine Mutter rüstet ihn mit zahlreichen Daunenkissen aus und schickt ihm seine Bonbonniere nach (PB 20, 26f). Die unterwegs von dem Hofmeister Invalido getroffene Entscheidung, den weiteren Weg mit Kronos zu Fuß zurückzulegen, verwirft Bimbam bald. Mit wunden Füßen legt er sich auf den Karren seines Begleiters und verschläft den ersten Teil seiner Prüfungsfahrt. Er wird bis zum Hof der Auserwählten geschoben, die *aventuire* setzt nicht ein. Am Ziel der ersten Etappe angekommen, zeigt sich auch der Hof der geliebten schöngeistigen Zenobia als Karikatur einer gebildeten Welt. Das Formzitat des Märchens ist jedoch keinesfalls die einzige intertextuelle Dimension in *Prinz Bimbam*; der Text liefert eine kaleidoskophafte Aneinanderreihung von literarischen Anspielungen. Indem der Märchenheld Prinz Bimbam anhand von Literatur zum männlichen ‚Helden' gebildet werden soll, zeigt sich auch hier die Funktion und die Bedeutung der Literatur bei der Bildung und Festigung der Vorstellung von Geschlechtscharakteren. Dementsprechend übernimmt Bimbam auch den ‚typisch männlichen' Part in seinem Märchen: Er muss ausziehen und die Prinzessin, seinen Preis, erlösen und gewinnen. Bimbams Geschichte beginnt zwar ähnlich wie die von Dornröschen (Bimbam wird – wie oben erwähnt – als Baby von einer mit seiner Mutter verfeindeten Fee mit einem Fluch belegt), Nimmt dann aber eine entscheidende Wendung: Während Dornröschen mit dem prophezeiten Scheintod zu absoluter Passivität verdammt ist, muss Bimbam gegen seinen Willen aktiv werden. Dabei spielt Arbeit eine besondere Rolle:

> „‚Erringen! mühsam! wiederholte Bimbamchen erbleichend. Heißt das nicht arbeiten und sich anstrengen? für was wäre ich denn ein Prinz? und wozu wären denn die gemeinen Leute da?' Freilich hatte das arme Kind bei dem bloßen fatalen Worte: Arbeit, schon immer Blut und Wasser geschwitzt." (PB 13 f.)

Bimbam würde lieber untätig und faul bleiben. Mit seiner rhetorischen Frage nach den ‚gemeinen Leuten' distanziert sich Bimbam von den unteren sozialen

Schichten. Zynisch signalisiert er, im Gegensatz zum niederen Volk habe er es nicht nötig zu arbeiten. Die Erzählstimme kommentiert Bimbams Figurenrede polemisch, indem sie dem Lesepublikum berichtet, Bimbam habe eine solche Angst vor dem Arbeiten, dass er schon Blut schwitze, wenn er das Wort „Arbeit" nur höre. Die Verspottung der Märchenmotivik trifft hier den Fatalismus gegenüber ständisch-feudalistischen Strukturen – üblicherweise wird im Märchen untertänige Arbeitsamkeit hoch geschätzt, während gleichzeitig feudalherrisches Königtum als eigentliches Ziel und der Nichtstuer als Begnadeter erscheinen.[6] Ungers „Bimbamchen" dagegen ist offensichtlich ein Schmarotzer an seinen Untertanen. Während übliche Märchen davon erzählen, wie eine gestörte Ordnung unter ständisch-feudalistischen Bedingungen wiederhergestellt wird, ist diese Ordnung in *Prinz Bimbam* selbst Ziel des Spotts. Hier lebt die märchenhafte *high society* offenkundig auf Kosten der Masse des Volkes. Mit satirischen Bemerkungen über die Ständegesellschaft und den Adelsstand zeigt Ungers Anti-Märchen sozialkritische Tendenzen:

> „‚Mein Gouverneur hat mir gesagt, es gäbe da draussen, wo die Menschen wohnen, Mädchen, die Prinzessinnen heißen; sie thun, so wie ich, den ganzen lieben langen Tag hindurch nichts, als tändeln und tanzen.'" (PB 7)

Oder an anderer Stelle:

> „‚Prinz,'" sagte Invalido, ‚hätten sie das Glück berühmte Ahnen zu haben, so wärs um den großen Namen nur Kinderspiel. Wie mein Ahnherr mir seine Dukaten hinterließ, ließ er mir seinen berühmten Namen. (...) Mit *Ihnen* ist das freilich anders. Sie müssen sich selbst einen schaffen, denn die Menschen fangen an, sehr alberne Forderungen zu machen.'" (PB 28 f., Hervorhebung im Original)

Bimbams Aufgabe ist es demnach auch, sich einen Namen zu machen. Innerhalb der fiktionalen Welt kann dieses Ziel sich einfach darauf beziehen, dass Bimbam nicht erwarten kann, mit seinem lächerlichen Namen ernst genommen zu werden und sich deshalb einen (anderen) zulegen soll: Das nichts sagende lautmalerische „Bimbam", das auf den Klang von Glocken anspielt, steht in der deutschen Umgangssprache seit 1800 auch für „Hoden" oder „Penis".[7] Der Text weist an dieser Stelle über sich hinaus auf die außerliterarische Welt, in der – die Französische Revolution liegt bereits 13 Jahre zurück – die bürgerlichen Forderungen die Erbpfründe des Feudalsystems auch in Deutschland in Frage stellen. Invalido verfolgt diese Entwicklung mit Argwohn und Abwertung; seine Stellung beruht auf der Erbfolge: „Übrigens hatte er [Invalido, B. G.] alle erforderlichen Qualitäten; seine Ahnenreihe verlohr sich in die Arche Noah (...)." (PB 23) Ungers *Prinz Bimbam* ironisiert nicht nur allgemein die Märchenform, sondern vor allem speziell das französische Feenmärchen sarkastisch. Das französische *conte de fées* bietet sich für die Ironisierung der üblicherweise ständisch geordneten Märchenwelt und ihre Konfrontation mit bürgerlichen Werten besonders an, weil es die Ständeordnung betont: In den französischen Kunstmärchen des 17. und 18. Jahrhunderts achten die Feen die Etikette und in den frühen Feenmärchen unterliegt das Personal sogar der Ständeklausel.[8] Höfische Etikette sowie höfischer Verkehrsstil sind – wie die

Erzählstimme bissig berichtet – die Bestandteile der Feenwelt, aus der Prinz Bimbam kommt: „Es war nun alles zur Abreise bereit, bis auf einen Gouverneur, dem die Etiquette gestattete mit an Höfen zu erscheinen, die sich, wie man weiß, nicht gern mit Bürgerlichen enkanailliren.“ (PB 22) Im Moment des „Selbstgefühls“ wird Bimbam bekanntlich in Luminos umbenannt. Dabei geht der Namenwechsel mit einem Wechsel des Lebensstils einher: Nach der spöttisch beschriebenen Prüfung lebt Bimbam-Luminos mit seiner Ehefrau bürgerlich. Er propagiert nun ein auf Ergänzung angelegtes Geschlechterbild und gelobt, sich nur noch in der sauber abgesteckten Reproduktions- und Rekreationszeit Müßiggang zu gönnen:

> „Und ich, theure Hälfte meiner Seele, werde die Welt nicht mehr wie eine leidige Zuckerschachtel betrachten. Nur in Stunden der Erholung werd’ ich daraus naschen, und nur, wenn Ariel sie mir präsentiert.“ (PB 102)

Bimbam-Luminos überwindet auf der Prüfungsfahrt also die adlige Lebensweise der Feenwelt seiner Herkunft.

Neben den zahllosen ironischen literarischen Anspielungen macht sich Ungers Prinz Bimbam ein karikatives Stilmittel zunutze, bei dem sämtliche Figurennamen Sinnträger des Geschehens darstellen. So ist Bimbams Reisebekanntschaft und späterer Lehrmeister Kronos nach dem mythologischen Gott benannt, der als Sohn von Himmel und Erde auch ein Bild der Zeit, der immerfort währenden Dauer der Ewigkeit darstellt.[9] Der für Bimbams Geschichte überaus bedeutende Kärrner schiebt auf seinem Wagen die Literaturgeschichte an. Er führt den Titelhelden auch durch die Chronologie der literaturgeschichtlichen Epochen und liefert so das objektive Zeitkriterium innerhalb des wirre Ereignisse beschreibenden Textes. Dabei verortet Kronos sich selbst durch seinen Karren, auf dem er „jetzt seine volle Last mit den Journalen“ (PB 31) hat, in der Gegenwart des Erscheinens des Textes. Dort ist das Buch zur Ware geworden, über die in Rezensionsorganen verhandelt wird. Dass die Kronosfigur zu Bimbams Lehrmeister und Wegbegleiter wird, ergibt sich vor dem mythologischen Hintergrund aus den Prophezeiungen seiner Patenfeen: „*Er gehe mit der Zeit, und schreite ihr vor, wenn er kann. Der Preis ist sein.*“ (PB 17, Hervorhebung im Original) An anderer Stelle erklärt Bimbam selbst die Bedeutung des Namens Kronos:

> „Der alte Kronos. Ich bin eine liebe lange Zeit mit ihm zusammengereiset, und half ihm oft seinen Karren schieben. Im Dienste meiner Schönen vergaß ich ihn; wer denkt da an die forteilende Zeit?“ (PB 30)

Die mythologische Bedeutung des Figurennamens Kronos erhellt auch, warum Bimbam das märchenhafte bunte Treiben in dem Moment zum Verschwinden bringt, da er selbst, ungeduldig geworden, den Geschichtskarren in die Hand nimmt und kräftig anstößt: Der Titelheld greift hier erstmalig selbst arbeitend in das Geschehen – in die Geschichte – ein, so dass die vorherige ‚Prüfungsfahrt‘ als Zeitreise erkennbar wird. Die von Bimbam gehasste Arbeit ist offensichtlich elementar wichtig, um das angestrebte Ziel – zu sich selbst zu kommen – zu erreichen. Jan Knopf zufolge ist das arbeitende Eingreifen in die Wirklichkeit, „der Prozeß

der Aneignung und Bildung von Wirklichkeit, (...) zugleich der Prozeß der Bildung des Subjekts“:

> „Indem sich das Selbst in die Wirklichkeit hineinbildet, eignet es sie sich an: Die Wirklichkeit bleibt dadurch nicht unverändert, sondern erhält die Bildung durch das Subjekt, das sie bearbeitet hat. Umgekehrt aber wirkt auch die Wirklichkeit auf das Subjekt ein, indem dessen entäußertes Tun als vermittelte Wirklichkeit auf das Subjekt zurückwirkt, seinen ursprünglichen Zustand aufhebt und aus ihm mehr werden läßt, als es vorher war.“[10]

Bimbam muss erst in seine Umwelt eingreifen, um sich über die veränderte Wirklichkeit Subjektivität zu erarbeiten. Sein tatkräftiges Zupacken vertreibt nicht nur die märchenhafte Szene, sondern führt über eine neue, für Bimbam gänzlich unverständliche Art der Kommunikation zum ‚Selbstgefühl‘. Damit ist der Held direkt vor seinem Ziel, denn das Sich-selbst-Finden stellt die eigentliche Hürde dar, die Bimbam überwinden muss:

> „Als ein geheimer Artikel wurde dem Prinzen noch ins Ohr geraunt, dass ihm im Moment des Selbstgefühls der Preis wie überreife Frucht mit einem Tipp von selbst in die Hand fallen würde.“ (PB 57 f)

Freilich verweigert der Text bei der Thematisierung der Selbstfindung des Subjekts jedes Pathos. Die ‚Bildung zu sich selbst‘ ist vielmehr weise-ironisch gebrochen, indem sie ausgerechnet in der Erkenntnis der eigenen Dummheit vollendet erscheint.

Die einen objektiven Zeitfaktor verkörpernde Kronosfigur ist die einzige im Text, die dem karikierenden Spott der Erzählstimme weitgehend entgeht und positiv dargestellt wird. Das wird besonders im Vergleich mit ihrem Gegenspieler, Bimbams ursprünglichem Lehrmeister Invalido, deutlich. Beide haben das Ziel, aus Bimbam ‚etwas zu machen‘. Dabei stellt Kronos den vorwärts treibenden, fortschrittlichen Teil und Invalido einen Vertreter der alten, morbiden Welt dar, schließlich verfügt er über eine Ahnenreihe, die sich „in die Arche Noah“ verliert (PB 23). Auf die Morbidität von Bimbams Herkunftswelt weist auch die Verteilung der bereits angesprochenen sinntragenden Figurennamen hin: Während sich die Figuren aus Bimbams Feen-Herkunftswelt durch lächerlich sprechende Namen auszeichnen, bleiben die Namen antiker Figuren oder Personen den Figuren aus Bimbam-Luminos’ Zielumgebung vorbehalten. Das zeigt sich auch an der Umbenennung des Titelhelden selbst. Eigentlicher Grund, wieso ausgerechnet Invalido mit Bimbam auf die Reise geschickt wird, ist, dass eine Mitfee von Quatscheline ihn als Liebhaber loswerden möchte. Als Galan bietet Invalido auf der Reise vor allem als Schürzenjäger ein Vorbild (PB 51 f.). Dagegen greift Kronos bei Bimbams übermäßigen Ausschweifungen ein und gemahnt an den Sinn der Fahrt: „Wie lange rastest du auf den Rosenbetten der Üppigkeit? heißt das mit mir fortschreiten?“ (PB 50) Invalido und Kronos verhalten sich als Bimbams Lehrer grundverschieden:

> „Invalido hatte wie die meisten seiner Kollegen, die Absicht aus Bimbam einen zweiten Invalido hervorgehen zu lassen, mit allen Makeln und Flecken, die ihm selbst anklebten (...). Denn was konnte vortrefflicher seyn, als er selbst!“ (PB 36)

Invalidos Ziel ist weniger Bimbams Selbstentfaltung als dessen Formung nach den eigenen Vorstellungen. Kronos hat dagegen ganz klar den Auftrag, als Lehrer auf die Neigungen des Schülers einzugehen:

> „Kronos galt viel bei Zenobien. Als geheime Instruktion hatte sie ihm mitgegeben, den Prinzen nie zu übereilen, ihn ganz seiner eignen Wahl zu überlassen, und da zu weilen, oder ihn ganz bleiben zu lassen, wo es ihm selbst belieben würde.“ (PB 59)

Der Kontrast zwischen den beiden Lehrmeisterfiguren wird am Ende bestätigt, da Invalido – mit vom Philosophiestudium verbrannten Hirn – „sein Inviduum in einen Sumpf“ setzt, weil Sumpf „sein Element“ sei (PB 88). Für Kronos hingegen behält das vereinte Paar „im Genusse seines wohlverdienten Umganges“ lebenslange „Achtung und Liebe“ (PB 104 f.).

Das Anti-Märchen *Prinz Bimbam* als genderkritische Bildungsromansatire

Das Anti-Märchen *Prinz Bimbam* signalisiert bereits durch den Namentitel die geschlechtliche Konnotation des folgenden erzählten Geschehens.[11] Prinz Bimbam wächst als verwöhnter Hätschelknabe ausgerechnet unter Feen (dabei handelt es sich schon in den frühen mythologischen und naturreligiösen Traditionen um weibliche Wesen) und somit in einer weiblich codierten Märchenwelt auf. Die geschlechtliche Zweiteilung und die Zuordnung zu einem der beiden Geschlechter erscheint als eine grundsätzliche Anlage der erzählten Welt, eine Art Matrix, innerhalb derer *Prinz Bimbam* dem Formschema des Zauber- oder Wundermärchens folgt. Im Zaubermärchen muss sich der Held von zu Hause entfernen und Bindungen an Vertraute und Vertrautes aufgeben, um sich auf der Reise einer Aufgabe zu stellen, für deren Lösung ein Preis ausgesetzt ist. Üblicherweise ist dabei das Verlassen der heimischen, gewohnten Umwelt die Voraussetzung dafür, allein unterwegs Abenteuer erleben zu können, bei denen die Gesetze von Schwerkraft, Ursache und Wirkung ebenso selbstverständlich aufgehoben sind wie die Grenzen zwischen Natürlichem und Übernatürlichem. Prinz Bimbams Geschichte verdreht das Märchenschema auch diesbezüglich, um so die Bedeutung der Kategorie Geschlecht für die angestrebten bürgerlichen Lebensformen sarkastisch-witzig zu desavouieren: Prinz Bimbam kommt – umhätschelt und umsorgt – im Feenland zur Welt und will um eine menschliche Prinzessin werben. Auf Freiersfüßen muss er die schützende vertraute Feenwelt verlassen und ohne die Zauberkräfte seiner übernatürlichen Mütter zurechtkommen. Seine Aufgabe ist es gerade, von der

Mutter getrennt, in der tatkräftigen Auseinandersetzung die eigenen Grenzen und Möglichkeiten zu erkennen:

> „Noch einmal befragte Quatscheline das Orakel, um des Lieblings Schicksal. ‚Darf ich ihn mit Feerei schützen?' ‚Nein, nein, nein,' rief's bestimmt, ‚der Götterfunke schlummert in ihm. Er wecke ihn; aus seinem Geiste gehe der Zauber hervor. Im ersten Moment des Selbstgefühls ist er gelöst.'" (PB 21)

Prinz Bimbam soll auf seiner Prüfungsreise auf sich selbst zurückgeworfen werden, um sich selbst zu erkennen. Der Prüfling soll ausdrücklich etwas lernen: „Sie treten hier in Ihre Bildungsschule ein (...)." (PB 38) Deutet die „Schule" darauf hin, dass Bimbams Veränderung von außen bewirkt sein wird, ist sein Inneres ebenso daran beteiligt: „Der Bildungstrieb war in (...) ihm erwacht (...)." (PB 49) Und: „(...) sie [die Fee Madame de Klingklang, B. G.] halte den Prinzen für eine ganz artige kleine Erscheinung, bei welcher der Bildungstrieb erwacht zu seyn schiene." (PB 53) Prinz Bimbams Prüfungsreise verfolgt ausdrücklich das Ziel der ‚Bildung' des Prüflings. Als Geschichte eines jungen Mannes, der zur Selbstfindung auf Reisen geht, bildet das *Anti-Märchen* Prinz Bimbam ein Formzitat des Bildungsmärchens.[12] Dabei stellt sich der Text durch den expliziten Gebrauch des Begriffes ‚Bildung' selbst in den Kontext der zeitgenössischen Bildungsphilosophie. Auffällig ist auch, dass Zenobia in ihrem durch Kronos ausgeführten Bildungskonzept dem Schüler die Freiheit zu eigenen Neigungen und Irrtümern einräumt und insofern dem klassischen Bildungsideal entspricht. Außerdem hat Zenobia bei Bimbams ‚Bildungsschullaufbahn'– ähnlich wie die Turmgesellschaft in Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahre* – von Anfang an ihre Finger im Spiel, so dass das Anti-Märchen *Prinz Bimbam* eine Systemreferenz zum klassischen Bildungsroman herstellt. Dieser macht die Fragwürdigkeit individueller Selbstentfaltung im Spannungsfeld gesellschaftlicher Anforderungen und Pflichten zum zentralen Thema, wobei Wilhelm Meister – Held des klassischen Bildungsromans *per se* – seine individuellen Anlagen, die nach Entfaltung streben, (wie Prinz Bimbams Orakel) mit dem Bild des Funkens umschreibt. Die Harmonisierung von Individuation und Sozialisation und die selbst-bewusste Integration des Individuums in die Gemeinschaft ist hier Ziel und Inbegriff von ‚Bildung'.

Ungers Prinz Bimbam spielt auf das klassische Bildungsideal aus einer verblüffend aktuell gendersensiblen Perspektive sarkastisch an. In Prinz Bimbams ‚Bildungsschule' zum Mann, die vornehmlich darin besteht, sich selbst hoch und andere gering schätzen zu lernen (PB 38), hat die Frau eine klar umrissene Funktion: „Sie treten hier in Ihre Bildungsschule ein: nie gerieth ein Mann, den nicht ein geliebtes Weib bildete." (PB 38) Für die männliche Bildung ist also die Liebe zu einer Frau notwendig, wobei diese geliebte Frau dann die Bildung des Mannes bewirkt. Bei Prinz Bimbam äußert sich dies ganz konkret: Sein Bildungsstreben besteht vor allem im sexuellen Interesse am weiblichen Geschlecht:

> „Der Bildungstrieb war in dem Grade in ihm erwacht, dass er sich unablässig Gasse auf und Gasse ab umhertrieb, das edle Werk zu fördern. Einst war er einer der tausend einzeln und Gruppenweise [sic.] in Residenzen umherschwirrenden transparenten weiblichen Gestalten nachgeeilt (...)." (PB 49 f.)

Höhnisch beschreibt die Erzählstimme, wie Prinz Bimbams Bildungsweg mit dem Sammeln erotischer Erfahrung beginnt. Bimbam macht also tatkräftig – *nomen est omen* – der umgangssprachlichen Bedeutung seines Namens alle Ehre. Nach bestandener Prüfung erhält er bekanntlich den Namen „Luminos" (PB 94). Das Wort „Luminos" ist eine Wortschöpfung, die sich ans Griechische anlehnt. In seinem antikisierenden Kontext kann das Wort als fiktionaler Gräzismus, als Zusammensetzung aus dem lateinischen „lumen" und der typisch männlichen griechischen Endung „os" gelesen werden. Ins Deutsche übersetzt, bedeutet „lumen" nicht nur Licht, sondern scherzhaft auch „kluger Mensch, Könner, hervorragender Kopf", so dass Luminos „der Erleuchtete" oder „der Leuchtende" übersetzt werden kann.[13] Die Prüfungsfahrt, die den körperlich fixierten Prinz Bimbam zum Licht der Vernunft führt, ist so auch als ironisch gebrochene Lösung des Konflikts zwischen Eros und Geist lesbar. Dieser ist in den kanonisierten Bildungsromanen – wie etwa in Wielands *Geschichte des Agathon*, dessen Titelheld auf einer langen Reise seine leidenschaftlich-sinnliche Liebe zu Danae in eine „tugendhafte", asexuelle Beziehung umwandeln lernen muss – immer auch Thema.[14] Prinz Bimbams ironisch alludierende Bildungsgeschichte beschreibt sarkastisch die Wandlung vom triebgesteuerten ‚Prinz Genital' zum erleuchteten, leuchtenden ‚König Genial'.[15]

Insofern Prinz Bimbams Bildungsreise ausdrücklich durch die Literatur- und Kulturgeschichte geht, wobei eine schöne Jungfrau „die deutsch Poesie" verkörpert (PB 75-79) und insofern Bimbam seine Bildung auch sonst durch Frauenbeziehungen erlangt und das von ihm erreichte Bildungsziel mit Licht konnotiert wird, referiert der Plot auch auf Schlegels *Lucinde*.[16] Dessen zentrales Kapitel *Lehrjahre der Männlichkeit* werden als Anspielung auf Goethes Bildungsroman gelesen, die Frauenfiguren stehen für Stufen der Kunstgeschichte.[17] Neuere, feministisch orientierte Arbeiten aus dem Kontext der Frauenbildforschung haben auf die Bedeutung der Geschlechterdifferenz für diesen Sachverhalt hingewiesen: Die Frauenfiguren sind auf den Bildungsprozess der männlichen Bildungsromanhelden hin konstruiert und für die Selbstfindung des Helden funktionalisiert. Dabei zeigt der männliche Entwicklungsprozess im Bildungsroman die Vereinnahmung und Auslöschung der Frauen durch die patriarchale Ordnung.[18] Bei der Lektüre von Prinz Bimbams Geschichte bedarf es eines solchermaßen geschlechtersensiblen Blickes allerdings nicht, um zu erkennen, dass die entscheidende Frauenfigur für den Helden funktionalisiert ist. Zenobia gibt über ihren Stellenwert innerhalb der erzählten Geschichte klar Auskunft:

> „Luminos erschien ihr in männlicher Schöne; sprechend war seine Miene und denkend sein Auge. Mit edlem Anstande überreichte er ihr den Kirschkern, der beider Schicksal lösen sollte. Kaum hatte ihre warme Hand ihn berührt, so zersprang er mit Kraft, und auf allen Seiten des Saales war mit Feuerschrift zu lesen: *Wahre Lebensweisheit*. Und in der ganzen großen Residenz war der Wiederschein: *wahre Lebensweisheit*. ‚Mein theurer Prinz,' sagte jetzt Zenobia mit herzgewinnender Freundlichkeit: ‚Diese, nicht ich, war des Strebens werth; denn auch ich sollte Werkzeug Ihrer Bildung seyn. Der Zauber

> ist dahin; ich bin in meine eigenthümliche Weibesnatur zurückgetreten, und werde nie wieder, weder ein ästhetisches Weib werden, noch zur Thiergestalt der Mäusefänger herabsinken.'" (PB 100 f., Hervorhebungen im Original.)

Auch wenn Bimbam nominell vom Prinz zum König avanciert, strebt das Paar deutlich erkennbar bürgerliche Ideale an. Zenobia hat vor allem die Aufgabe, ihren Mann zu ‚verbessern' und degeneriert dementsprechend nach Erfüllung ihrer männlichkeitskultivierenden Aufgabe zur ‚natürlichen Weiblichkeit' – ein gleichermaßen patriarchales Konstrukt. Sie überlässt dem Mann das Feld der Kultur, das er sich mit ihrer Hilfe erobert hat. Indem sie feierlich gelobt, „nie wieder, weder ein ästhetisches Weib [zu] werden, noch zur Thiergestalt der Mäusefänger herab[zu]sinken", schwört sie sowohl geistiger Arbeit als auch der Aktivität zur selbsttätigen Nahrungs- bzw. Unterhaltsbeschaffung ab. Dabei ist es weniger Zenobias – freilich fiktive – Person, die dem Mann hilft. Es ist vielmehr das Bild, das er sich von seiner Auserwählten macht. Genau betrachtet ist die Zenobia-Figur nämlich ein (Traum-)Bild, das Prinz Bimbam selbst zu Beginn der ganzen Geschichte in einer Traumphantasie produziert (PB 6). Die geliebte ideale Frau entpuppt sich als Imago des männlichen Helden, da er sie ausgerechnet durch den Blick in einen Spiegel identifiziert:

> „Bald kam sie [Quatscheline, B. G.] mit einem krystallenen Spiegel zurück, worin sich alle Prinzessinnen der Welt in verschlungenen Reihen darstellten. Bimbam war ganz Auge (...) und Bimbam rief exaltiert: „Ha! da, da, das ist sie!" Rasch streckte er die weichen Händchen darnach aus, in den goldenen Locken zu schwelgen; aber o weh! es war nur Luftgebilde." (PB 8 f.)

Die angebetete Frau ist ein männliches Frauen-Bild, eine männliche Projektion: unberührbar und aus Luft. Zwar gehört ein Spiegel, der Verborgenes verrät, zu den typischen Requisiten des Märchens.[19] Für Quatscheline, die ihren Sohn bei der Suche nach der Traumfrau unterstützen möchte, ist der Verlauf der Begegnung mit der Frau im Spiegel aber symptomatisch für die Weiblichkeit. Sie legt ihm ein bestimmtes Frauenbild nahe:

> „Die Fee tröstete ihren Liebling und sagte: dass die sterblichen Mädchen nicht viel anders wären; Wind und Feuer, wovon Venus Urania nichts wisse, sei ihre Natur; und in gewissem Sinne *existirten* sie eben auch nicht." (PB 9 f., Hervorhebung im Original.)

„Venus Urania" gilt den Zeitgenossen als „reine und auf nichts körperliches abzielende Liebe".[20] Die Fee vergleicht Mädchen ausgerechnet mit zwei Elementen, die ungreifbar, flüchtig und in keine Form zu bringen, dennoch aber evidentermaßen vorhanden sind. In den Augen der Fee sind Mädchen deshalb gewissermaßen inexistent. Dass Mädchen in gewissem Sinne nicht existieren und dass „Weiblichkeit eigentlich die Geste eines Oszillierens schlechthin verkörpert", ist ein Theorem der aktuellen identitätskritischen Geschlechterforschung. In dieser Lesart kultureller Bilder der Geschlechterinszenierung wird ‚die Frau' als Metapher und Projektionsfläche betrachtet:

> „Somit ist die zentrale Funktion von Weiblichkeit die des Bildes. Genauer, der weibliche Körper dient dem blickenden männlichen Subjekt als sein privilegiertes Objekt. Die Frau steht für das Andere, in dessen Spiegel Männlichkeit sich definieren kann. (...) Als der Ort, auf den Mangel projiziert wird und durch den er gleichzeitig verneint werden kann, ist die Frau ein Symptom des Mannes, sein ihn konstituierendes Objekt der Phantasie.“[21]

Demnach ist Weiblichkeit eine Projektion ursprünglich männlicher – oder besser geschlechtsunspezifischer – Anteile, von der sich die als ‚männlich‘ definierte Person dann abgrenzt, um ihre ‚Männlichkeit‘ und sich selbst als ‚Mann‘ zu konstituieren. Ungers Prinz Bimbam wehrt bei seiner Entwicklung zum erwachsenen Mann Luminos deutlich seine als weiblich bezeichneten Eigenschaften ab: „‚Hier müßt Ihr baden, und das weibische Wesen abthun, das Euch nie zur Kraft gelangen läßt.‘“ (PB 67) Prinz Bimbam gelangt also zu „männlicher Schöne“ (PB 101), indem er sich in einem Bad vom ‚Weiblichen‘ seines Wesens löst. Sein späterer Name „Luminos“ kann deshalb auch als Anspielung auf das griechische „lumenos“ (λουμενος) gelesen werden. Wörtlich übersetzt bedeutet es „der sich Waschende“ oder „der gewaschen Werdende“.[22] Vor dem Hintergrund, dass das Bad oder Waschen in der Antike häufig als Metapher für eine Läuterung verwendet wird, erscheint der in „König Luminos“ umbenannte Prinz Bimbam am Ende seiner Prüfung quasi zum Mann geläutert. Dabei verwendet das Anti-Märchen auch das antike Motiv ironisch. Die gewonnene Männlichkeit erscheint äußerst fragwürdig. Das vom Weiblichen rein waschende läuternde Bad findet ausgerechnet in der Nachbarschaft blutiger Kriegsschauplätze statt, und der neue, unweibliche, männliche Bimbam zeichnet sich vor allem durch übermäßigen Alkoholkonsum und schlechtes Benehmen aus. (PB 63-68)

Das Ziel von Prinz Bimbams Bildung erscheint nicht weniger fragwürdig, wenn man die Auflösung des Rätsels um den Kirschkern etwas näher betrachtet. Der Kern zerspringt, sobald Zenobia ihn berührt, so dass „auf allen Seiten des Saales (...) mit Feuerschrift zu lesen [ist]: *Wahre Lebensweisheit*“ (PB 100, Hervorhebung im Original). Das Erscheinen einer Feuerschrift an der Wand vor König Luminos, der seinen Königstitel auch durch Überheblichkeit und Anmaßung erworben hat, kann als Anspielung auf den alttestamentarischen König Belsazer aus dem fünften Kapitel des Buches Daniel gelesen werden. Dieser feiert ein ausschweifendes Fest und lästert dabei Gott, woraufhin eine geisterhafte Hand einen unheilverheißenden Schriftzug, „Mene, Mene, Tekel, A-pharsin“, an die Wand des Festsaals zeichnet. In derselben Nacht wird König Belsazer ermordet. Gleichzeitig stellt die biblische Anspielung am Ende des Bildungsweges einen erneuten Bezug zu *Wilhelm Meisters Lehrjahre* her, wo Friedrich am Ende Wilhelm mit dem biblischen Saul vergleicht und so indirekt auf die fragwürdige Zukunftsträchtigkeit des Erreichten hinweist.

Bildung – Arbeit – Geschlecht

Prinz Bimbams Weg ins Erwachsenenalter verläuft über die Trennung von der Mutter. Der Titelheld wird also nicht nur dadurch erwachsen, dass er das Weibliche in seiner eigenen – freilich fiktionalen – Persönlichkeitsstruktur tilgt, sondern auch dadurch, dass er sich von der eindeutig weiblich codierten Bezugsperson abgrenzt. In Prinz Bimbams Geschichte sind die enge Bindung an die Mutter und die abrupte Trennung von dieser am Ende besonders auffällig. Auch hierbei spielt die geschlechtsspezifische Zuweisung von öffentlicher Erwerbsarbeit und privatisierter Reproduktionsarbeit eine grundlegende Rolle. An mehreren Stellen signalisiert der Text eine starke Bindung zwischen Mutter oder Mutterfiguren und Sohn. Letzterer erscheint als ein von weiblichen Bezugspersonen verzogenes und verwöhntes Bürschchen:

> „Dem armen Verzärtelten wurden die Füße bald wund (...). Das arme Prinzchen war ein gutes Kind, von Weibern gebildet. Ein fester Blick, ein arroganter Ton, übermeisterten ihn leicht, so impertinent er übrigens gegen Frau Pathen und ihre Damen gewesen seyn mochte.“ (PB 35 f.)

> „(...) denn nie sah er Frauen ausser Mama und ihre Damen, die er alle nach Prinzen Art zum Besten hatte, ohne dafür weniger gehätschelt zu werden.“ (PB 37 f.)

> „Bimbam dachte: wenn diese Zenobia es mir so sauer macht, so gehe ich wieder zur Mama; sie und ihre Damen machten mirs leichter. Und – im Vertrauen – so jung er war, hatte er sich schon als kleiner Erztaugenichts bei den Weibern bewiesen. Alles nach Prinzen Art.“ (PB 39)

Der verhätschelte Sohn tanzt seinen Müttern offensichtlich auf der Nase herum, was diese jedoch keineswegs daran hindert, ihn weiterhin zu hofieren. Aus der Sicht der modernen Entwicklungspsychologie befindet sich „Bimbamchen“ damit in der typischen Situation des Sohnes in einer auch arbeitsteilig geschlechtsspezifisch zweigeteilten sekundärpatriarchalischen Gesellschaft, wo Kindererziehung allein Aufgabe der Frauen ist.[23] Von der männlich dominierten Erwerbswelt abgeschirmt wachsen die Kinder bei weiblichen erwachsenen Bezugspersonen auf, so dass „Arbeit (...) zum wesentlichen Bestimmungsmoment dessen, was die Geschlechtsrollen ausmacht“, wird.[24] So bilden „individuelle Erfahrungen eines verwöhnten Prinzen, kollektive Bilder der sorgenden mütterlichen Allmacht“ den Hintergrund der Entwicklung von Mutter-Söhnen.[25] Für Prinz Bimbam führt die weiblich-mütterliche Dominanz unter den Bezugspersonen seiner Kindheit auch dazu, dass er gewissermaßen mit den Augen seiner Mutter sehen lernt: Vor seiner Abreise erhält er als mütterliche Weggabe eine Brille, die seinen Blick verstellt. Realitäten offenkundig verzerrend, lässt der Blick durch Mutters Brille die Umwelt „golden“ und „rosenfarb“ erscheinen. (PB 18-20) Dass moderne Mutter-Söhne die Welt durch die Augen ihrer Mütter erfahren lernen, konstatiert auch eine tiefenpsychologisch aus-

gerichtete Märchendeutung: „Es ist die Brille der Mutter, der Erzieherin (...), durch die das erwachende Männliche die Welt lernen und begreifen sieht.“[26] Sieht er als Mutter-Söhnchen durch die Augen der Mutter, läuft Bimbams Entwicklung zum Mann konsequenterweise über die Befreiung seines Blickes aus der mütterlichen Perspektive. So wird ihm die verzerrende Brille auf der Reise zunehmend lästig:

> „Invalido schüttelte das Haupt so schwer, als wäre wirklich etwas darin gewesen, und war mehr als nöthig besorgt, wie ers seinem Eleven vorbringen sollte, da dieser grade an Ekel und Überdruß so sehr laborirte, dass er nicht einmal die Brille mehr brauchen mochte (...).“ (PB 55)

Nach vollendeter Prüfung legt Bimbam die Brille ab:

> „Bimbam Luminos dachte jetzt nicht mehr wie sonst: wenn die Mama mich doch sähe! Auch die Brille hatte er von sich gethan, und sah mit seinen eigenen gesunden Augen.“ (PB 95)

Mit dem tatkräftigen Eingreifen in die Welt erhält Prinz Bimbam einen neuen Blick auf die Welt, der sich von der – von der ‚rauen Wirklichkeit‘ abgeschirmten – Perspektive der Mutter gänzlich unterscheidet. Am Ziel seiner Bildung definiert sich der Sohn also nicht länger über den Blick der Mutter und sieht die Welt mit „eigenen gesunden Augen“.

In einer märchenhaften Sphäre angelegt, erzählt das literatursatirische Anti-Märchen *Prinz Bimbam* von der Bildung zur ‚Männlichkeit‘ unter geschlechtsspezifisch arbeitsteiligen sekundärpatriarchalischen Bedingungen. Nicht zufällig wird Bimbam auf seiner Bildungs- und Prüfungsfahrt durch die außerfamiliale Welt von einem männlichen Hofmeister begleitet, nachdem er weitgehend vaterlos aufgewachsen und von Frauen großgezogen worden ist. In einer sekundärpatriarchalen Gesellschaft ist die Vormachtstellung des männlichen Familienoberhaupts nicht wie in der vorbürgerlichen familialen Wirtschaftseinheit physisch präsent. Männliche Suprematie ist hier ideologisch-sprachlich begründet; gleichzeitig ist männliche Identität die Grundlage legalistischer bürgerlicher Kulturtechniken. Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, wobei nur die Arbeit der Männer als Arbeit definiert und entlohnt, die privatisierte Arbeit der Frauen dagegen zum ‚Liebesdienst‘ erklärt wird, bildet eine Grundlage bürgerlicher Lebensformen. In einer solchermaßen auf männliches Selbstverständnis ausgerichteten, phallusverliebten Kultur scheint die primäre Aufgabe von Frauen – in die entstehende Privatsphäre verdrängt – Söhne zu gebären. Ist so jeder Sohn qua Geschlecht zum Kronprinz – zum ‚Prinz Phallus‘ – erklärt, bedeutet die Ablösung des Jungen von der Mutter einen für beide Seiten spannungsgeladenen Prozess. Die Mutter, die sich über ihren Mutter-Sohn die einzig gesellschaftlich anerkannte Beschäftigung und damit ihre Daseinsberechtigung geboren hat, kann dessen Abnabelung schlecht wollen. So reagiert Prinz Bimbams Mutter auf die Ablösung des Sohnes mit Liebesentzug und einem absurden ‚Verwandlungsakt‘:

> „Quatscheline hatte sich aus Gram um Bimbam, den sie als Luminos nicht mehr lieben konnte, in ein fettes Damen-Schooßhündchen verwandelt, und verlebte ihre Tage im Schooße einer alten reichen Jungfer.“ (PB 104)

Diese Verwandlung verweist auf bissig-ironische Weise auf einen typischen Bruch in der weiblichen Biographie.[27] Über die Beziehungen in der Familie definiert, verlieren Frauen mit dem Selbstständigwerden der Kinder nicht nur ihre Aufgabe, sondern die Grundlage ihres Selbstverständnisses und ihrer ‚weiblichen Identität‘. Die alte Jungfer, der sich Bimbams Mutter als „Damenschooßhündchen“ zugesellt, kann aus zeitgenössisch-patriarchaler Sicht gar als Ingriff der Überflüssigkeit gelten, hat sie doch ihre soziale Geschlechtsrolle als Ehefrau und Mutter nicht erfüllt und nichts besseres zu tun, als mit einem fetten Hund im Lehnstuhl zu sitzen. Die alte Jungfer und die verwandelte Quatscheline verweisen beide auf die Funktionalisierung weiblicher Arbeit für den Mann: Ohne Mann – als Ehemann oder Sohn – scheint die Frau überflüssig. Quatschelines Weg in den Schoß einer Jungfrau nach dem Flüggewerden ihres Sohnes kann gleichzeitig als radikale Abwendung vom Mann überhaupt gedeutet werden.

Als literarische Gesellschaftssatire des Sekundärpatriarchats um 1800 bedient sich Ungers *Prinz Bimbam* der Märchenform, um die Bedeutung der Kategorie Geschlecht für die bürgerliche Moderne offen zu legen. Unterscheiden sich bürgerliche Lebens- und Identifizierungsweisen von adligen vor allem durch das Arbeitsethos und die neuen Konzepte von Familie, Ehe und Liebe – also durch eine bestimmte Vorstellung vom Geschlechterverhältnis –, eignet sich die Märchenform besonders gut, um bürgerliche und adlige Formen geschlechterkritisch ironisch zu konfrontieren. Geschlechtsspezifische Differenzierungen sind für die Märchenpoetik seit dem 18. Jahrhundert ganz allgemein „konstitutiv“.[28] Speziell Feenmärchen sind in ihrer Handlungsstruktur auf Held oder Heldin zentriert, wobei Prinzensöhne als Zentralfiguren und wundersame Frauengestalten, die für deren Glück ihre Fähigkeiten ausschöpfen, zum typischen Figurenrepertoire gehören. Die im Märchen angelegte Ungleichverteilung der Macht und die ständischen Strukturen erlauben Ungers Text, im Kleid einer scheinbar harmlos-naiven Erzählung ständisch motivierte ungerechte Verhältnisse offen anzuprangern und gleichzeitig anzudeuten, dass in der bürgerlichen Moderne nicht mehr die ständische Zugehörigkeit, sondern die Zugehörigkeit zu einem von zwei Geschlechtern den entscheidenden Unterschied zwischen einzelnen Individuen macht. Das Anti-Märchen *Prinz Bimbam* legt sein Gewicht bereits im Titel auf das Geschlecht. Eine Welt, in der ein Held die Hauptrolle spielt, der den Namen des männlichen Geschlechtsteils trägt, signalisiert deren Phallozentrismus. Von der ‚rauen Welt‘ abgeschirmt, gehätschelt und verwöhnt, erscheint der Titelheld gar als inkarnierte Phallusverliebtheit einer Kultur, die sich symbolisch über die Söhne reproduziert. Frauen wirken bei der Inthronisierung der Kronprinzen auf groteske Art und Weise mit, indem sie – von öffentlicher Erwerbsarbeit abgeschnitten – alle denkbaren und undenkbaren Rollen und Aufgaben erfüllen. Für die männliche Selbstidentifizierung und um seinen Part in dem grotesken Spiel letztendlich übernehmen zu können, wird der männliche

Heranwachsende – auch gegen seinen Willen – in die ‚raue Wirklichkeit' – Hegel sprach in seiner Polemik über Goethes Bildungsroman bekanntlich von der „Prosa der Verhältnisse" – geschickt. Nur in der Auseinandersetzung mit der Welt und in fremder Umgebung kann das einzelne Individuum die individuellen Grenzen und Möglichkeiten ertesten und so etwas wie Identität, Selbstbehauptung und Rollendistanz für den Verkehr in legalistischen Umfangsformen entwickeln.

Anmerkungen

1 Vgl. Jan Knopf: „Der Begriff der ‚Entfremdung' im Marxismus", in: Bjørn Ekmann/Hubert Hauser/Wolf Wucherpfennig (Hrsg.): *Fremdheit – Entfremdung – Verfremdung. Akten des Internationalen Interdisziplinären Symposiums Kopenhagen März 1990*, Bern u. a. 1992, S. 9-27, hier S. 13.

2 Siegel und Seitenzahl beziehen sich auf folgende Ausgabe: [Friederike Helene Unger]: *Prinz Bimbam. Ein Mährchen für Alt und Jung*, Berlin: Johann Friedrich Unger 1802.

3 *Vgl. Bibliothek der deutschen Literatur, Bibliographie und Register. Eine Edition der Kulturstiftung der Länder. Mikrofiche-Gesamtausgabe nach den Angaben des Taschengoedeke*, bearbeitet unter der Leitung von Axel Frey, München u. a. 1995, Fiche-Nr. B.40/F.17744.

4 Zum Grundschema des europäischen Märchens in Form eines „Zweier- und Dreierrhythmus" vgl. Max Lüthi: *Märchen*, Stuttgart 1996, S. 25-27 (9., durchgesehene und ergänzte Auflage, bearbeitet von Heinz Rölleke).

5 Zum Begriff des Formzitats vgl. Andreas Böhn: „Formzitate, Gattungsparodien und ironische Formverwendung im Medienvergleich", in: Ders. (Hrsg.): *Formzitate, Gattungsparodien, ironische Formverwendung: Gattungsformen jenseits von Gattungsgrenzen*, St. Ingbert 1999, S. 7-57, hier S. 21 f.

6 Zur Thematisierung von „Arbeit" im Märchen vgl. den gleichnamigen Artikel von Josef R. Klíma in: Kurt Ranke (Hrsg.): *Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch historischer und vergleichender Erzählforschung*, Band 1, Berlin/New York 1977, Sp. 723-733, hier Sp. 724-726.

7 Vgl. Heinz Küpper: *Wörterbuch der deutschen Umgangssprache*, Stuttgart 1988, S. 108. Vgl. dazu auch Ernest Bornemann: *Sex im Volksmund. Der obszöne Wortschatz der Deutschen. 1. Wörterbuch von A-Z*, Reinbek bei Hamburg 1974, o. S.; Ders.: *Sex im Volksmund. Der obszöne Wortschatz der Deutschen. 2. Wörterbuch nach Sachgruppen*, Reinbek bei Hamburg 1974, 1.73.

8 Zur Sozialstruktur im französischen *conte de fées* vgl. Mathias Mayer/Jens Tismar: *Kunstmärchen*, 3. völlig neu bearbeitete Auflage, Stuttgart/Weimar 1997, S. 23; Günter Dammann: „Conte de(s) fées", in: Kurt Ranke (Hrsg.): *Enzyklopädie des Märchens*, Band 3, Berlin/New York 1981, Sp. 131-149, hier Sp. 133.

9 Vgl. Benjamin Hederich: *Gründliches Mythologisches Lexikon*, Darmstadt 1967, Sp. 2163 f. (=Reprint der Ausgabe Leipzig: Gleditsch 1770).

10 Vgl. Jan Knopf: „Der Begriff der ‚Entfremdung' im Marxismus", in: Bjørn Ekmann / Hubert Hauser / Wolf Wucherpfennig (Hrsg.): *Fremdheit – Entfremdung – Verfremdung. Akten des Internationalen Interdisziplinären Symposiums Kopenhagen März 1990*, Bern u. a. 1992, S. 12 f.

11 Im antiken Athen herrscht ein Phallus-Kult, auf den der Name des Titelhelden in seinem antikisierenden Kontext anspielt. Vgl. den Artikel „Phallos" in: *Paulys Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft*, herausgegeben von Wilhelm Kroll, 38. Halbband, Stuttgart 1938, Sp. 1681-1748, hier Sp. 1681.

12 Zur Untergattung des „Bildungsmärchens" innerhalb des „conte de(s) fées" vgl. Dammann: „Conte des fées", in: Kurt Ranke (Hrsg.): *Enzyklopädie des*

Märchens, Band 3, Berlin/New York 1981, Sp. 136 f.

13 Vgl. *Duden. Das Große Fremdwörterbuch. Herkunft und Bedeutung der Fremdwörter*, 2. neu bearbeitete und erweiterte Auflage, Mannheim u. a. 2000, S. 818.

14 Vgl. Christoph Martin Wieland: *Geschichte des Agathon*, herausgegeben von Klaus Manger, in: Ders.: *Werke in zwölf Bänden*, Band 3, Frankfurt/M. 1986.

15 Dabei ergibt sich durch die Übersetzung von Bimbams neuem Namen als ‚Leuchtender' erneut ein Bezug zur griechischen Mythologie: Zeus – wörtlich übersetzt der „hell Aufleuchtende" – ist der einzige überlebende Nachkomme von Kronos. Als Erwachsener löst er Kronos ab und herrscht als Licht- und Wettergott.

16 Vgl. Friedrich Schlegel: *Lucinde*, in: Ders.: *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe*, *Fünfter Band, Erste Abteilung, Kritische Neuausgabe, Dichtungen*, herausgegeben von Hans Eichner, München/Paderborn/Wien 1962, S. 1-82.

17 Vgl. dazu Hannelore Schlaffer: „Frauen als Einlösung der romantischen Kunsttheorie", in: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft*, 21. Jahrgang 1977, S. 274-296, hier S. 277-281.

18 Vgl. Anneliese Dick: *Weiblichkeit als natürliche Dienstbarkeit. Eine Studie zum klassischen Frauenbild in Goethes „Wilhelm Meister",* Frankfurt/M. 1986; Barbara Becker-Cantarino: „Die Bekenntnisse einer schönen Seele: Zur Ausgrenzung und Vereinnahmung des Weiblichen in der patriarchalen Utopie von ‚Wilhelm Meisters Lehrjahre'", in: Wolfgang Wittkowski (Hrsg.): *Verantwortung und Utopie. Zur Literatur der Goethezeit, Ein Symposium*, Tübingen 1988, S. 70-90.

19 Vgl. Heide Wunder: „Feudalismus", in: Kurt Ranke (Hrsg.): *Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch historischer und vergleichender Erzählforschung*, Band 4, Göttingen 1984, Sp. 1054-1066, hier Sp. 1061.

20 Vgl. Benjamin Hederich: *Gründliches Mythologisches Lexikon*, Darmstadt 1967, Sp. 2480 (=Reprint der Ausgabe Leipzig: Gleditsch 1770).

21 Vgl. Elisabeth Bronfen (Hrsg.): *Die schöne Seele. Erzähltexte von Johann Wolfgang von Goethe, Heinrich von Kleist, E. T. A. Hoffmann und anderen*, München 1992, S. 378 f.

22 Vgl. das „Verzeichnis schwieriger Verbformen" in: *Langenscheidts Taschenwörterbuch. Altgriechisch*, 6. Auflage, Berlin/München 1996, S. 459-480, hier S. 471.

23 Den Begriff übernehme ich von Reiner Wild. Wild zufolge vertritt der realiter meistens abwesende bürgerliche Vater, anders als das Familienoberhaupt der vorbürgerlichen familialen Produktionseinheit, in der die väterlich-männliche Dominanz unmittelbar ökonomisch, in der familialen Produktionsweise und Arbeitsorganisation fundiert gewesen sei, einen so genannten „Sekundärpatriarchalismus", der einer neuen ideologischen Begründung bedürfe. Vgl. Reiner Wild: *Die Vernunft der Väter. Zur Psychographie von Bürgerlichkeit und Aufklärung in Deutschland am Beispiel ihrer Literatur für Kinder*, Stuttgart 1987, S. 335-338.

24 Vgl. Elisabeth Beck-Gernsheim: *Das halbierte Leben. Männerwelt Beruf, Frauenwelt Familie*, Frankfurt/M. 1980, S. 23.

25 Vgl. Christiane Lutz: *Das Männliche im Märchen. Entwicklung – Beziehung – Macht und Weisheit*, Leinfelden-Echterdingen 1996, S. 11.

26 Vgl. ebd., S. 38. Gemeint ist am Ende der Aussage wohl „sehen und begreifen lernt“.

27 Vgl. Beck-Gernsheim: *Das halbierte Leben. Männerwelt Beruf, Frauenwelt Familie*, Frankfurt/M. 1980, S. 24.

28 Vgl. Anita Runge: *Literarische Praxis von Frauen um 1800. Briefroman, Autobiographie, Märchen*, Hildesheim 1997, S. 202.

Literatur

Beck-Gernsheim, Elisabeth: *Das halbierte Leben. Männerwelt Beruf, Frauenwelt Familie*, Frankfurt/M. 1980.

Becker-Cantarino, Barbara: „*Die Bekenntnisse einer schönen Seele*: Zur Ausgrenzung und Vereinnahmung des Weiblichen in der patriarchalen Utopie von *Wilhelm Meisters Lehrjahre*“, in: Wolfgang Wittkowski (Hrsg.): *Verantwortung und Utopie. Zur Literatur der Goethezeit. Ein Symposium*, Tübingen 1988, S. 70-90.

Böhn, Andreas: „Formzitate, Gattungsparodien und ironische Formverwendung im Medienvergleich“, in: Ders. (Hrsg.): *Formzitate, Gattungsparodien, ironische Formverwendung: Gattungsformen jenseits von Gattungsgrenzen*, St. Ingbert 1999, S. 7-57.

Bornemann, Ernest: *Sex im Volksmund. Der obszöne Wortschatz der Deutschen. 1. Wörterbuch von A-Z*, Reinbek bei Hamburg 1974.

Bornemann, Ernest: *Sex im Volksmund. Der obszöne Wortschatz der Deutschen. 2. Wörterbuch nach Sachgruppen*, Reinbek bei Hamburg 1974.

Bronfen, Elisabeth (Hrsg.): *Die schöne Seele. Erzähltexte von Johann Wolfgang von Goethe, Heinrich von Kleist, E. T. A. Hoffmann und anderen*, München 1992.

Brunner, Hellmut u.a. (Hrsg.): *Lexikon alter Kulturen. Zweiter Band Fis-Mz,* Mannheim u. a. 1993.

Frey, Axel (Hrsg.): *Bibliothek der deutschen Literatur. Bibliographie und Register. Eine Edition der Kulturstiftung der Länder. Mikrofiche-Gesamtausgabe nach den Angaben des Taschengoedeke,* München u. a. 1995.

Hederich, Benjamin: *Gründliches Mythologisches Lexikon*, Darmstadt 1967. (Reprint der Ausgabe Leipzig: Gleditsch 1770.)

Dammann, Günter: „Conte de(s) fées“, in: Kurt Ranke (Hrsg.): *Enzyklopädie des Märchens*, Band 3, Berlin/New York 1981, Sp. 131-149.

Dick, Anneliese: *Weiblichkeit als natürliche Dienstbarkeit. Eine Studie zum klassischen Frauenbild in Goethes „Wilhelm Meister“*, Frankfurt/M. 1986.

Duden. Das Große Fremdwörterbuch. Herkunft und Bedeutung der Fremdwörter. 2. neu bearbeitete und erweiterte Auflage, Mannheim u. a. 2000.

Klíma, Josef R.: „Arbeit“, in: Kurt Ranke (Hrsg.): *Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch historischer und vergleichender Erzählforschung*, Band 1, Berlin/New York 1977, Sp. 723-733.

Knopf, Jan: „Der Begriff der ‚Entfremdung‘ im Marxismus“, in: Bjørn Ekmann/Hubert Hauser/Wolf Wucherpfennig (Hrsg.): *Fremdheit – Entfremdung – Verfremdung. Akten des Internationalen Interdisziplinären Symposiums Kopenhagen März 1990*, Bern u. a. 1992, S. 9-27.

Kroll, Wilhelm (Hrsg.):*Paulys Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft,* achtunddreissigster Halbband, Petros-Philon, Stuttgart 1938.

Küpper, Heinz: *Wörterbuch der deutschen Umgangssprache*, Stuttgart 1988.

Langenscheidts Taschenwörterbuch. Altgriechisch, 6. Auflage, Berlin/München 1996.

Lüthi, Max: *Märchen*, 9., durchgesehene und ergänzte Auflage, Stuttgart 1996.

Lutz, Christiane: *Das Männliche im Märchen. Entwicklung – Beziehung – Macht und Weisheit*, Leinfelden-Echterdingen 1996.

Mayer, Mathias/Jens Tismar: *Kunstmärchen*, 3. völlig neu bearbeitete Auflage, Stuttgart/Weimar 1997.

Runge, Anita: *Literarische Praxis von Frauen um 1800. Briefroman, Autobiographie, Märchen*, Hildesheim 1997.

Schlaffer, Hannelore: „Frauen als Einlösung der romantischen Kunsttheorie", in: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft*. 21. Jahrgang 1977, S. 274-296.

Schlegel, Friedrich: *Lucinde*, in: Ders.: *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe. Fünfter Band. Erste Abteilung. Kritische Neuausgabe. Dichtungen*, herausgegeben und eingeleitet von Hans Eichner. München, Paderborn u. Wien 1962, S. 1-82.

[Unger, Friederike Helene:] *Prinz Bimbam. Ein Mährchen für Alt und Jung*, Berlin: Johann Friedrich Unger 1802.

Wieland, Christoph Martin: *Geschichte des Agathon*, herausgegeben von Klaus Manger, in: ders.: *Werke in zwölf Bänden*, herausgegeben von Gonthier-Louis Fink. Band 3, Frankfurt/M. 1986.

Wild, Reiner: *Die Vernunft der Väter. Zur Psychographie von Bürgerlichkeit und Aufklärung in Deutschland am Beispiel ihrer Literatur für Kinder*, Stuttgart 1987.

Wunder, Heide: „Feudalismus", in: Kurt Ranke: *Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch historischer und vergleichender Erzählforschung*, Band 4, Göttingen 1984. Sp. 1054-1066.

Ziegler, Konrad/Sontheimer, Walther/ Gärtner, Hans (Hrsg.): *Der kleine Pauly. Lexikon der Antike, Fünfter Band. Schaft bis Zythos, Nachträge*, München 1975.

Eva Wonneberger

Der Geschlechterblick auf die Arbeit im Wald

> *„Realität in einer Geschlechterwelt ist adäquat nicht ohne Aufmerksamkeit auf die Kategorie Geschlecht zu fassen“*[1].

Gerade bei unserem Forschungsgegenstand ist es zunächst nicht selbstverständlich, sich mit Geschlechterfragen zu befassen, aber umso interessanter, denn der Blick auf Wald und Arbeitsplätze aus der Geschlechterperspektive lässt neue und ungewöhnliche Betrachtungsweisen und Schlussfolgerungen zu.

So zeigt sich, dass wir aus der Geschlechterperspektive Fragen der Verteilung, der Qualität und der Gestaltung von Arbeit neu bedenken müssen.

Der Eindruck, den ich aus einer ExpertInnenbefragung[2] für das Projekt „WALD“ im Jahr 2003 in drei Bundesländern (Baden-Württemberg, Hessen und Sachsen-Anhalt) gewann, soll zunächst in einigen Punkten zusammengefasst werden:

1. Die Globalisierung hat in der Forstwirtschaft einen Strudel von Veränderungen im Bereich der Waldarbeit, der Holzproduktion und der Organisation der Arbeiten ausgelöst. Derzeit findet außerdem eine Umorientierung innerhalb der öffentlichen Forsteinrichtungen statt, die mit unterschiedlichen Wegen in den Bundesländern angegangen wird.[3] Wir haben also wirtschaftliche und organisatorische Veränderungen, die teilweise damit zusammenhängen, teilweise aber auch der Notwendigkeit entspringen, ehemals große Staatsbetriebe den Anforderungen von Effizienz und KundInnenorientierung entsprechend neu zu ordnen. Und wir haben zum Dritten ein geändertes gesellschaftliches Interesse an Wald. Das spiegelt sich in den ExpertInneninterviews teils als Unsicherheit, teils als aktive Gestaltungsinteressen vielfach wider. Der Umbruch wurde bei den ExpertInnengesprächen durch die Vielfalt der Akteure deutlich, mit denen wir es zu tun hatten: staatliche und kommunale Forstverwaltung, private Forst-Dienstleister, Forstbetriebsgemeinschaften, Beförsterungsfirmen, private WaldbesitzerInnen, freiberufliche GutachterInnen usw. Darüber hinaus ist ein Bedeutungswandel der gesellschaftlichen Ansprüche an den Wald zu verzeichnen, der sich folgendermaßen charakterisieren lässt:

Weg von der Orientierung an der reinen Holzproduktion, hin zu einer wachsenden Wahrnehmung und Nutzung sog. rekreativer Potentiale des Waldes, wie etwa Umwelt und Erholungs-/Freizeitdienstleistungen. In der Öffentlichkeit nehmen diese Bedeutungen des Waldes zu, d.h. die ökologischen Dienstleistungen des Waldes erfahren zunehmend Wertschätzung und werden als ‚Wissen über die Natur' nachgefragt.

2. Die Frage ‚öffentlich oder privat' stellt sich neu, da viele Tätigkeiten inzwischen von privaten Firmen oder freiberuflich arbeitenden Diplom-ForstwirtInnen erbracht werden. Eine Vermischung städtischer und ländlicher Werte und Erfahrungen scheint geradezu Voraussetzung für die Entstehung neuer Arbeitsplätze. Hier treten vorwiegend urbane gesellschaftliche Bedürfnisse (nach Erholung, Pädagogik, Umwelt) in Verbindung zu den ländlichen Milieus. Ob Angebote vom öffentlichen Dienst oder von privaten Trägern erbracht werden, variiert nach Bundesländern. So finden wir in Baden-Württemberg unter anderem freiberufliche Angebote von selbstständigen WaldpädagogInnen, in Hessen wird dieser Bereich viel stärker von den Forstämtern beansprucht und seitens der Landeszentrale Hessen-Forst als mögliche Erwerbsquelle der Verwaltungen eingeplant. Hier werden die staatlichen Forstbetriebe als privatwirtschaftliche Einheiten angesehen, welche Dienstleistungen erbringen und dafür marktüblich bezahlt werden. Noch einmal anders stellt sich die Situation in Sachsen-Anhalt dar, wo es bis zur Wende gar keine privaten ForstdienstleisterInnen gab. Unsere InterviewpartnerInnen berichten, dass sie mit Zuschüssen zunächst gefördert wurden, bei wachsender Finanzknappheit der Forstämter jedoch in ihrem Expansionsdrang gebremst wurden.

3. Der Forstbereich in Deutschland ist ein männerdominierter Wirtschaftszweig. Für Frauen waren die Berufsmöglichkeiten[4] über Jahrzehnte schlecht. Die Arbeitsteilung nach Geschlecht war traditionell deutlich ausgeprägt, wie Lewark unter dem Titel „Kulturfrauen und Maschinenführer" anschaulich schildert.[5] Frauen haben zwar immer mitgearbeitet, in Notzeiten (etwa nach dem zweiten Weltkrieg) auch vermehrt bei Pflanz- und Pflegearbeiten (mit)geholfen, hatten in den Forsthierarchien jedoch keinerlei Einfluss. Interessanterweise lässt sich auch bei den neuen Entwicklungen eine eindeutige Geschlechterzuordnung erkennen. So sind Frauen mehrheitlich in den „weichen" Handlungsfeldern wie Öffentlichkeitsarbeit, Waldpädagogik, Umweltpädagogik zu finden, während den Männern die waldwirtschaftlichen „Kernstücke", das heißt die produktionsbezogenen Arbeiten in der Holzwirtschaft, vorbehalten bleiben.

4. In unserer ExpertInnenbefragung wurde das Thema ‚Frauen im Männerberuf' von den meisten TeilnehmerInnen sowohl in den Einzelgesprächen als auch in den Gruppendiskussionen gemieden. Eine nonverbale

Botschaft war, dass Frauen ihre Teilnahme an Gruppendiskussionen oft verweigerten oder erst zusagten und sich dann aus familiären Gründen entschuldigen ließen. Verbal wurde das Thema als unwichtig, oder ‚wird doch bei Einstellungen längst berücksichtigt' kommentiert. Die Frage der Existenzsicherung überhaupt brannte dagegen allen auf den Nägeln. Unter den Experten und Expertinnen waren Frauen ausschließlich im Bereich Waldpädagogik, Bildungsarbeit in der Region, Öffentlichkeitsarbeit der Forstämter/Nationalparks, Waldbegutachtung und Naturschutz zu finden. Ausnahmen bildeten eine Försterin und eine Stellvertreterin des Forstamtsleitenden. Explizit wurden von einigen Teilnehmerinnen in den qualitativen Einzelgesprächen Diskriminierungserfahrungen geäußert, aber immer verbunden mit der Aussage, wenn man als Frau gut genug arbeite, könne man sich durchaus durchsetzen. Zwei Frauen äußerten auch inhaltliche Kritik an der Art des Umgangs mit Natur in der bisherigen Forstwirtschaft.

5. Offensichtlich verändert sich die Qualifikationsstruktur in den Berufen und Tätigkeiten im Forstbereich. Professionelle Angebote von gut Ausgebildeten führen zu Neugründungen rund um die Waldnutzung. Damit ergeben sich neue Möglichkeiten für beide Geschlechter, in ein ausgewogenes Beteiligungsverhältnis zu kommen. Allerdings fallen einfachstqualifizierte Arbeitsplätze sowohl für Männer als auch für Frauen weg. Die an der Holzproduktion orientierten Handlungsfelder gelten als ‚echte' forstliche Arbeit und stehen in der Wertschätzung höher als pädagogische oder kommunikative Tätigkeiten im Bereich Öffentlichkeitsarbeit. Dies gilt nach wie vor innerhalb der traditionellen Forstverwaltungen – kann sich jedoch ändern, wenn ‚*events*' im Wald zunehmend von ideenreichen VeranstalterInnen angeboten werden.Über die neuen Berufsfelder kommen Frauen in neue Optionsstrukturen und Zugangssituationen, dies allerdings nur, wenn sie eine hohe Qualifikation vorzuweisen haben.

6. Den Ausschlag für den Einsatz der unterschiedlichen Ressourcen in Bezug auf Land, Waldbesitz und Maschinenausstattung gibt letztlich, so zeigt sich durchgängig, die Möglichkeit des regionalen Zugangs. Das soll heißen, für alte und neue DienstleisterInnen ist es unbedingt notwendig, über örtliches, raum- und naturbezogenes Erfahrungswissen zu verfügen, in soziale Kontakte eingebunden zu sein und die lokalen Besitzverhältnisse zu kennen. Nur diese Faktoren ermöglichen Marktzugang, Kundengewinnung und Nischenerschließung im Forstsektor. Weiter wird deutlich, dass die staatlichen Forstdienste die Dienstleistungsberufe unterschiedlich einschätzen und miteinbeziehen. Weiter machen sie einen Unterschied zwischen Berufen, die eher im Bereich von Waldarbeit angesiedelt sind, und solchen, die sich mit Pädagogik, Weiterbildung und GutachterInnentätigkeiten befassen.

Um welche Art von Arbeit handelt es sich?

Im Folgenden werde ich die Arbeitsinhalte genauer untersuchen, einige Aspekte speziell behandeln und unter verschiedenen Gesichtspunkten analysieren. Dabei wird die Empirie wo nötig mit theoretischen sozialwissenschaftlichen Einschätzungen zu Arbeit und Geschlecht angereichert und diskutiert.

Ursprünglich handelte es sich bei der Arbeit in der Forstwirtschaft um den Bereich ‚Förster' mit hoheitlichen Aufgaben (Verwaltungen, Beamte) und um den Bereich ‚holzfällender Waldarbeiter', also körperlicher Arbeit, die inzwischen häufig im Angebot von selbstständigen Dienstleistungsunternehmen sind. Beide Aufgaben wurden mit quasi naturgesetzlicher Bindung mit dem männlichen Geschlecht konnotiert.

Weibliche Arbeitsbereiche fanden sich bei den Pflanzarbeiten, den Pflege- und Aufräumarbeiten,[6] den Büroaufgaben und – soweit vorhanden – den pädagogischen Teilbereichen. Gegenwärtig nimmt die Bedeutung und Wertschätzung von Wald, bezogen auf seine Erholungs-, Freizeit- sowie ökologischen Funktionen wie Hochwasserschutz oder Klimaschutz, zu. In kleinen Forstunternehmen stehen – ähnlich wie in der Landwirtschaft – für mithelfende Familienangehörige Arbeitsplätze im weniger qualifizierten Bereich zur Verfügung. Frauen sind in kleinen Betrieben meist als unbezahlte Mitarbeiterinnen und in größeren Unternehmen als unverzichtbare Angestellte im Büro und bei Computerarbeiten tätig. In großen Forstunternehmen äußert sich die Geschlechtertrennung zwischen Außenarbeiten und Innenarbeiten: Häufig kommt Frauen ein wichtiger Stellenwert bei der Buchhaltung und dem Schriftverkehr zu. Die eigentliche Waldarbeit ist trotz Mechanisierung jedoch nach wie vor Männersache – ja, man könnte meinen, dass die mit der Mechanisierung verknüpfte Motivveränderung ‚weg von der Natur, hin zur Technik' diesen Trend sogar eher verstärkt denn abmildert.

Es handelt sich nach wie vor um Arbeit an und mit der Natur. Allerdings verändert sich die gesellschaftliche Wertschätzung der Arbeit mit der Natur seit Jahren. Das ‚Wesen' der Natur im Wald wandelt sich von einem Feind, den man niederringen oder zumindest zähmen und beherrschbar machen musste,[7] zu einem Freund, der dem zivilisierten Menschen ergänzende Erfahrungen und Erlebnisse ermöglicht.

Darüber hinaus ist es für die Arbeit bestimmend, dass sie häufig in selbstständigen Familienunternehmen stattfindet. Diese Form finden wir auch bei den neuen DienstleisterInnen, seien sie WaldgutachterInnen, WaldpädagogInnen oder kleine selbstständige Familienbetriebe im Bereich Zertifizierung und Holzverarbeitung.

Tatsächlich sind wir mitten in einem Veränderungsprozess, den Beck mit „Zweiter Moderne" oder „Reflexive Modernisierung" bezeichnet,[8] andere wählen dafür der Ausdruck „Postfordismus". Gesellschaftlich gesehen, kommen wir *Endnote?*

aus einer Zeit der relativen Stabilität und Vollbeschäftigung, in der traditionell die männliche Erwerbsarbeit vorherrschte und wir bewegen uns in einer neuen Unübersichtlichkeit oder Flexibilisierung, die zugleich vielfältige Veränderungen im Geschlechterverhältnis mit sich bringt.

Hierzu möchte ich Helga Krüger zitieren, die 1995 schrieb:

> „Moderne Industriegesellschaften sind auf den Wandel der Geschlechterbeziehungen angewiesen, wollen sie langfristig ihre Reproduktion sichern. Denn diese beruht auf zwei Säulen, der Familie und dem Arbeitsmarkt, aber nicht auf der Zuweisung dieser Säulen nach Geschlecht.“[9]

Im Folgenden möchte ich die unterschiedlichen Aspekte der ‚Arbeit‘ näher betrachten.

1. Arbeit mit bzw. in der Natur und Geschlecht

Die Arbeit rund um den Wald besteht im Umgang mit Natur, das Betätigungsfeld liegt überwiegend in stadtfernen Gebieten. ‚Natur‘ bedeutet hier die von Menschen bearbeitete Natur, quasi den vergesellschafteten Rohstoff.

Ein weiteres Kennzeichen betrifft den Geschlechteraspekt: Der Zugang zu den betreffenden Arbeiten wie auch der Umgang mit dem Handlungsfeld stellt sich für Männer und Frauen unterschiedlich dar. Dies wurde oben bereits ausführlich beschrieben.

Intensive Diskussionen zum Verhältnis Mensch – Natur haben seit den 1970er Jahren in Deutschland dazu geführt, dass der Anspruch auf ungebrochene Naturbeherrschung in Frage gestellt wurde. Über Jahrhunderte hinweg hatte man versucht, die Natur zu domestizieren mit dem Ziel, sie zu kontrollieren und auszubeuten. Nun aber zeigte die Ökologiebewegung, dass genau diese Handlungsweise ihrerseits Auslöser für unkontrollierbare Folgen war.[10]

Der aus Richtung der Frauen-, Umwelt- und ‚Alternativ‘-Bewegung geäußerten Kritik am gängigen westlich-kapitalistischen Ökonomieverständnis – als einem rein produktionsorientierten – war hierfür wegweisend. Vor allem für unseren Fokus auf Arbeit ist die Kritik aus feministischer Sicht von Bedeutung, dass so genannte reproduktive Tätigkeiten wie z.B. Vorsorge-, Fürsorge-, Schutz- und Pflegearbeiten im Vergleich zu den ökonomisch bewerteten Produktivitäten keine angemessene gesellschaftliche und ökonomische Wertschätzung genießen.[11]

Bezogen auf den Umgang mit Wald zeigt sich ein analoges Phänomen, das auch im Zusammenhang mit Nationalparks diskutiert wurde: Natur-rekreativität – wie beispielsweise Umwelt- und Erholungsleistungen der Natur – werden in der aktuellen Umstrukturierungsdiskussion innerhalb der staatlichen Verwaltungen als ‚unproduktiv‘ ökonomisch ausgeblendet und gering geschätzt, da ihr Nutzen bisher nicht betriebswirtschaftlich ausgewiesen ist.

Und doch ist der gesellschaftliche Umgang mit der Natur im Wandel begriffen. Hier sei nur die neue Bedeutung von Natur*schutz* genannt, die sich in der Einrichtung von Naturreservaten bis hin zur Wiederansiedelung von wilden Tieren in neu geschaffener Wildnis äußert. Wir stehen vor einem Paradigmenwechsel: Von der Kontrolle der Natur zum Bewahren und Wertschätzen.

Zwischen die Pole Natur und Mensch hat sich inzwischen die Technik geschoben. Die Technik hebt die Naturabhängigkeit der Arbeit ein Stück weit auf. So kann nun beispielsweise rund ums Jahr an viel mehr Tagen gearbeitet werden, auch wirken sich Dunkelheit und schlechte Witterungsbedingungen nicht mehr so gravierend aus.

Der (westliche) Mensch sieht sich (heute) längst nicht mehr als Teil der Natur, sondern möchte diese zunehmend kontemplativ erleben. Gleichzeitig erfährt der neue, ‚reflektierende' Naturbegriff eine bisher unbekannte gesellschaftliche Aufwertung, Naturschutz, Ökologie und Erholung in natürlichen Räumen gewinnen an Stellenwert.[12]

Betrachten wir nun das veränderte Naturverständnis und seine Auswirkungen auf Arbeit in alten und neuen Tätigkeiten zusätzlich unter dem Gesichtpunkt des Geschlechterverhältnisses, so erkennen wir eine deutliche Geschlechtersegregation und zwar bezüglich der Art der Arbeiten sowie der ökonomischen Wertschöpfung durch diese Arbeiten.

Die eher weiblich konnotierten Betätigungsfelder wie Pädagogik, Naturschutz, Öffentlichkeitsarbeit, Regionalmanagement oder Freizeitgestaltung genießen nicht dieselbe gesellschaftliche Wertschätzung wie die traditionelle Forstwirtschaft und sind schlechter bezahlt. Dass sich die nichtmonetär verwertbaren Leistungen des Waldes auch nach außen verkaufen lassen, ist erst eine Entdeckung neuerer Zeit, seit die finanzielle Misere der Forstwirtschaft offensichtlich wurde. In welcher Organisationsform welche Tätigkeiten in Zukunft von wem angeboten werden, wird heute bereits durch ein Kompetenzgerangel um Zuständigkeiten und Marktsegmente ausgehandelt.

2. *Arbeit in traditionellen ländlichen Räumen und Geschlecht*

Zunächst sollen die ländlichen Traditionen im Bereich Arbeit und Alltag beschrieben werden. Arbeit war für Männer wie für Frauen in der Land- und Forstwirtschaft stets allgegenwärtig, eine Trennung zwischen Berufsarbeit und Freizeit gab es zumeist nicht. Arbeit bedeutete Tätigkeit für Broterwerb, Familie, Haus, Hof und soziale Teilhabe im öffentlichen Geschehen. Die verschiedenen Arbeitsbereiche griffen ineinander, es gab keine formale Abgrenzung von Arbeit und Freizeit. Mit den damit verbundenen Problemen befasste sich bereits vor 10 Jahren ein arbeitswissenschaftliches Forschungsprojekt zur Belastungs-, Beanspruchungs- und Beschwerdensituation bei Bäuerinnen.[13]

Das Projekt beleuchtete ausschließlich den Arbeitsbegriff von Frauen, und zwar unter folgenden Ausgangshypothesen:

- Hausarbeit ist Arbeit genauso wie Arbeit im Betrieb, Pflege von Pflanzen und Tieren, mit und ohne produktive Funktion.
- Arbeit muss getan werden, sie muss ‚gut' getan werden. Sie ist allgegenwärtig und führt damit zu einer spezifischen Zeitstruktur, die für den ländlichen Raum typisch ist.
- Arbeit endet nie, sie findet im Falle von Versorgungsarbeit ohne sichtbare Erfolge oder Ergebnisse statt und wiederholt sich ständig.
- Arbeitshandeln, also auch im Sinne von Da-Sein, Zur-Verfügung-Stehen, ist wichtig, nicht nur Arbeit als Produkt.
- Dass es keine Trennung von Arbeit für sich und Arbeit für Andere gibt, birgt die Gefahr der Arbeitsüberlastung.

Die Trennung Männer im Außenbereich, Frauen im Innenbereich entspricht in der Land- und Forstwirtschaft einer traditionellen Gegebenheit. Hier wurde diese Festlegung sehr viel rigider umgesetzt als in Familien, in welchen flexible Arrangements und unterschiedliche Phasen der Erwerbsarbeit möglich waren.

Die Geschlechtertrennung, so die Ausgangsthese hier, dient der Aufrechterhaltung männlicher Dominanz.[14] Ohne die zugrunde liegende Diskussion näher zu beleuchten, könnte man zusammenfassend sagen:

> „Sowohl in traditionalen, also auf Familienwirtschaft beruhenden, wie auch in modernen, auf der Trennung von Haus und Arbeitsstätte fußenden Gesellschaften herrscht eine patriachale Grundordnung vor: Männer tun anderes als Frauen, und Männerarbeit ist höher bewertet."[15]

Ich will nun die ländliche Variante von Segregation empirisch betrachten. Hier sind die Konfliktlinien vor allem bei Kleinstselbstständigen oft undeutlich. Zwar gab es eine klare Aufteilung in traditionell männliche bzw. weibliche Arbeiten – z. B. Pflanz- und Pflegearbeiten, Tiere versorgen und Gerätschaften reinigen als Frauenarbeit –, doch unabdingbar notwendig für die Land- und Forstwirtschaft eines Familienbetriebes waren alle, die ‚männlichen' wie die ‚weiblichen' Arbeiten in gleicher Weise. Und trotzdem gab es im Ansehen und Prestige der Arbeiten Unterschiede. Im Bereich der Forstwirtschaft wurde traditionell in Familienbetrieben gearbeitet, und Familien wirken bekanntlich als Rollenverstärker oder: „Mutti spült, Vati arbeitet"[16], wie es Nina Degele treffend bezeichnet. Produktive Arbeit und Hausarbeit, Familienarbeit oder andere nicht entlohnte Arbeit wurden unterschiedlich bewertet. Die Mitarbeit der Frauen im Betrieb war selbstverständlich. Büroarbeit etwa galt in kleinen Betrieben häufig als etwas, das getan werden muss, das aber ‚nichts einbringt'. Diese Tätigkeit wurde den Frauen überlassen.

Wenn Familienarbeit und Berufsarbeit miteinander verquickt sind, wenn familiäre Arrangements und emotionale Dynamiken eine Rolle spielen, erscheint manchen das Ausweichen in die außerhäusliche Berufsarbeit als einzige Möglichkeit

zur Emanzipation.[17] So gab es in der Landwirtschaft jahrelang das Phänomen, dass die Bäuerin außerhalb des Hofes einer bezahlten Teilzeitarbeit nachging.

Gerade in kleinen bäuerlichen Betrieben waren die von Frauen ausgeführten Arbeiten notwendige Realität und damit zugleich auch als Notwendigkeit für den Erhalt der Existenz anerkannt. Es gab demnach eine Geschlechterhierarchie, die, wenn auch nicht über die Bezahlung geregelt, eherner Bestandteil der ländlichen Sozialordnung war.[18] Die scharfe Unterteilung in männlich-öffentliche berufliche Tätigkeiten und weiblich-versorgende und ‚mithelfende' Tätigkeiten wird in älteren Untersuchungen wie auch in den aktuell von uns durchgeführten explorativen Interviews meist mit biologischen Unterschieden erklärt. Neue Dienstleistungsberufe eröffnen hier neue Möglichkeiten für andere Geschlechterarrangements, die allerdings mit den ländlichen Traditionen abgestimmt werden müssen.

Bezogen auf die Arbeit im Waldbereich erscheint mir für die starke Geschlechtersegregation folgende Erklärung naheliegend: Bei der Forstwirtschaft handelt es sich um einen Sektor aus dem primären Wirtschaftsgeschehen, ursprünglich mit einem großen Anteil an körperlich schwerer Arbeit und einem ähnlichen Berufszuschnitt wie Polizei oder Militär. Ich denke, dass hier der traditionelle Landbesitz in seiner früheren Bedeutung eine Rolle für die alte feudale Ordnung spielt. Der Staatsbesitz an Land hatte darüber hinaus bis ins letzte Jahrhundert mit seinen zwei Welt-Kriegen eine strategische Bedeutung, solche traditionellen Einflüsse scheinen in diesem gesellschaftlichen Subsystem weiterhin eine stark geschlechtersegregierte Arbeitsweise zur Folge zu haben.

Man kann als Ergebnis aus vielen Untersuchungen festhalten, dass Erwerbsarbeit von Frauen eher immer flexibel, unsicher, unregelmäßig, befristet, vielfältig und vor allem vermischt mit völlig unterschiedlichen beruflichen und anderen Aktivitäten ausgeübt wurde. Sowohl bei städtischer Industriearbeit wie bei Arbeit von Kleinselbstständigen auf dem Lande waren die Geschlechter unterschiedlich eingebunden in pflegend-versorgende Tätigkeiten mit hohem Pflichtcharakter für andere, z.B. Kinder, Kranke oder alte Eltern. Obwohl wir es also traditionell bei der Arbeit auf dem Lande mit subjektivierten, entgrenzten Tätigkeiten (wie oben ausgeführt, selbstständige Arbeit in Familienbetrieben) zu tun haben, ist auch hier die Einbindung der Frauen zu unterscheiden von der Erwerbsarbeit der Männer: Fürsorgearbeiten lagen und (liegen meist immer noch) in der alleinigen Zuständigkeit der Frauen. Die neuen Berufsfelder rund um Waldnutzung stehen nun allerdings nur teilweise in der Tradition von Frauenarbeit auf dem Lande.[19] Dennoch ist die Einbindung dieser Tätigkeiten in Traditionen des ländlichen Raumes wichtig für die AkteurInnen, sowohl in beruflicher wie in privater Hinsicht. Dies wirkt sich gerade bei der Verortung von Neuzugezogenen aus.

3. Erwerbsarbeit, Professionalisierung und Geschlecht

Für Arbeit rund um Wald im Wandel ist die Frage der Zuordnungen von Professionen zu Geschlechtern interessant. Professionen sind häufig durch ein Geschlecht dominiert, traditionell gesehen war der Forstbereich ein Männerbereich.[20] Zwar handelt es sich um eine Berufsgruppe, die nicht im tertiären Bereich angesiedelt ist, sondern um einen „akademischen Expertenberuf", dessen Mitglieder über „ein Monopol beim Angebot bestimmter akademischer Dienstleistungen verfügen" und dies stellt auch hier „den überaus erfolgreichen Versuch bestimmter Gruppen des Bürgertums dar, Zugang zur gesellschaftlichen Elite zu erhalten"[21]. Die traditionellen Zugangsbeschränkungen wie militärische Vorerfahrung sind zwar verschwunden, doch die informellen Regeln wirken offensichtlich immer noch weiter: So sind im Bereich des gehobenen Forstdienstes nur 3% Frauen im Beamtenstatus, obwohl es offiziell keine Geschlechtersegregation bei der Einstellung gibt. Hierzu wurde von den Forstverwaltungen in den drei Bundesländern, in denen erhoben wurde, jeweils auf die Funktion der behördeninternen Frauenbeautragten hingewiesen.

Hirschauer zeigt auf, dass gewisse Strukturen des Arbeitsmarktes nur implizit geschlechtsdifferenzierend wirken.

> „Arbeitszeitnormen, Anciennitätsregeln und Weiterbildungsanforderungen, die, obwohl geschlechtsneutral formuliert, beide Geschlechter unterschiedlich treffen. Sie erscheinen insofern ‚auf Männer zugeschnitten', als sie die Personen benachteiligen, die durch Kinderbetreuung beansprucht werden."[22]

Hirschauer führt weiter aus, dass eine Auflösung dieser einseitig geschlechtlichen Prägungen nur durch Entkoppelungen und Entflechtungen möglich sein wird, dabei bezieht er sich vor allem auf die Entflechtung zwischen dem familiären und dem beruflichen Geschehen. Dies scheint jedoch der aktuellen Gemengelage in unserem Untersuchungsfeld zu widersprechen, in ländlichen Arbeitszusammenhängen sind die Verflechtungen obendrein aus der Tradition persistent und setzen sich entsprechend auch in den neuen Tätigkeitsfeldern fort. Bei industrieller Erwerbsarbeit mag das anders sein.

Die meisten neueren Veröffentlichungen zu Frauen, Beruf und *doing gender* beschäftigen sich mit der Konstruktion von ‚Geschlecht' sowie der Herstellung von Geschlechterpolaritäten. Und damit haben wir es offensichtlich zu tun, wenn wir die Verwaltungsseite der Forstwirtschaft als Profession betrachten. Der gehobene Forstdienst war bis vor wenigen Jahren den Frauen weitgehend verschlossen.

Ausführliche Analysen zu Professionalisierung und Geschlecht liegen vor allem für den Gesundheitsbereich vor.[23] Doch gibt es starke Parallelen, denn die Forstwirtschaft weist in mancher Hinsicht ähnliche Merkmale auf. Auch hier haben wir die Definition von Zugehörigkeiten über Ausbildung, Qualifikation und weitere Zugangsbeschränkungen (wie militärische Grundausbildung). Damit können Menschen, denen bestimmte klar definierte Eigenschaften fehlen, ausgeschlossen werden. „Profession ist dann im Außenverhältnis ein segregierender, nach innen

ein identifizierender Begriff".[24] Diese Ausschlusswirkung hat sich auch in die Geschlechterverteilung erstreckt und wirkt bis heute fort.

Die geschlechterdifferenzierende Berufssoziologie und Professionalisierungsforschung kommt zu folgenden Ergebnissen: Solche Berufsbilder verändern sich zwar und entwickeln sich weiter, doch verlaufen die dabei stattfindenden Aushandlungs- und Bewertungsprozesse keineswegs geschlechtsneutral.[25] Im Forstbereich sind neue pädagogische und kommunikative Aufgabenstellungen entstanden, die Konfliktorientierung und Kompromissfähigkeit verlangen. Das wirft Fragen auf: Wer beansprucht welche Zuständigkeiten für sich? Wer definiert welche Bereiche und ordnet ihnen die Kompetenzen zu? Viele neue Berufsfelder bedürfen eines Zugangs aus unterschiedlichen Disziplinen Berufsrichtungen und selbsterworbenen Fähigkeiten. Sie werden häufig von Frauen im freiberuflichen Bereich oder über Kurzzeitverträge initiiert und als Berufsfelder eingeführt.[26] Auf Verdrängungsprozesse innerhalb der Forstwirtschaft gilt es dabei genauso zu achten wie auf die Entwicklung in den neuen selbstständigen Dienstleistungsfeldern. Bei beiden Prozessen sollte man feststellen, ob Inhalte und Aufgaben umdefiniert werden, da sich gezeigt hat, dass mit einer stärker technisch-strategischen und instrumentellen Ausrichtung, eine Umwertung, im Sinne einer gesellschaftlichen Aufwertung des Berufsfeldes, verbunden ist.[27]

Die Betrachtung des Berufsfeldes im Projekt „WALD" geht jedoch über den Bereich des Berufs ‚Förster/in' hinaus, im Gegenteil hat die Analyse der ExpertInnengespräche den Blick auf neue Dienstleistungen gerichtet. Diese werden zum großen Teil von privaten Personen und Organisationen erbracht. Infolge fortschreitender Verwaltungsreformen wird der Anteil der Verwaltungstätigkeiten geringer. Erst die weitere Entwicklung wird die verbleibende Bedeutung der öffentlich organisierten Forstwirtschaft gegenüber den neuen privatwirtschaftlich strukturierten Tätigkeiten zeigen.

Die Berufsforschung unter Geschlechteraspekt stellt folgende bisher stimmig erscheinende These auf:

> „Je randständiger ein Aufgabenbereich, je weniger Aufstiegsmöglichkeiten gibt es und je weniger einflussreich eine gesellschaftliche Gruppe ist, umso größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass Frauen in diesen Feldern vertreten sind." [28]

Im Forstbereich, der traditionell zu den Zentren territorialer Macht in Verbindung stand, hat sich eine stark geschlechtssegregierte Arbeitsteilung herausgebildet. Inzwischen steht Forst jedoch weder im Mittelpunkt des gesellschaftlichen Interesses noch deckt der Bereich besonders wichtige moderne Machtbereiche einer Informationsgesellschaft ab. Die Tatsache, dass die Forstwirtschaft insgesamt an Einfluss verliert, kann man somit als Übereinstimmung mit obiger These werten.

Jenseits dieser Professionsfrage geht es uns um Erhaltung und Neuentstehung von Arbeit im ländlichen Raum, insbesondere bei der Beschäftigung mit Waldnatur. Die derzeitigen Entwicklungen können wir so zusammenfassen: Auf der einen Seite nimmt die Zahl der Arbeitsplätze bei den modernen neuen Dienstleistungen rund um Waldnutzung zu, auf der anderen Seite schrumpft der Anteil des behördlich-staatlichen Verwaltungshandelns in der Forstwirtschaft. Die neuen Arbeitsplätze entstehen jenseits der angestammten Definition von Forstwirtschaft, als Beispiel möchte ich hier die Nationalparks und Naturparks anführen. In und um diese Parks entstehen Arbeitsplätze nicht nur im öffentlichen Dienst,[29] sondern auch darüber hinaus. Diese Entwicklung über den Umweg des Tourismus wirkt – wie man aus der Regionalentwicklung weiß – wieder auf die traditionellen Berufe zurück, dabei wächst die Bedeutung der FörsterInnen zunehmend im Bereich der Öffentlichkeitsarbeit.

4. Organisation der Arbeit, Selbstständigkeit und Geschlecht

Hier will ich ein paar Überlegungen anstellen, die durch die ExpertInnen-Interviews ausgelöst wurden.

Selbstständige Arbeit hat ihren eigenen Wert. Zwar bietet sie nach wie vor schlechtere Arbeitsbedingungen (begonnen beim Arbeitsschutz über soziale Sicherheit bis hin zur langfristigen Absicherung des Einkommens) als der öffentliche Dienst und ist bei vielen Alleinselbstständigen mit Zwang zur Mobilität, übermäßigem Arbeitsdruck und hoher finanzieller Unsicherheit verbunden. Für Menschen jedoch, die selbstständige Arbeit wertschätzen, die sich einen eigenen Arbeitsplatz aufbauen und im ländlichen Raum bleiben wollen, gibt es durchaus attraktive Möglichkeiten. Der Wunsch nach selbstbestimmter eigener Arbeit entspringt wohl auch den bäuerlich-handwerklichen Wurzeln vieler Menschen aus dem ländlichen Raum.

Rund um die Waldbewirtschaftung nimmt die Zahl der ‚neuen Dienstleistungen' zu. Ursachen hierfür sind neben Outsourcing-Tendenzen auf Seiten des Waldbesitzes

- zunehmende Anforderungen der Holzindustrie an die Bereitstellung und Logistik *just-in-time* zu liefernder großer Holzmengen, die zu einem Markt für Serviceleistungen führen,
- neue Anforderungen an Naturschutz, Erholung und Bildung in diesen eher ‚reproduktiven Bereichen' der gesellschaftlichen Nutzung von Wald,
- neue Ansprüche im Bereich von Forstgutachten, Einzelbaumgutachten und Zertifizierung der Herkunft von Holz aus nachhaltiger Nutzung (PEFC- und FSC-Zertifizierung).

Die beiden letztgenannten Entwicklungen führen zu Erwerbsformen, die vorerst noch in wirtschaftlichen Nischen angesiedelt sind. Sie gewinnen jedoch als Berufsperspektiven für ForstwissenschaftlerInnen immer mehr an Bedeutung.

Bisher hat sich aber nur ein sehr begrenzter Markt entwickelt, auf dem sich ausreichende Erwerbseinkommen erzielen ließen. Obwohl die Neuentstehung privater Angebote in den verschiedenen Bereichen dringend notwendig ist, werden die Akteure nicht ermutigt oder von politischer Seite unterstützt. Die Forstämter treten nach wie vor als Konkurrenten gegenüber den Selbstständigen auf, indem sie selbst Betreuungs-, Beratungs- und Bildungsleistungen anbieten. Die Folge ist, dass es eine Vielzahl guter Ideen und Initiativen gibt, von denen die selbstständigen AkteurInnen aber nur zeitlich begrenzt, projektgebunden oder prekär existieren können.

Die Bedeutung von Frauenselbstständigkeit in Bereichen wie Beratung, Begutachtung, Zertifizierung, Waldpädagogik und Umweltbildung ist bisher lediglich als Tendenz einzuschätzen. Auf der Basis von Äußerungen der von mir befragten Expertinnen, vermute ich eine Nischenbildung für ausgebildete Diplom-Forstwirtinnen.

Gerade Frauen können hier neue Beschäftigungen finden oder nach einem akademischen Studium wieder in ländliche Umgebungen zurückkehren, um im Bereich Waldnutzung berufstätig zu werden. Frauen äußerten teilweise, dass sie eine ländliche Wohngegend bevorzugen. Als Gründe hierfür werden der Naturbezug und die Vereinbarkeit mit Familie genannt. Oftmals sind Frauen diejenigen, die sich mit einer ordentlichen Portion Wagemut in die Selbstständigkeit begeben. Meist sind diese Forstwissenschaftlerinnen jedoch finanziell zusätzlich abgesichert durch einen Ehemann in der öffentlichen Verwaltung.

Bei den Experteninterviews rund um Waldnutzung wurden Geschlechterunterschiede bei den Selbstständigen augenfällig. Die Männer strichen in den Gesprächen eher heraus, dass sie gerne selbstständig sind. Sie wissen die Vielfalt der Arbeiten – von der Planung und Organisation bis zur praktischen Durchführung – zu schätzen und zeigen Stolz auf ihre speziellen Kompetenzen. Die Frauen hingegen betonten eher die Unsicherheit dieser Lebensform. Selbstständige Waldpädagoginnen äußerten, sie würden ihre Tätigkeiten lieber fest angestellt und in Obhut einer vorhandenen Institution durchführen, selbstständige Gutachterinnen verwiesen auf die zeitliche und räumliche Flexibilisierung ihrer Arbeit, die mit Familienaufgaben nicht vereinbar ist. Gerade bei den neuen Dienstleistungen rund um Waldnutzung fällt auf, dass die Arbeitsformen vollkommen offen sind und dass die strukturellen Rahmenbedingungen große regionale Unterschiede aufweisen. Es wäre dringend erforderlich, die Rahmenbedingungen zu verbessern, z.B. durch klare Kompetenzaufteilungen in den Landeswaldgesetzen. Eine selbstständige Waldpädagogin aus dem Schwarzwald etwa beklagte sich im Interview: Sie allein sei es, die neue Ideen verwirkliche, doch würden diese, sobald sie sich als lukrativ erwiesen, von den staatlichen Naturschutzzentren übernommen.

Im Zusammenhang mit neueren Untersuchungen aus anderen Branchen lässt sich zeigen, wie wichtig die Einbindung von Alleinselbstständigen in branchen-

oder berufsbezogene Netzwerke ist. Persönliche Kontakte, die auf der Einbindung in solche Netzwerke beruhen, sind, so wurde festgestellt, von zentraler Bedeutung für die Marktbehauptung der Alleinselbstständigen, denn sie helfen beim Zugang zum Arbeitsmarkt, bei der Vermittlung von Aufträgen und beim Austausch von Wissen.[30]

Nun ist die Einbindung von Männern und Frauen in regionale Netzwerke ziemlich unterschiedlich. Unterschiede finden wir bei den Zeitressourcen, in der Mobilität, bei den Ressourcen im Bereich von Geschäftskontakten, von zugewiesener Kompetenz und Berufserfahrung sowie in der traditionellen Wirtschaftsstruktur.[31] Henninger nimmt außerdem an, dass die Verantwortung für das Funktionieren der Familienbeziehungen auch bei Paarstrukturen im selbstständigen Bereich als Frauenarbeit erhalten bleibt:

> „Sind beide Partner erwerbstätig und sind darüber hinaus Kinder vorhanden, wird dabei die bezahlte oder unbezahlte Mithilfe weiterer Frauen erforderlich sein.“[32]

Die Erfahrungen aus den Interviews mit den herkömmlichen wie mit den neuen DienstleisterInnen zeigen, dass die Geschlechterarrangements von sehr traditionell bis zu rhetorisch aufgeschlossen ohne Beispiele von wirklicher Umkehrung der Rollenmuster reichen.

Frauen und Wald

Frauen könnten nach meiner Einschätzung die Gewinnerinnen dieses Veränderungsprozesses sein, da sie bei den neuen Tätigkeiten rund um Naturschutz, Bildung und Erholung verstärkt vertreten sind. Rein zahlenmäßig profitieren sie vom Strukturwandel in der Wald-Wirtschaft. Die neuen Aufgaben im Bereich Begutachtung, Zertifizierung, Bildung und Erholung bieten viele Einsatzmöglichkeiten für qualifizierte Forstwirtschaftlerinnen, die sich gerade zu den pädagogischen Aufgaben oft auch besonders hingezogen fühlen.[33] Zudem ist die ehemals harte körperliche Arbeit bei der Waldnutzung zur Holzproduktion durch den Einsatz von Maschinen handhabbar geworden, auch dies führt dazu, dass in manchen Ländern zunehmend Frauen bei der Maschinenarbeit zu finden sind (Österreich, Brasilien).

Allerdings muss man feststellen, dass die in gewisser Weise durchaus zunehmende Geschlechtergerechtigkeit sowohl in der Forstwirtschaft als auch bei den privaten DienstleisterInnen noch auf sehr unsicheren Beinen steht. Somit ist das oben festgestellte Ergebnis noch kein wirklich positiver Befund. Frauen sind durch die neuen Anforderungen an Qualifizierung und das veränderte Naturverständnis der Gesellschaft begünstigt, können allerdings den Zugewinn an beruflicher Ausbildung nicht direkt in Beschäftigungschancen und Aufstiegsmöglichkeiten umsetzen.

Gerade bei den ExpertInneninterviews wurde deutlich, dass vielfach neue Wege beschritten werden, dies aber mit diversen Unsicherheiten seitens der Betroffenen.

Denn viele Tätigkeiten werden in Teilzeit, befristeten Arbeitsverträgen, Saisonarbeit, Arbeit unter Zeitdruck oder ökonomisch nicht wirklich existenzsichernder Selbstständigkeit erbracht. Die privilegierten Arbeitsplätze in der traditionellen Verwaltung sind rar und heiß umkämpft. Die Möglichkeit für selbstständige Angebote ist begrenzt, weil im System Wald eine solide Kompetenzverteilung fehlt. Es wäre etwa vorstellbar, den schrumpfenden staatlichen Forstdienst mit einem Set von ‚Kernaufgaben' zu betrauen und alle Arbeiten, die in privater Dienstleistung auszuführen sind, aus dem staatlichen Aufgabengebiet heraus zu verlagern.

Die Zunahme von Tätigkeiten rund um Waldnutzung bringt Veränderung und eine bessere Chance für Geschlechtergerechtigkeit in den ehemals sehr festgefahrenen Forstsektor. Alte Strukturen lösen sich auf, ein Paradigmenwechsel bei der Waldnatur-Nutzung bringt ‚frischen Wind' in öffentliche Verwaltungen und private Dienstleistungen.

Eine Zunahme der Existenzgründungen im privaten Sektor, die steuerpolitisch notwendig und wünschenswert wäre, benötigt aber politische Rahmenbedingungen. Dies betrifft Kompetenzzuteilung, rechtliche Bestimmungen im jeweiligen Landeswaldgesetz, Steuerrichtlinien und Zugangsbedingungen. Hier könnten Weichen gestellt werden. Wir würden folgende Empfehlungen anregen:

- rechtliche Rahmenbedingungen in den Landeswaldgesetzen,
- klare Zuweisung von Kompetenzen und Tätigkeiten an Private, ökonomisch vertretbare Stundensätze oder Hektar-Berechnungsgrundlagen für Private,
- Ausschreibungen von Aufträgen des öffentlichen Waldbesitzes in der Region,
- Weiterleitung von Anfragen und Aufträgen durch die Forstämter an private Anbieter von Waldpädagogik, Umweltpädagogik, Waldgutachten, Baumgutachten, Zertifizierung, Landschaftsplanung usw.,
- Frauenselbstständigkeit fördern als gezieltes Mittel zur Geschlechtergerechtigkeit.

Wenn Dienstleistungen privat erbracht werden, führt das zu sehr riskanten und ungesicherten Berufssituationen. Schon allein aus diesem Grund kann man rund um die Waldnutzung bisher wenig frauen- oder familienfreundliche Arbeitsplätze entdecken. Für Menschen, die selbstständige Arbeit wertschätzen, die sich einen eigenen Arbeitsplatz aufbauen und im ländlichen Raum bleiben wollen, ist dieser Weg dennoch durchaus attraktiv.

Anmerkungen

1 Helga, Krüger: *Geschlecht – eine schwierige Kategorie. Methodisch-methodologische Fragen der ‚gender'-Sensibilität in der Forschung*, Frankfurt/M. 1999, S. 37.

2 Insgesamt wurden 50 Personen befragt. Davon haben 29 in Einzelinterviews Stellung bezogen und weitere 21 Personen nahmen bei den 5 Gruppengesprächen teil. Dabei hatten wir es mit Menschen aus den öffentlichen Forstverwaltungen zu tun, mit VertreterInnen des Privatwaldes sowie mit privaten DienstleisterInnen, die jeweils auf verschiedene Weise versuchen, mit den sich verändernden Bedingungen umzugehen. In den Gesprächen wurden die berufliche Situation und die subjektiven Perspektiven thematisiert, sowie die Erfahrungen mit Geschlechtlichkeit im Beruf erfragt.

3 So wurde in Hessen eine weitgehende Trennung von hoheitlichen Aufgaben und den Aufgaben eines Wirtschaftsbetriebes vollzogen (Hessen-Forst) mit dem Ziel, monetäre Aspekte (Holzproduktion und Vermarktung) in den Vordergrund zu führen, kostenintensive Bereiche entweder abzubauen oder in den privaten Bereich (vor allem personalkostensparend) zu verlagern. In Baden-Württemberg werden die Forstämter durch eine Verwaltungsreform an die Landkreise gekoppelt und die Personaldecke gleichzeitig abgebaut. Auswirkungen im Bereich des Aufgabenspektrums bleiben abzuwarten.

4 Eva Wonneberger: *Frauen in der Forstwirtschaft, Literaturanalyse und Hypothesen*, Freiburg 2002.

5 Vgl. Siegfried Lewark: „Kulturfrauen und Maschinenführer", in: *Freiburger FrauenStudien* 14, Freiburg 2003, S. 235-268.

6 Waldarbeiterinnen, die diese Arbeiten verrichten, sind fast durchgehend der Technisierung zum Opfer gefallen. Daher werden solche Arbeiten inzwischen meist von professionellen Baumschulen durchgeführt. Bereits Vera Hoffmann gab in Ihrer Untersuchung 1998 die Zahl für Ganz-Deutschland mit 1500 an.

7 Von der Loo/van Reijen nennen diesen Prozess die „Domestizierung" der Natur, vgl. Hans van der Loo/Willem van Reijen: *Modernisierung. Projekt und Paradox*, München 1997.

8 Ulrich Beck: *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne,* Frankfurt/M. 1986.

9 Vgl. Helga Krüger: *Dominanzen im Geschlechterverhältnis. Zur Institutionalisierung von Lebensläufen*, Frankfurt/M., New York 1995, S. 215.

10 Vgl. als einer der Ersten: Club of Rome: *Die Grenzen des Wachstums*, New York 1972.

11 Vgl. Adelheid Biesecker/Uta von Winterfeld: *Vergessene Arbeitswirklichkeiten*, Basel 1998, S. 32-51; Adelheid Biesecker: *Kooperative Vielfalt und Gleichwertigkeit*, Hamburg 2001, S. 189-200.

12 Vgl. Michael Suda, Stefan Schaffner: „Der bäuerliche Waldbesitz im Strudel der Globalisierung", in: *Kritischer Agrarbericht*, Rheda-Wiedenbrück 1999, S. 295-298.

13 Vgl. Eva Wonneberger: *Modernisierungsstress in der Landwirtschaft – oder: was hat die abgepackte Milch mit der Bäuerin zu tun?,* Pfaffenweiler 1995.

14 Vgl. dazu Reinhard Kreissl: *Die ewig Zweite. Warum Macht den Frauen immer eine Nasenlänge voraus ist*, München 2000.

15 Vgl. Nina Degele: *Mütti spült, Vati arbeitet. Zur Soziologie von Arbeit und Geschlecht,* Freiburg 2003, S. 178 ff.

16 Vgl ebd.

17 Vgl dazu Luise Behringer: *Leben auf dem Land, Leben in der Stadt: Stabilität durch soziale Einbindung*, Freiburg 1993, S. 17-194.

18 Vgl. ganz aktuell: Veronika Bennholdt-Thompsen: *Arbeitspapiere des Forschungsprojektes ‚Regionales Wirtschaften in der Warburger Börde'*, Bielefeld 2001.

19 Dennoch wäre es wichtig sich der Rolle der Frauen in der Land- und Forstwirtschaft kurz zuzuwenden, da dieser Milieustrang vorhanden ist. Heide Inhetveen hat in verschiedenen neueren Veröffentlichungen darauf hingewiesen, das die Frauen, die noch in der Landwirtschaft mitarbeiten mit sehr hohem Einsatz in den Erwerb am Hof integriert sind. Frauen erwirtschaften auf dem Hof ein Drittel des Betriebseinkommens und managen 98 % des Haushalts. Ihre gesundheitliche Situation leidet oft darunter, und dies vor allem auf den „innovativen Betrieben".

20 Laut Wilhelm Bode bestand bis in die 70er Jahre eine formelle Zugangsbeschränkung in der Auflage, dass jeder Forstbeamte eine militärische Vorerfahrung vorzuweisen hatte. Siehe: Wilhelm Bode/Martin von Hohnhorst: *Waldwende, Vom Försterwald zum Naturwald,* München 2000.

21 Angelika Wetterer: *Die soziale Konstruktion von Geschlecht in Professionalisierungsprozessen*, Frankfurt/M. 1995, S. 15.

22 Vgl. Stefan Hirschauer: „Das Vergessen des Geschlechts", in: *KZfSS*, Sonderheft 42 , 2001, S. 229.

23 Vgl. Angelika Wetterer: *Profession und Geschlecht*, Frankfurt/M./New York 1992; dies: *Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion. ‚Gender at work' in theoretischer und historischer Perspektive*, Konstanz 2002; Ute Rabe-Kleberg: *Professionalität oder Geschlechterverhältnis, Oder: was ist ‚semi' an traditionellen Frauenberufen*, Frankfurt/M. 1997; Ellen Kuhlmann: *Profession und Geschlecht*, Opladen 1999.

24 Ute Rabe-Kleberg: *Professionalität oder Geschlechterverhältnis, Oder: was ist ‚semi' an traditionellen Frauenberufen* , Frankfurt/M.1997, S. 287.

25 Vgl. dazu Angelika Wetterer: *Die soziale Konstruktion von Geschlecht in Professionalisierungsprozessen*, Frankfurt/M, New York, 1995; Ute Rabe-Kleberg: *Professionalität oder Geschlechterverhältnis, Oder: was ist ‚semi' an traditionellen Frauenberufen*, Frankfurt/M 1997.

26 Hier wird die Diskussion um die Prekarität solcher Arbeitsverhältnisse notwendig, die oft in Saisonarbeit, ohne Kündigungsschutz, Urlaubsanspruch und Krankheitsregelungen eingegangen werden.

27 Vgl. Angelika Wetterer: *Profession und Geschlecht*, Frankfurt/M./New York 1992; Ellen Kuhlmann: *Profession und Geschlecht*, Opladen 1999.

28 Hannelore Bublitz: „Geschlecht.", in: Hermann Korte/Bernhard Schäfers (Hrsg): *Einführung in die Hauptbegriffe der Soziologie*, Opladen 1992, S. 72.

29 In diesem Zusammenhang lässt sich auf den Naturpark Harz verweisen, in dem sieben Menschen pro 1000 ha Wald beschäftigt sind, während im restlichen Gebiet der niedersächsischen Forstverwaltung nur 1,5 Menschen pro 1000 ha arbeiten. Der eigentliche ökonomische Erfolg aber beispielsweise des „Nationalparks Bayerischer Wald" liegt vor allem in der touristischen Aufwertung

der Region, also im privaten Bereich, da sich in einer Verzehnfachung der Übernachtungszahlen und einer zusätzlichen Wertschöpfung von immerhin 35 Millionen Euro niedergeschlagen hat, siehe auch Dieter Popp: *Großschutzgebiete und nachhaltiger Tourismus*, Rheda-Wiedenbrück 2002, S. 153-158.

30 Vgl. Annette Henninger: „Wer versorgt den Arbeitskraftunternehmer? Konzeptionelle Überlegungen zur Entgrenzung von Arbeit und Leben bei alleinselbständigen", in: Klaus Schönberger/Stefanie Pringer (Hrsg.): *Subjektivierte Arbeit, Mensch, Organisation und Technik in einer entgrenzten Arbeitswelt,* Frankfurt/M., New York 2003, S. 178.

31 Vgl. Vera Lasch/Eva Wonneberger: „Berufliche Selbständigkeit als neues Feld geschlechtsspezifischer Beratungs- und Forschungsstrategien", in: *Zeitschrift für Frauen und Geschlechterforschung*, Heft 2-3, Bielefeld, 2004, S. 112-125.

32 Annette Henninger: „Wer versorgt den Arbeitskraftunternehmer? Konzeptionelle Überlegungen zur Entgrenzung von Arbeit und Leben bei alleinselbständigen", in: Schönberger, Klaus/ Pringer, Stefanie (Hrsg.): *Subjektivierte Arbeit, Mensch, Organisation und Technik in einer entgrenzten Arbeitswelt.* Frankfurt/M., New York 2003, S. 179

33 Laut einer Erhebung am Institut für Forstpolitik der Universität Freiburg sind 95% der Stellen für Öffentlichkeitsarbeit oder Waldpädagogik in den öffentlichen Forstverwaltungen von Frauen besetzt. Kohler, Beate/Duhr, Michael/Fischbach, Johannes: *„Einführung in die Waldpädagogik"*, Freiburg 2002.

Literatur

Bartmann, Gundolf : „Walderlebnis“ auf dem Weg zum Marketingprodukt-Beispiele und Wertungen aus der Sicht des Forstamtes Entenpfuhl“, in: *Forst und Holz,* Nr. 17/2003, 58. Jahrgang, S. 499-502.

Beck, Ulrich: *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne,* Frankfurt/M. 1986.

Beck, Ulrich; Beck-Gernsheim, Elisabeth: „Individualisierung in modernen Gesellschaften – Perspektiven und Kontroversen einer subjektorientierten Soziologie“, in: Ulrich Beck/ Elisabeth Beck-Gernsheim (Hrsg.): *Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften,* Frankfurt/M. 1994, S.10-39.

Becker-Schmidt, Regina: „Probleme einer feministischen Theorie und Empirie in den Sozialwissenschaften“*,* in: *Feministische Studien*, Heft 2/1985, 4. Jahrg., S. 93-104.

Becker-Schmidt, Regina und Knapp, Gudrun-A. (Hrsg.): *Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften,* Frankfurt/M./New York 1995.

Beck-Gernsheim, Elisabeth: *Das halbierte Leben: Männerwelt Beruf, Frauenwelt Familie,* Frankfurt/M. 1992.

Behringer, Luise: „Leben auf dem Land, Leben in der Stadt. Stabilität durch soziale Einbindung“, in: Karin Jurczik/ Maria S. Rerrich (Hrsg.): *Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung,* Freiburg 1933, S. 175-194.

Bennholdt-Thompsen, Veronika: *Arbeitspapiere des Forschungsprojektes ‚Regionales Wirtschaften in der Warburger Börde‘,* Zwischenbericht, Uni Bielefeld, 2001.

Biesecker, Adelheid/von Winterfeld/ Uta: „Vergessene Arbeitswirklichkeiten,“ in: Willy Bierter/Uta von Winterfeld (Hrsg.): *Zukunft der Arbeit – welche Arbeit?,* Basel 1998, S. 32-51.

Biesecker, Adelheid: „Kooperative Vielfalt und Gleichwertigkeit“*,* in: Claudia Lenz u.a. (Hrsg.): *Hauptsache Arbeit? Maßstäbe, Modelle, Visionen*, Hamburg 2001, S. 189-200.

Bode, Wilhelm/Hohnhorst, Martin von: *Waldwende, Vom Försterwald zum Naturwald*, München 2000 (ursprüngliches Erscheinungsjahr 1995).

Born, Claudia/Krüger, Helga/Lorenz-Meyer, Dagmar: *Der unentdeckte Wandel. Annäherungen an das Verhältnis von Struktur und Norm im weiblichen Lebensverlauf,* Berlin 1996.

Born, Claudia: „Modernisierungsgap und Wandel. Angleichung geschlechtsspezifischer Lebensführungen?“, in: Claudia Born/Helga Krüger (Hrsg): *Individualisierung und Verflechtung*, Weinheim/München 2001, S. 29-54.

Braun, Annette: *Wahrnehmung von Wald und Natur*, Opladen 2000.

Bundesregierung: *Gesamtwaldbericht*, Drucksache 14/6750, Deutscher Bundestag, 2001.

Club of Rome: *Die Grenzen des Wachstums*, New York 1972.

Degele, Nina: „‚Mutti spült, Papa arbeitet‘. Zur Soziologie von Arbeit und Geschlecht“, in: *Freiburger FrauenStudien*, Heft 13/2003, S. 175-193.

Degele, Nina: *Differenzierung und Ungleichheit. Eine geschlechtertheoretische Perspektive*, Freiburg 2003.

Eckart, Christel/Senghaas-Knobloch, Eva: „Einleitung“, in: Christel Eckart/ Eva Senghaas-Knobloch (Hrsg): *Fürsorge – Anerkennung – Arbeit, Feministische Studien* 18/2000 S. 9-24.

Geissler, Birgit/Oechsle, Mechthild: „Zeitordnungen des Erwerbssystems und biographische Bindungen an Andere. Verflechtung und Entkoppelung“, in: Claudia Born/Helga Krüger (Hrsg): *Individualisierung und Verflechtung,* Weinheim/München 2001, S. 83-108.

Gottschall, Karin/Schnell, Christiane: „Alleindienstleister in Kulturberufen – Zwischen neuer Selbständigkeit und alten Abhängigkeiten“, in: *WSI Mitteilungen* 53, Heft 12/2000, S. 804-810.

Greiner, Sabine/Späth, Renate: „Frauen und Forstwirtschaft, 1. Internationales Symposium in Lillehammer“, in: *AFZ/Der Wald* 1/2000, S. 39-40.

Heintz, Bettina (Hrsg.): *Geschlechtersoziologie*, 2001, S. 208-235.

Henninger, Annette: „Wer versorgt den Arbeitskraftunternehmer? Konzeptionelle Überlegungen zur Entgrenzung von Arbeit und Leben bei Alleinselbständigen“, in: Klaus Schönberger/ Stefanie Springer (Hrsg.): *Subjektivierte Arbeit, Mensch, Organisation und Technik in einer entgrenzten Arbeitswelt,* Frankfurt/M./New York 2003, S. 164-181.

Hirschauer, Stefan: „Das Vergessen des Geschlechts“, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Sonderheft 42.

Inhetveen, Heide/Schmitt, Mathilde: „Vom Mythos des kontinuierlichen Abbaus bäuerlicher Familienbetriebe“, in: Heide Inhetveen/Mathilde Schmitt: *Kritischer Agrarbericht,* Ergebnisse einer Bäuerinnenstudie, Kassel, 2001, S. 250-256.

Jurczyk, Karin/Rerrich, Maria S.: „Lebensführung weiblich –Lebensführung männlich. Macht dieser Unterschied heute noch Sinn?“, in: Karin Jurczyk/Maria S. Rerrich (Hrsg.): *Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung,* Freiburg 1993, S. 279-309.

Jurczyk, Karin: „Patriarchale Modernisierung. Entwicklungen geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung und Entgrenzungen von Öffentlichkeit und Privatheit“, in: Gabriele Sturm u. a. (Hrsg.): *Zukunfts(t)räume. Geschlechterverhältnisse im Globalisierungsprozess,* Königsstein/Taunus 2001.

Juczyk, Karin/Voß, G. Günter: „Entgrenzte Arbeitszeit – Reflexive Alltagszeit. Die Zeiten des Arbeitskraftunternehmers“, in: Eckart Hildebrandt (Hrsg.): *Reflexive Lebensführung. Zu den sozialökologischen Folgen flexibler Arbeit,* München 2000, S. 151-206.

Katz, Christine u. a.: *Waldverständnis im Wandel. Neue Anforderungen, neue Perspektiven für Akteure/innen,* Antragsskizze für die VW-Stiftung, Unveröffentlichtes Papier, Universität Lüneburg 2002.

Kohler, Beate/ Duhr, Michael/Fischbach, Johannes: *Einführung in die Waldpädagogik*, Skript zur Lehrveranstaltung, Institut für Forstpolitik, Freiburg 2002.

Korte, Hermann/ Schäfers, Bernhard (Hrsg.): *Einführung in die Hauptbegriffe der Soziologie*, Opladen 1992.

Kreissl, Reinhard: *Die ewig Zweite. Warum Macht den Frauen immer eine Nasenlänge voraus ist*, München 2000.

Krüger, Helga: „Dominanzen im Geschlechterverhältnis. Zur Institutionalisierung von Lebensläufen“,

in: Regina Becker-Schmidt/Gudrun Knapp-Axeli (Hrsg.): *Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften*, Frankfurt/M./New York 1995, S. 215.

Krüger, Helga: „Geschlecht – eine schwierige Kategorie. Methodisch-methodologische Fragen der ‚gender'-Sensibilität in der Forschung", in: Ayla Neusel/Angelika Wetterer (Hrsg.): *Vielfältige Verschiedenheiten. Geschlechterverhältnisse in Studium, Hochschule und Beruf,* Frankfurt/M. 1999, S. 35-60.

Krüger, Helga: „Wandel der Lebensläufe – Beharrung der Berufsbiographien – Wandel der Geschlechterarrangements", in: Monika Goldmann /Birgit Mütherich/Martina Stackelbeck/Daniel Tech (Hrsg.): *Gender Mainstreaming und Demographischer Wandel*, Projektdokumentation, Universität Dortmund, Dortmund 2003.

Kuhlmann, Ellen: *Profession und Geschlecht*, Opladen 1999.

Kurz-Scherf, Ingrid: „‚Hauptsache Arbeit'? Blockierte Perspektiven im Wandel von Arbeit und Geschlecht", Vortrag bei den 1. Marburger Arbeitsgesprächen im Rahmen des BMBF Projektes *GENDA*, Tagungsvorlage, Marburg 2003.

Kurz-Scherf, Ingrid/ Lepperhoff, Julia/ Rudolf, Clarissa: „Geschlechterperspektiven auf den Wandel von Arbeit", in: *WSI Mitteilungen*, Heft 10/2003, S. 585-590.

Lewark, Siegfried: „‚Kulturfrauen' und ‚Maschinenführer' – von der Arbeitsteilung in der Forstwirtschaft", *Freiburger FrauenStudien*, Band 13/2003, S. 235-268.

Mantau, Udo/Mertens, Berthold/Welcker Borris/ Malzburg, Birgit: „Beiträge zur Vermarktung der Umwelt- und Erholungsleistungen des Waldes", in: *AFZ*, Sonderheft, Oktober 2001, Universität Hamburg.

Nadai, Eva/Seith, Corinna: „Frauen in der Forstwirtschaft, Hürden, Chancen, Perspektiven", in: *Schriftenreihe Umwelt*, Nr. 324, Bern 2001.

Osten, Marion von: „This is an Happy House", in: Sabine Hess/Johannes Moser (Hrsg.): *Kultur der Arbeit – Kultur der neuen Ökonomie*, *Kuckuck. Notizen zur Alltagskultur*, Sonderband 4 , Graz 2003, S. 123-140.

Pasero, Ursula/Braun, Frederike (Hrsg.): *Konstruktion von Geschlecht*, Herbolzheim 2001.

Pfau-Effinger, **Birgit**: *Kultur oder Institutionen? Kulturelle und wohlfahrtsstaatliche Kontextbedingungen der Erwerbsbeteiligung von Frauen im europäischen Vergleich*, Habilitationsschrift Universität Bremen, Bremen 1997.

Popp, Dieter: „Großschutzgebiete und nachhaltiger Tourismus", in: *Kritischer Agrarbericht*, Rheda-Wiedenbrück 2002, S. 153-158.

Rabe-Kleberg, Ute: „Professionalität und Geschlechterverhältnis. Oder: was ist ‚semi' an traditionellen Frauenberufen?", in: Arno Combe/Werner Helsper (Hrsg.): *Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns,* Frankfurt/ M. 1997, S. 276-302.

Sackmann, Rosemarie: *Regionale Kultur und Frauenerwerbsbeteiligung,* Pfaffenweiler 1997.

Suda, Michael/Schaffner, Stefan: „Der bäuerliche Waldbesitz im Strudel der Globalisierung", in: *Kritischer Agrarbericht*, Rheda-Wiedenbrück 1999, S. 295-298.

Schmaltz, Sigrid: „Karriereprofile und Verbleibsanalyse von Absolventinnen

des Fachbereichs Forstwirtschaft und Umweltmanagement an der Fachhochschule Hildesheim/Holzminden/Göttingen“, Vortrag gehalten bei der *IUFRO*, Copenhagen (Denmark), August 2002:

Loo, Hans van der/Reijen, Willem van: *Modernisierung. Projekt und Paradox,* München 1997.

Voß, G. Günter: „Das Ende der Teilung von ‚Arbeit und Leben‘? An der Schwelle zu einem neuen gesellschaftlichen Verständnis von Betriebs- und Lebensführung“, in: Werner Kudera/Günter Voß (Hrsg.): *Lebensführung und Gesellschaft. Beiträge zu Konzept und Empirie alltäglicher Lebensführung,* Opladen 2000.

Wetterer, Angelika (Hrsg.): *Profession und Geschlecht,* Frankfurt/M./New York 1992.

Wetterer, Angelika (Hrsg): *Die soziale Konstruktion von Geschlecht in Professionalisierungsprozessen,* Frankfurt/M./New York 1995.

Wetterer, Angelika: *Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion. ‚Gender at work‘ in theoretischer und historischer Perspektive“,* Konstanz 2002.

Wonneberger, Eva: *Modernisierungsstress in der Landwirtschaft oder: was hat die abgepackte Milch mit der Bäuerin zu tun?*, Pfaffenweiler 1995.

Wonneberger, Eva: *Frauen in der Forstwirtschaft. Literaturanalyse und Hypothesen*, *WALD*-Arbeitspapier Nr. 3, November 2002, veröffentlicht unter www.forst.uni-freiburg.de/fobawi/wald.htm.

Wonneberger, Eva: „Gender – was ist das?“, Dokumentation der Vortragsreihe: *Gender -Mainstreaming* an der FH-Ravensburg-Weingarten, Hochschule für Technik und Sozialwesen, Veröffentlichung im Selbstverlag der Hochschule, Ravensburg-Weingarten 2003, S. 3-13.

Wonneberger, Eva/Lasch, Vera: „Berufliche Selbstständigkeit als neues Feld geschlechtsspezifischer Beratungs- und Forschungsstrategien“, in: *Zeitschrift für Frauen und Geschlechterforschung*, Heft 2-3, Bielefeld 2004, S. 112-125.

Stefanie Duttweiler

„Was ist schlimm an Arbeit? Gar nichts.“[1]

Vom Glück der Arbeit und der Arbeit am Glück in aktuellen Lebensratgebern

> „Stuttgart (09.08.2000) – Man hört nur das leise Brummen der Computer; wie kleine Autisten starren die Mitarbeiter der Kommunikationsagentur Elephant Seven in Hamburg auf ihre Bildschirme. Einige tragen Kopfhörer, um sich bei der Arbeit mit ihrem Lieblingssound zu beschallen. ‚Es muss wieder Spaß machen, morgens aufzuwachen‘, sagt Agenturchef Horst Wagner, dessen größtes Problem es zu sein scheint, seine Leute nach oft zehn- bis zwölfstündigem Arbeitstag zum Nachhausegehen zu bewegen. Was auf den ersten Blick wie eine Arbeitsgaleere wirken mag, ist für immer mehr Menschen das Paradies: Ob in Hamburg, Düsseldorf, Berlin, Frankfurt, München oder Stuttgart – die Unternehmenskultur der ‚New Economy‘ hat eine ‚New Society‘ hervorgebracht, einen neuen Teil der Gesellschaft, der lebt, um zu arbeiten.“[2]

Dieses hier beschriebene ‚Paradies‘ der New Economy bot nie für alle Platz, und diejenigen, für die es bestand, sind größtenteils wieder daraus vertrieben. Doch in diesem Szenario ist kurzfristig Wirklichkeit geworden, was sich als *Modell* umfassend durchgesetzt hat: Die Beziehung zur Arbeit so zu gestalten, dass sie der Erfüllung eines Lebenssinns dient und zugleich ‚Spaß macht‘ – ein Modell, das zugleich die Beziehung zur Arbeit und zum Glück transformiert.

Lange Zeit stand das Ideal des Glücks dem Erfolgsstreben und bürgerlichen Arbeitsethos gegenüber[3] – der Begriff des Glücks hatte die Funktion eines utopischen Korrektivs der kapitalistischen Gesellschaftsordnung.[4] Diese Entgegensetzung von Glück und Arbeit ist heute ebenso aufgehoben, wie die Verortung des Glücks im Privatleben. Diese Entdifferenzierung hat auch die geschlechtsspezifische Zuordnung des Glücksversprechens aufgesprengt: In der erfüllenden Arbeit Glück zu finden ist keine Männersache mehr und Frauen sind nicht mehr ausschließlich dazu da, das Glück der Familie herzustellen und es ausschließlich dort zu suchen – das Idealbild des Glücks in der Moderne, der „Mann *hat* in der Privatsphäre das Refugium seines Glücks, die Frau dagegen *ist*, das heißt verkörpert und erzeugt das Glück, ist seine Ressource“,[5] ist in dieser Ausschließlichkeit tendenziell obsolet geworden. Nicht zuletzt die Emanzipationsforderungen der Frauen (-bewegung) machten diese Trennung der Glücksfrage an der Scheidelinie öffentlich versus privat hinfällig: Sie erklärten das Private zur politischen Verhand-

lungssache und Selbstbestimmung und Glück auch jenseits zugewiesener Abhängigkeiten zum anzustrebenden Ziel.

Der umfassende Glücksanspruch ist radikal individualisiert, Glück kann heute jeder und jede suchen und dort mit der Suche beginnen, wo sie oder er es vermutet.

> „Warum unglücklich sein, wenn man glücklich sein kann? Warum sich einer Niederlage unterwerfen, wenn man doch siegreich sein kann? Wer das in diesem Buch vermittelte Wissen anwendet, erlangt Herrschaft über sein Leben. Er erleidet kein Schicksal, sondern er gestaltet es.“[6]

In diesem Klappentext zu Joseph Murphys Buch „Dein Recht auf Glück“ verdichten sich nahezu alle Aussagen des zeitgenössischen Glücksdiskurses: (a) Unglück und Niederlage, Glück und Sieg werden gleichgesetzt und somit Glück mit dem wettbewerbsorientierten Diskurs verbunden. Glück wird dabei (b) als selbstverschuldetes Resultat der individuellen Lebensführung dargestellt. Dies verspricht: (c) Veränderung ist möglich. Um vom „Erleiden“ zum „Gestalten“ des „Schicksals“ zu kommen, bedarf es (d) eines spezifischen Wissens, das die individuelle Praxis der Lebensführung informiert, Lebenshilferatgeber (e) geben vor, dieses Wissen anzubieten. In der Selbstverantwortung der Einzelnen liegend, ist Glück zu einer Frage der Gestaltung seiner Selbst und der Umstände geworden. Doch die selbstverantwortete Glücksgestaltung ausschließlich, „als Befreiung zu verstehen“[7] verkennt die darin implizierte unabweisbare Forderung. Nicht glücklich zu sein, schlimmer noch: sich nicht darum zu bemühen, heißt nunmehr, schuldig zu werden, denn jede kann und soll ihr Leben nach Maßgabe des Glücks gestalten. Im aktuellen neoliberalen Regime[8] – so die hier zu entfaltende These – ist Glück nicht nur die „neue moralische Ordnung überhaupt“,[9] der alles durchdringende Glücksanspruch verschränkt auch Arbeit und Glück auf eine spezifische Weise: Glück und Arbeit stehen sich nicht mehr antagonistisch gegenüber, sie befruchten sich gegenseitig und haben die gleichen Voraussetzungen – eine besondere Beziehung zu sich selbst. Sie beziehen sich auf ein Regime der Selbstführung, das Selbstbestimmung in einen ökonomischen Diskurs um Erfolg und Niederlage und fortschreitende Optimierung einlässt.

Der folgende Beitrag wird sich der Beziehung von Arbeit und Glück aus einer diskursanalytischen Perspektive nähern; Lebenshilferatgeber zum Glück werden das Material liefern, die Veränderungen in der Beziehung zwischen Arbeit und Glück aufzuzeigen. Eine auf den ersten Blick möglicherweise merkwürdig anmutende Herangehensweise, denn Titel wie „Die Glücksformel“[10] oder „Das kleine Buch vom wahren Glück“[11] versprechen „die besten Methoden für ein erfülltes Leben“[12] – von Arbeit ist zunächst nirgendwo die Rede. Doch durch den distanzierten Blick, den die Anleitungen zur Glücksproduktion auf die Arbeit werfen, werden die zunächst nicht augenfälligen Verschränkungen von Arbeit und Glück an ihrem zentralen Knotenpunkt sichtbar – der alltäglichen Lebensführung.

Nach einer kursorischen Vorstellung des Genres ‚Glücksratgeber‘ werden in einem zweiten Teil deren Vorstellungen des Glücks beleuchtet, um die gegenwärti-

gen Konzeptionen der Beziehung zum Glück sichtbar werden zu lassen, der dritte Teil widmet sich den Veränderungen in der Beziehung zur Arbeit und den daraus resultierenden Veränderungen der Selbstführung, der abschließende vierte Teil wird diese Stränge zusammenführen und die vielfältigen Verschränkungen zwischen Arbeit und Glück herausarbeiten.

I. Lebenshilferatgeber oder: Glück ist machbar

Das Glück auf direktem Wege anzugehen ist heute nicht mehr anrüchig. Eine kaum entrinnbare Flut von Ratgebern gibt vor, diesen Weg weisen zu können. So versprechen sie schon im Titel „Der beste Weg zu mehr Glück, Erfolg und Selbstbewusstsein"[13] oder den „Schlüssel zum Glück"[14]. In einer Melange aus Selbstmanagementkursus, verschriftlichter Therapie, Lifestylemagazin, Anstands-, Erweckungs- und Erbauungsliteratur popularisieren und generalisieren selbsternannte oder approbierte ExpertInnen neurologische, psychologische oder philosophische Erkenntnisse und konstruieren so ihr Angebot als Offerte eines schriftlich fixierten Wissens.[15] Die Bücher bieten Begriffsinstrumentarien, die das eigene Unglück in eine verobjektivierte Sprache einlässt und es so subjektiv begreif- und bewältigbar macht, sie leiten dazu an, das allgemeine Wissen und Problemanalysen auf das eigene Leben zu übertragen und so Probleme selbstständig erkennen und selbstverantwortlich lösen zu können.

Die Motivation zur Lektüre ist dabei so unterschiedlich wie deren Rezeption und Wirkung, LeserInnen selektieren und kombinieren einzelne Teile, sie identifizieren sich oder auch nicht, rezipieren die Texte auf je eigene, wenig vorhersehbare Weise.[16] Doch diese Vielfalt der Aneignungen ist für das Genre und seine gesellschaftlichen Wirkungen ebenso konstitutiv wie die Pluralität der Inhalte: Ihren Rat bekommt man nicht aufgezwungen, die Vielfalt und Menge der Deutungsangebote und Techniken – selbst innerhalb der einzelnen Ratgeber – regen an zu selbstbestimmter Glückssuche und erweitern so die individuelle Freiheit. Welches Buch man aufgrund welcher Motivation wählt, ist sekundär, denn *alle* Ratgeber sind Versionen derselben Hoffnung: Du kannst dich ändern, du kannst dein Schicksal kontrollieren, dein Leben selbst bestimmen – also umfassend autonom und glücklich werden. Gepaart ist die Hoffnung mit den Varianten einer Sehnsucht, im Glück möge etwas Unverfügbares liegen, das dem Leben einen außergewöhnlichen Glanz und Erfüllung verleiht, da es dem Leben etwas hinzufügt, das man nicht aus sich selbst heraus zu produzieren vermag und so die eigene Existenz übersteigt.

Unhintergehbare Voraussetzung der Glücksherstellung ist jedoch, der Lektüre einen aktiven Selbsttransformationsprozess folgen zu lassen. Die Ratgeber stellen dazu Rezepte aus, „aber gleich jeder anderen Medizin wirkt sie nur, wenn man sie einnimmt."[17] „Übe täglich"[18] heißt es, denn wichtig ist „dass Sie die Übungen machen – durchlesen allein hilft nicht"[19]. Um ihre Botschaft zu verdeutlichen, setzen viele Ratgeber neben Übungen auf anschauliche Beispiele oder aussagekräftige Bilder. So suggerieren sie, dass dieses autonome und glückliche Leben auch für die LeserInnen herstell- und erreichbar ist und eröffnen einen Möglich-

keitsraum in der Phantasie, in dem man probehalber das eigene Glück oder die eigene Selbstverwandlung vorweg denken kann. Dass diese Verwandlung nie *vollständig* zu verwirklichen ist, ist dabei konstitutiv: Denn gerade die Dialektik von Unmöglichkeit eines dauerhaft glücklichen Lebens und die Erfüllung in der Phantasie hält die Hoffnung auf ein zukünftiges Glück wach und dynamisiert die Selbstverbesserung.

Diese Anleitungen zur permanenten selbstoptimierenden Selbstführung sind eingelassen in die aktuelle politische und ökonomische Ordnung, die sich dadurch auszeichnet, dass sie kaum verurteilt und wenig vorenthält, die den Einzelnen ihr persönliches Glück nicht nur zugesteht und Bedingungen zur Verwirklichung bereit zu stellen sucht, sondern sie dazu anhält, das Glück auch wirklich zu produzieren und zur Schau zu stellen.

> „Es ist, als habe die Ordnung aufgehört, die Sprache des Gesetzes und der Mühe zu sprechen, und beschlossen, uns zu verhätscheln, uns beizustehen; als begleite eine Art Engel jeden von uns und flüstere ihm ins Ohr: Vergiß bloß nicht, glücklich zu sein.“[20]

Die aktuelle Macht- und Wissensformation beschränkt heute weniger die Selbstgestaltung, sie regen an, sie selbstbestimmt auszubauen und erweitern Möglichkeiten und Befriedigungschancen. Lebenshilferatgeber zum Glück sind Momente dieses Verhältnisses, indem sie Wissen und Technologien bereitstellen, sich und sein Leben selbstbestimmt und selbstverantwortlich zu führen und die individuellen (Glücks-) Möglichkeiten permanent zu erweitern. Als expertengeleitete Verhaltensanweisungen zur Selbststeuerung sind sie Teil der Transformation der Macht, die im neoliberalen Regime im Normalfall auf Kontrolle und direkte Einflussnahme weitgehend verzichtet. Verantwortung und Selbstführung sind Elemente *indirekter* Steuerung, die vor allem an der Beziehung zu sich selbst ansetzt.[21]

> „Nicht die Anpassung oder Normierung, sondern die Verführung durch einen in Aussicht gestellten Raum unendlicher Möglichkeiten scheint hier das machtintegrierende Moment zu sein.“[22]

Mit Fragebögen, Psychotest oder Anleitungen zum Tagebuchschreiben regen Lebenshilferatgeber an, individuelle Ziele, Motive oder Glücksstrategien zu generieren. Sie leben vom Versprechen, durch das Ausbilden einer Wahrheit über die eigenen Ziele könne man sich in die Lage versetzen, sich und die eigene Lebensführung zu steigern und zu verbessern.[23] Eingriffe in den Bereich der Wahrheit vorzunehmen[24] und die Selbstführung zu ändern, entfaltet dabei eine neue und mächtige Art der Autorität, die sich weniger auf Zwang und Kontrolle, als auf Autonomie und Selbstverantwortung gründet: Man wird selbst in die Lage versetzt, mit Hilfe der Begriffe und Normen von ExpertInnen die Wahrheit über sich zu sagen, zum Subjekt der eigenen Geschichte(n) zu werden und sich selbstgewählt an seine Identität zu binden. „Exercising mastery over others in the light of a knowledge of the inner nature makes authority almost a therapeutic activity.“[25] Die Domäne des Selbst kann so normalisiert werden, ohne dass seine formale Autonomie durchbrochen würde. Im Gegenteil: Indem Lebenshilferatgeber an subjektive

Wahrheit, Selbstverantwortung und individuelles Glück appellieren, steigern sie die Autonomie und Individualität der Einzelnen. Und nicht zuletzt ihr Wohlbefinden und Glück. Was jedoch als intimste Sphäre der Erfahrung erscheint, eine eigene Subjektivität zu haben und diese als solche auszudrücken, erfährt im neoliberalen Regime eine aktuelle Intensivierung als politischer und ethischer Wert.[26]

II. Glück als Ausweis eines gelungenen Lebens

Die Palette der Glücksratgeber ist groß, bunt und vielfältig, jedes Buch setzt einen anderen Akzent. Doch in allen Büchern wird Glück zu *dem* entscheidenden Vehikel, der Selbstgestaltung eine Form zu geben.

Im Wesentlichen spannen sich die vorgestellten Konzeptionen des Glücks zwischen zwei Polen auf. Der erste fokussiert auf Glück als ein spezifisches Hochgefühl, das aus dem Alltag herausragt, aus seiner Routine entführt und propagiert dessen bewusste Herstellung: Machen Sie eine Ginseng-Kur, kitzeln sie ihren Partner durch, stehen sie mal früh auf, füttern sie Fische, verleihen sie kein Geld oder kosten sie die Stille aus[27], – diese Liste ließe sich ausdehnen, denn „512 Wege"– so überschreibt Marie Glocheux diesen Ratgeber – führen zum Glück.[28] Ratgeber diesen Typs stellen „Gute-Laune-Rezepte"[29] vor, die die gesamte Palette alltäglicher und außeralltäglicher Handlungen und Einstellungen umfassen: Neben gezielten Ausbrüchen aus dem Alltag werden Techniken der (Auto-) Suggestion vorgestellt, die schlechte Erlebnisse, Gedanken und Gefühle in positive umzuwandeln versprechen. Hauptangriffspunkt liegt jedoch in der Stimulation des Körpers: Als Medium für Glücksgefühle wird ihm in nahezu allen Ratgebern ein besonderer Stellenwert beigemessen. Denn „das menschliche Glück ist von sinnlicher Art,"[30] „unser Körper ist die Bühne, auf der es spielt,"[31] denn das hier zu erlangende Glück ist Resultante hormoneller Prozesse. Mit Bezug auf Naturwissenschaft wird dieses Wissen plausibilisiert,[32] die sich daraus ergebenden Möglichkeiten sind vielfältig: Durch gezielte, freudebereitende Bewegung oder körperliche Berührung, durch gesundes und wohltuendes Essen oder einen anregenden Duft ist die Hormonproduktion aktivierbar. Außergewöhnliche Erlebnisse herbeizuführen, ausnahmslos alle Sinne, seine Gefühle und sein Bewusstsein zu manipulieren folgt dabei einem „erlebnisrationalen Glückskonzept": Menschen modifizieren bestimmte (idealtypisch: alle) Aspekte ihres Daseins, um dadurch auf ihr Innenleben einzuwirken und schöne Erlebnisse herbeizuführen.[33]

Als körperbezogenes, hormonell evoziertes Gefühl bereichert Glück den Alltag, kann aber letztlich immer nur episodisch bleiben. Ein anderer Typ von Ratgebern definiert demzufolge das Glück weitaus umfassender:

> „Glück ist keine Sache der augenblicklichen Befriedigung unserer Gelüste, sondern ein Lebensgefühl, mit dem wir morgens aufwachen und abends einschlafen können."[34]

Diese Ratgeber verstehen sich als Unterweisungen in die „Kunst zu leben“[35] und setzen Glück mit erfülltem Leben gleich. Der Topos eines erfüllten, wirklichen Lebens verweist auf die wertorientierte Unterscheidung zwischen einem wahren und einem falschen Glück und setzt so einen ethischen Maßstab: Glück fungiert in dieser Lesart als sinnstiftende Kategorie. Alles was Sinn macht, ist Glück. Und Sinn macht vieles.[36] Wie ‚Sinn‘ konkret ausgestaltet wird, bleibt in den Ratgebern dabei bewusst offen. Oberste Maxime ist jedoch, ihn zu suchen und zu finden. Denn, warnt Lothar Seiwert, wenn Sinn „fehlt, macht das unzufrieden, unglücklich, ja depressiv.“[37] ‚Sinn‘ manifestiert sich in dieser Auffassung in der *Form* eines bestimmten Prozedere von Zielfindung und Lebensausrichtung. Sinn – so der einhellige Tenor aller Ratgeber – stellt sich dann ein, wenn man das Leben nach Maßgabe seiner Träume und Werte eigenverantwortlich gestaltet.

Doch unabhängig davon, ob Glück als spontanes Hochgefühl, als erfülltes Leben oder als ausgewogene Mischung beider Konzepte gefasst wird: Die Chiffre des Glücks bündelt mannigfaltige individuelle Sehnsüchte, Wünsche und Hoffnungen nach einem anderen, nach einem besseren Leben. Treffender müsste man vielleicht sagen: Die Vorstellung vom Glück reflektiert die Möglichkeit eines anderen, eines besseren Selbst. RatgeberautorInnen adressieren diese Sehnsüchte, Werner Küstenmacher buchstabiert sie zu Beginn seines Bestsellers „Simplify Your Life“ konkret aus:

> „Sie werden sich innerlich und äußerlich verändern. Sie werden von anderen Menschen angesprochen werden, warum Sie so glücklich aussehen. Sie werden neue Kontinente in sich entdecken. Ihnen werden Kräfte zuwachsen, von denen Sie keine Ahnung hatten. Sie werden von Ihren Mitmenschen geschätzt und geliebt werden, und Sie werden sich in sich selbst wohl fühlen.“[38]

Gäbe es einen Wunsch der totalen psychischen und physischen Selbsttransformation, der da noch offen bliebe? Deutlich wird hier vor allem eines: Glück verändert. Doch zuvor – und das ist die eigentliche Botschaft der Ratgeber – muss man sich selbst umfassend verändern. Die Beziehung zu sich, zu seiner Umwelt und zu seinem Leben, kurz: die gesamte Lebensführung soll nicht an den Umständen, sondern am individuellen Glück ausgerichtet werden. Allen Glückskonzeptionen ist damit gemeinsam: Das Glück erwächst aus dem eigenen Selbst, es liegt in einem selbst, seine Herstellung liegt an einem selbst. Glück ist somit Ausweis einer selbstbestimmten und erfolgreichen Lebensführung.[39]

Die Verquickung von Selbstbestimmung mit Erfolgsorientierung deutet schon an, was im Folgenden ausgeführt wird – die Orientierung an der Selbstbestimmung ist nicht auf den Glücksdiskurs beschränkt, sie ist zu einer zentralen Leitbegriff neoliberaler Arbeitsorganisation geworden.

III. Subjektivierung durch Arbeit

Die oben erwähnten MitarbeiterInnen von Elephant Seven verdeutlichen die Veränderung der Beziehung zwischen Individuen und ihrer Arbeit: Arbeit gilt nicht länger notwendig als Einschränkung der Freiheit. Im Gegenteil: sie wird als Möglichkeit dargestellt, das Streben nach Individualität, Autonomie, Kreativität und Verantwortung zu erfüllen.[40] Der und die Einzelne werden als Verbündete des ökonomischen Erfolgs direkt angesprochen, die Arbeit wird regiert, indem die Eigeninitiative und die Selbststeuerungsmechanismen gestärkt werden. Durch Dezentralisierung und Projektarbeit, ergebnisorientierte Arbeitsformen und neue Arbeitszeitmodelle oder die Ausstellung von Werk- statt Arbeitsverträgen verlagert sich die Bewertung der Arbeit von der Bereitschaft zu Arbeit und Leistung hin zum Ergebnis, sprich dem Erfolg.

Hierarchie und Kommando werden durch Selbstorganisation und Selbstverantwortung ersetzt und nahezu alle Gestaltungsdimensionen des Arbeitsverhältnisses entstandardisiert: Arbeitszeit und Arbeitsort, Aufgabenzuschnitt und Entlohnung, Gratifizierung und Qualifizierung bzw. Personalentwicklung werden nicht mehr betrieblich vereinheitlicht, sondern individuell ausgehandelt.[41] Mit den zentralen Modi der Zielvereinbarungen und ergebnisorientierten Entlohnung transformiert sich die Logik der Steuerung: Unternehmerische Risiken werden an die einzelnen Beschäftigten weitergegeben, die Bearbeitung der Kontingenz der Marktprozesse wandert vom Management in den Bereich der ArbeitnehmerInnen. Diese Entwicklungen der Individualisierung, Entstandardisierung und Flexibilisierung versuchen, die Wünsche der Beschäftigten nach persönlichem Weiterkommen, nach Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung, die Befriedigung sozialer Bedürfnisse nach Vergnügen, Freundschaft, Sinn oder Persönlichkeitsentfaltung, mit den Notwendigkeiten des Unternehmens wie Effizienz und Wettbewerbsfähigkeit in Einklang zu bringen.

Selbstverwirklichung und Autonomie sind dabei sowohl persönlich verlockend als auch ökonomisch wünschenswert.[42] Sie sind Ressourcen, die von Arbeitgebern gezielt gefordert werden. Will man sich beispielsweise als Praktikantin bei der Beratungsfirma *Cell Consulting* bewerben, sieht man sich mit folgenden Anforderungen konfrontiert:

> „Mit einem Praktikum bei Cell Consulting können Sie noch während Ihrer Ausbildung ... entdecken, was es heißt, Berater bei Cell Consulting zu sein: echten Spaß daran zu haben, gemeinsam mit Anderen unter Hochdruck an individuellen Problemlösungen zu arbeiten, gelassen Unsicherheit ertragen zu können und in unvorhergesehenen Situationen das Gespür für die angemessene Reaktion zu entwickeln. Überzeugen Sie durch Eigeninitiative und Zähigkeit? Sind Sie eine starke Persönlichkeit, die sich gerne auf Neues einlässt und die die ihr angebotenen intellektuellen Freiräume bestmöglich nutzt?"[43]

Arbeit und Subjektivität, Hochdruck und Freude stehen sich hier nicht mehr antagonistisch oder kompensatorisch gegenüber, sondern in einer sich gegenseitig

verstärkenden Wechselbeziehung: Sämtliche Potentiale der Beschäftigten werden quantitativ und vor allem qualitativ genutzt. Die vormals häufig als störend empfundene Subjektivität der Einzelnen wird jetzt als verwertbar erkannt, die veränderten Arbeitsformen und -anforderungen gehen einher mit einer intensivierten Forderung und Förderung der Subjektivität – Subjektivierung der Arbeit bedeutet nunmehr Subjektivierung durch Arbeit.

Die Ergebnisse dieses Prozesses der „Subjektivierung von Arbeit“[44] fasst der Soziologe Manfred Moldaschl unter den Begriff der „Ökonomien des Selbst“. Darunter versteht er drei unterscheidbare Aspekte der Beziehung zu sich selbst: Zunächst die „Selbstorganisation entlang ökonomischer Imperative“: Sie bindet die Verfolgung betrieblicher und individueller Rationalisierungsziele in neuer Weise zusammen. Zweitens die „Selbstvermarktung“: Der oder die Einzelne muss sich in eigener Verantwortung auf die Suche nach der Vergütung der eigenen Arbeitskosten machen – auch wenn sie oder er in einem Unternehmen integriert sind. Dezentralisierung und Vermarktlichung der Betriebe lassen die Beschäftigten in Konkurrenz zu allen anderen MitarbeiterInnen treten. Sowie drittens die „Selbstproduktion“: Der und die Einzelnen müssen nun auch die Verantwortung für die Weiterentwicklung und den Erhalt ihrer eigenen Arbeitskraft übernehmen.[45] Marktgängige Fertigkeiten und Wissensinhalte müssen durch permanente, selbstgesteuerte fachliche und persönliche Weiterbildung zu einem individuellen Verwertbarkeitsprofil, der sogenannten *employability* gebündelt werden. Denn neben fachlicher Qualifikation gelten vor allem Selbststeuerung und Lernfähigkeit als Eintrittskarte und Aufenthaltsberechtigung auf dem Arbeitsmarkt.

Diesen Anforderungen nach gut geführten, gewinnbringenden „Ökonomien des Selbst“ sind heute tendenziell alle Erwerbstätigen, aber auch alle Erwerbslosen ausgesetzt. Der „Guru des deutschen Zeit- und Selbstmanagements“ Lothar Seiwert generalisiert diese Anforderungen in seinem Besteller *Life-Leadership* für ein breites Publikum auch jenseits der Führungselite:

> „Die modernen Unternehmen erwarten von ihren Mitarbeitern, dass sie ‚Selbst-Unternehmer‘ werden. Sie sollen mehr Flexibilität, Risikobereitschaft und Eigenverantwortung ... zeigen. Sie sollen sich wie Unternehmer selbst managen, um für den Arbeitsmarkt attraktiv zu bleiben.“[46]

Ausdrücklich alle Lebensbereiche werden für den Erhalt der Leistungskraft instrumentalisiert:

> „Dabei bedeutet Selbst-Unternehmer zu sein nicht nur, dafür Sorge zu tragen, dass wir fachlich up to date sind ... So wird es künftig, wie heute bereits bei Selbstständigen, weitgehend unsere Aufgabe sein, dafür zu sorgen, dass wir fit und gesund sind und unsere Leistungskraft gewahrt bleibt, unser Familien-/Privatleben so geordnet ist, dass unsere Flexibilität und Mobilität gewahrt bleibt und es nicht unsere Arbeitskraft beeinträchtigt, und uns nicht eine Sinnkrise packt, die unsere Leistungskraft mindert.“[47]

Damit sich Familie und Sinnorientierung nicht als Störfaktoren, sondern als gewinnbringende Stützen erweisen, den Leistungsansprüchen physisch und psychisch standzuhalten, bedarf es einer ausbalancierten, umfassenden Führung seiner selbst – man muss zur Selbst-UnternehmerIn werden.[48]

IV. Glück und Arbeit – eine komplizierte Arithmetik

1. Arbeit macht glücklich

„Erstaunlicherweise ist Arbeit leichter zu genießen als Freizeit. Die Arbeitswelt enthält eingebaute Ziele, Regeln und Herausforderungen."[49] Die Arbeit kann, zumindest dem von Rat- und ArbeitgeberInnen formulierten Anspruch nach, Quelle von Zufriedenheit, Selbstbewusstsein und Stolz sein und persönlichen Wert und Anerkennung vermitteln. Der Diskurs um die Arbeit, der auch in den Ratgebern zu finden ist, verdeutlicht: Arbeit dient der Selbstverwirklichung, der Verwirklichung von Visionen oder gibt Antworten auf Fragen nach dem Sinn im Leben. Sie ist elementar für ein „Leben in Balance,"[50] Arbeit gehört – darin sind sich alle Ratgeber einig – unabdingbar zum Glück eines erfüllten Lebens.

Doch auch das spontane und intensive Hochgefühl lässt sich in der Arbeit erfahren. Durch die alles durchdringende Haltung der Leistungsoptimierung wird der Arbeitserfolg als riskante Herausforderung normativ aufgewertet und affektiv besetzt.[51] So die Projektmanagerin von Elephant Seven: „Wenn die Arbeit von allen Seiten läuft und die Anerkennung folgt, ... [ist das] geradezu ein ‚rauschhaftes Erlebnis'."[52] Dieser Rausch, dieses High ist „ein Konglomerat verschiedener Gefühle: Stolz, Freude, Begeisterung, Erregung, Aggressivität, ein positives Selbstwertgefühl, Euphorie."[53] Andere AutorInnen benennen diesen Zustand genauer: Stress. Doch auch ihm wird eine glücksfördernde Wirkung zugeschrieben: „Stress aktiviert zu Höchstleistungen. Er treibt Körper und Geist an. Er ist Voraussetzung für Flow."[54] Das populär gewordene Konzept des *flow* dient häufig der Referenz, es meint ein selbstvergessenes „Fließen", das einem leichten Rausch ähnelt: Derart in eine Tätigkeit vertieft zu sein, dass nichts anderes eine Rolle spielt. Er entsteht „wenn wir unsere Fähigkeiten voll einsetzen, um eine Herausforderung zu bestehen, die wir gerade noch bewältigen können."[55]

Glück ist jedoch nicht immer eine automatische Begleiterscheinung der Arbeit. Da es kaum verzichtbar ist, raten die Glücksratgeber, es gezielt herzustellen und zu fördern. „Glück erleben Sie, wenn Sie eine Flamme der Neugier in sich entdecken und sie entfachen, bis ein Feuer der Begeisterung daraus wird."[56] Eine andere Technik schlägt vor, der Arbeit mit einer glücksfördernden Einstellung zu begegnen. So ist die Beziehung zur Arbeit beispielsweise in Anlehnung an Praktiken der Zen-Mönche in eine Beziehung der Hingabe zu verwandeln. So postuliert Kim Barkmann:

> „Wenn Du an Deinem Arbeitsplatz bist, genieße die Arbeit. Was ist schlimm an der Arbeit? Gar nichts. Erledige all deine Arbeit mit Liebe und Hingabe und genieße sie."[57]

In dieser Lesart ist die Arbeit in jeder Hinsicht eine *Quelle des Glücks*: eine Möglichkeit, sowohl eine sinnvolle Erfüllung als auch momentane Hochgefühle zu erfahren. Eine nie versiegende Quelle, die man durch bestimmte Techniken permanent zum Fließen bringen kann. Vorausgesetzt, man gibt die ablehnende oder gelangweilte Einstellung zur Arbeit auf und macht sie zur Quelle des Genusses.

2. *Glück stimuliert die Arbeit*

Arbeit als Quelle des Glück zu betrachten, bringt die Beziehung zwischen Arbeit und Glück auf die Formel: „Persönliche Höchstleistung macht Freude".[58] Die Prägnanz dieser Formel drängt jedoch den Umkehrschluss geradezu auf: Freude fördert persönliche Höchstleistung. Diese Wirkrichtung wird von RatgeberautorInnen in besonderem Maße akzentuiert. So titeln beispielsweise Peters und Austin ihren Ratgeber für Manager: „Leistung aus Leidenschaft." Aber auch Glücksratgeber schreiben dem Glück eine aktivierende Funktion zu. „Sei glücklich ... Gib deinem Leben neuen Schwung" titelt beispielsweise Annemarie Trixner.[59] Glück wird hier als Kraftstoff ausgewiesen, der das antriebs- und erfolglose Leben mit neuer Energie versorgen kann. Eine Vitalität, die nicht nur glücklich machen, sondern auch Erfolg nach sich ziehen soll:

> „Wer Glückserlebnisse bei der Arbeit hat, wird seine Arbeit hervorragend tun, so dass er früher oder später auch finanziell und prestigemäßig davon profitiert."[60]

Glück – so kann man knapp zusammenfassen – stimuliert die vorhandenen Leistungspotentiale und ist eine unverzichtbare Ressource für erfolgreiches und diszipliniertes Arbeiten. „Wer das High spürt, arbeitet leidenschaftlich bis zur Erschöpfung."[61] Ein Zusammenhang, der sich für gezielt erfolgsorientierte Führung nutzen lässt. So schreibt Felix Cube in seinem Buch für ManagerInnen „Lust an Leistung": Der größte Führungsfehler sei es, wenn die Führungskraft alle Lust für sich selbst abschöpft, statt *flow* für *alle* zu organisieren. Denn, so stellt er drohend fest: „Lustabschöpfung in der Wirtschaft führt zu Flucht in die Freizeit, zu innerer Emigration, zum Klassenkampf."[62] In dieser Verschränkung von Glück und Arbeit zielt alles darauf ab, die individuelle Arbeitsleistung mittels der *stimulierenden Wirkung des Glücks* zu effektivieren.

Betrachtet man diese beiden hier vorgestellten Relationen zwischen Arbeit und Glück gemeinsam, scheinen sie sich wie ein Kippbild zusammenzufügen: Je nach Blickwinkel erscheint einmal das Glück im Vordergrund – die Arbeit bildet den Hintergrund, vor dem sich Glück entfaltet. Bildet das Glück die Kulisse, so kommt der Erfolg bei der Arbeit als Resultat von Glück in den Blick. Dieses Bild möchte zeigen: Glück und Arbeit gehen nicht ineinander auf, aber sie stehen in einem operativen Wechselverhältnis. Denn sie haben – um buchstäblich im Bild zu bleiben – die gleiche Grundierung: das Regime einer unternehmerischen Selbstführung.

3. Arbeit am Glück – Regime einer unternehmerischen Selbstführung

Ulrich Bröckling hat diese Form der Selbstführung, diese Konturen eines „unternehmerischen Selbst"[63] näher herausgearbeitet.[64] Das Handeln der UnternehmerIn ist vernünftig und auf ein zukünftiges Ziel gerichtet. Da die Zukunft jedoch nie vollständig berechenbar ist, ist unternehmerisches Handeln immer auch Spekulation – angewiesen auf Berechnung *und* Intuition. Unternehmerisches Handeln verlangt so zwei konträre Kompetenzen: die vernunftgeleitete rationale Planung und einen schöpferischen Umgang mit Kontingenz. Die UnternehmerIn muss kreativ, intuitiv und spontan Möglichkeiten entdecken, die der Konkurrenz noch nicht eingefallen sind. Statt sich den Ungewissheiten der Zukunft ausgeliefert zu fühlen, erkennt sie in ihr Gelegenheiten und initiiert selbständig den Wandel. Dieses Modell, so eine der Grundthesen des Gouvernementalitätsansatzes, hat sich universalisiert, die Forderung, sich selbst so zu führen, dass man der Komplexität und strukturellen Unsicherheit des Lebens gewachsen ist, ergeht an jeden und jede.

Notwendige Voraussetzung, die Selbstführung nach diesem Modell zu organisieren, sind bestimmte Eigenschaften. Sie durch bestimmte Techniken herauszubilden und zu fördern bildet eine der Hauptanstrengungen der Ratgeber. Zunächst braucht es einen festen *Willen* zum Erfolg. „Der erste Schritt zu beruflichem Erfolg ist, dass Sie ihn überhaupt wollen."[65] Zu seiner Stärkung werden Techniken angeboten, denn auch „die mentale Stärke braucht regelmäßige Übung."[66] Daneben tritt die Fähigkeit, zu *glauben*: an sich und an das eigene Glück. Denn die meisten Ratgeber gehen davon aus, dass Glück und Erfolg nach den Gesetzen der self-fulfilling-prophecy funktionieren. Glücksentscheidend ist daher eine positive Erwartungshaltung, Techniken der Autosuggestion wie „kraftvolle Affirmation", „Positives Denken" oder gezielte Tagträume sollen den mangelnden Glauben an die eigenen Fähigkeiten kompensieren und Glauben an sich selbst evozieren. Die positive Erwartungshaltung kulminiert in der Idealfigur der Optimistin. „Der Optimist erkennt die Lebenschancen und nutzt sie. Der Pessimist sieht die Gefahren und kommt darin um."[67] Die Optimistin trauert nicht um verpasste Möglichkeiten oder bleibt an der Vergangenheit kleben – sie schaut sich ständig nach neuen Möglichkeiten um. „Statt sich durch Bedauern lähmen zu lassen schreiten Sie einfach voran – mit Selbstvertrauen und Freude."[68] Das Modell des Voranschreitens impliziert Zukunftsorientierung und beständigen Fortschritt, die durch nichts getrübt werden können. Nicht durch Reue oder Bedauern, aber auch nicht durch die Erfahrung des Scheiterns. Auch wenn Ereignisse individuell als Krise oder Rückschritt erlebt werden, Ratgeber lehren, sie umzuwerten. Denn Kummer, Frustration und Enttäuschung, die nicht nur das Glück schmälern, sondern auch Abhängigkeiten von anderen Menschen verdeutlichen, schwächen das Regime des autonomen Selbst. In den meisten Ratgebern gelten Krankheit oder Abschiede als Chancen und jedes Scheitern bietet die Gelegenheit zur persönlichen Weiterentwicklung. „Gewissermaßen ist ein Problem sogar ein Kompliment des Schicksals – je schwieriger das Problem, desto größer das Kompliment."[69] „Entscheidend ist nicht, ob wir

scheitern, sondern ob wir danach wieder aufstehen und weitermachen."[70] Doch Weitermachen heißt im Sinne der Erfolgslogik gerade nicht, starr am einmal eingeschlagenen Weg festzuhalten.

> „Nichtverhaftetsein ... bedeutet, fest im Halten und sanft im Loslassen zu sein, es nach besten Kräften und mit ganzem Herzen zu versuchen, aber gleichzeitig auch bereit zu sein, völlig das erhoffte Ergebnis loszulassen."[71]

Eng mit dieser *Flexibilität* ist *Kreativität* verbunden: Eine kreative Persönlichkeit kann schöpferisch mit Kontingenz umgehen, die Unsicherheit, dass es auch anders sein könnte, hat sie gelassen im Griff; ihr Potential zum Glücklichsein kann sie aber produktiv aus- und abschöpfen. Das Bild eines glücklichen Menschen, wie er in den Ratgebern vorgestellt wird, ist nach dem Modell einer willenstarken, selbstbewussten, sozial integrierten OptimistIn gezeichnet, die zielorientiert, lernfähig, kreativ und flexibel aus allem das Beste macht. In unübersehbarer Analogie zur Bestimmung des unternehmerischen Handelns lassen sich die Techniken und Anforderungen, Übungen und Appelle der Lebenshilferatgeber dementsprechend zusammenfassen: Sie alle üben darin ein, jede Chance zum Glück wahrzunehmen – sie zu erkennen *und* sie nicht verstreichen zu lassen. Baur und Schmid-Bode bringen diese Verschränkung von Glückssuche und findigem Unternehmergeist mit Samuel Goldwyn auf den Punkt: „Glück ist Scharfblick für Gelegenheiten und die Fähigkeit, sie zu nutzen."[72]

Die Analogie zwischen UnternehmensführerIn und Selbst-UnternehmerIn geht jedoch über die Ausbildung und Entfaltung bestimmter Eigenschaften hinaus, auch die Strategien zur Führung eines Unternehmens werden parallel geführt.

> „Woran erkennt man einen gesunden Betrieb? Zuerst und vor allem an einem gesunden Geschäftsplan. ... Den gleichen Ansatz können wir auch als einzelne wählen."[73]

Zunächst geht es um umfangreiche Bilanzierung: Um eine erfolgreiche (Selbst-) UnternehmerIn zu werden, ist es zwingend erforderlich, die eigenen Aktiva zu kennen. Ist der objektive Überblick über die auszubauenden Leistungspotentiale noch ungenügend ausgebildet, sei „es höchste Zeit Bilanz zu ziehen! Machen Sie eine schriftliche Bestandsaufnahme Ihrer Leistungen und Talente."[74] Die Techniken zur Buchhaltung werden von den Ratgebern vorgegeben, erklärtes Ziel dieser Techniken ist es, ein „individuelles Profil von sich selbst zu erstellen,"[75] ihre mehr oder weniger aufwändigen Verfahren regen im wörtlichen Sinne dazu an, die eigene Individualität zu profilieren bzw. durch den Prozeß der Selbstevaluation das eigene „Profil" allererst zu modellieren. Genaue Einschätzung der eigenen Potentiale und ein ausgearbeitetes Profil sind jedoch nutzlos, wenn sie unbemerkt bleiben; unerlässliches Lernziel ist daher die gezielte Öffentlichkeitsarbeit in eigener Sache. Denn nur so kann man sich als Persönlichkeit auf allen Aufmerksamkeits- und Anerkennungsmärkten nachdrücklich profilieren.

Neben Zustandsanalyse und Werbemaßnahmen ist es unabdingbar, ein in die Zukunft gerichtetes Bild von sich und seinem Leben, eine sogenannte ‚Lebensvi-

sion' zu entwickeln. Denn nur – so diese Logik – wenn man seine Ziele und Werte kennt, kann man ein erfülltes und glückliches Leben führen. So stellen Ratgeber Verfahren vor, Wünsche und Träume zu produzieren und aus ihnen konkrete Ziele zu extrahieren, sie in einen detaillierten und konkreten Plan zu über- und durch permanente, ehrliche Erfolgsmessung und -prüfung auch durchzuführen. Dies ist eine massive Anforderung, deren Zumutungscharakter erst auf den zweiten Blick erkennbar wird: Die *inhaltliche* Ausgestaltung ist der individuellen Bestimmung freigegeben, umso entschiedener wird dagegen die *formale* Durchführung des Prozedere gefordert – radikale Selbstverantwortung, Rationalität und die Ausrichtung an Effizienz in jedem Bereich des Lebens durchdringen, strukturieren und transformieren den Glücksdiskurs.

In den vorherigen Ausführungen konnte gezeigt werden: Arbeit und Glück verschränken sich nicht nur in einem gegenseitigen Nutzenverhältnis, sondern vielleicht noch viel enger und unauflöslicher in indirekter Weise: Ob man auf der Suche nach dem Glück ist oder nach der eigenen Verwertbarkeit; ob man seine Arbeit zufriedenstellend erledigen oder selbst zufrieden sein will – Erfolg und Glück erwachsen den gleichen Voraussetzungen, einer gezielten, auf alle Lebensbereiche auszudehnenden Führung seiner selbst. Fluchtpunkt ist die unternehmerische Haltung: Man muss selbst zu einem Agenten des Wandels werden; bzw. man soll nicht reaktiv, sondern „pro-aktiv"[76] sein Schicksal und seine Zukunft in die Hand nehmen – und wie eine UnternehmerIn auf Rationalität, Kreativität und Findigkeit setzen.

4. Glück macht Arbeit

Die Menge der Ratgeber, die Vielzahl der Übungen und Gestaltungsanweisungen, die keinen Bereich des Lebens unthematisiert lassen, zeigen: Um glücklich zu werden, bedarf es mehr als bloßer Oberflächenbehandlung, Selbsttransformation bedarf einer durchorganisierten, detailversessenen und alles umgreifenden Arbeit. Konkret sähe für jedeN die Liste der ‚abzuarbeitenden' Angriffspunkte anders aus. Endlos wäre sie – will man die Selbstverwandlung effektiv durchführen – auf jeden Fall: Ziele formulieren, Pläne ausarbeiten und befolgen, ständig lächeln, interessanten Hobbys und einer erfüllenden Arbeit nachgehen, Freundschaften zu andern wie sich selbst pflegen und den eigenen Körper umsorgen. Und dabei jeden Augenblick – auch bei der Arbeit – genießen. Mit anderen Worten: Gefragt ist permanente Selbstkontrolle, permanentes Umgestalten seiner selbst und unablässiges Einschwören auf Glück. Doch Endlosigkeit ist nur eine Schwierigkeit der Arbeit am Selbst. Die Glückssuchenden befinden sich darüber hinaus eingespannt in vielfältige Paradoxien. Das erste Paradoxon betrifft die Anforderungen selbst: Ausdauernde Selbstdisziplin, permanente Selbstkontrolle und rationale Selbstorganisation, kurz: eine unablässige formalisierte Arbeit an sich selbst muss sich mit bedingungsloser Offenheit für das Unerwartete, Spontaneität und Flexibilität verbinden. Die Einzelnen müssen dabei diesen Spagat individuell bewerkstelligen und situativ je neu versuchen, eine ausgleichende Balance herzustellen.

Das zweite Paradoxon liegt in der Dialektik von Sicht- und Unsichtbarkeit der Arbeit an sich. Selbstbearbeitung bedarf eines eisernen Willens und einer guten Portion Selbstüberwindung – eine hohe Anforderung, oftmals sicher eine Überforderung. Aber die Härte der damit verbundenen Anstrengungen darf man der Unternehmerin ihrer Selbst nicht ansehen. Wie hart die Arbeit auch ist, sie sollte unsichtbar bleiben, Glücksfähigkeit, Selbstvertrauen, Optimismus sollen als originäre Momente der eigenen Subjektivität erscheinen. Doch erst wenn Erfolg und Glück nicht wie eine reine Glückssache aussehen, sind sie als Eigenleistung zurechenbar, erst dieser Erfolg führt zu der bewunderten Anerkennung. Auch dieses Schwanken zwischen Invisibilisierungsstrategie und dem Bemühen, Erfolg bei der Arbeit und in der Glücksherstellung als eigene Leistung auszuweisen, ist ein außerordentlich voraussetzungsvoller und komplizierter Balanceakt.

Besonders schwer wiegt das dritte Paradoxon – die Unwägbarkeit von Eigenverantwortung und Ohnmacht gegenüber dem Eintreten des Erfolgs. Denn ob durch Selbstorganisation und Kontextsteuerung Glück und Erfolg tatsächlich eintreten, wie lange sie verweilen und ob sie das erhoffte Glück sind, bleibt ungewiss – die Erfüllung liegt letztendlich nicht in der eigenen Hand. Es lassen sich lediglich Rahmenbedingungen schaffen, um Erfolg vorzubereiten oder das Glück einzuladen.

Das Bemühen, diese Paradoxa zu überwinden, muss scheitern, in jedem Versuch gerät man nur weiter in sie hinein. Aufzulösen sind diese Spannungen nicht, sie prozessieren in einer Steigerung dieser Arbeit, denn mangelnde Erfolgsgarantie, die Augenfälligkeit des Arbeitscharakters und widersprüchliche Anforderungen können nur durch Intensivierung der Arbeit an sich gemildert werden. Wie ein Perpetuum mobile geht die Arbeit unablässig weiter, angetrieben von den inhärenten Widersprüchen.

Die Arbeit an sich kennt kein Ende und der Diskurs der Glücksherstellung kein Außerhalb, alles lässt sich in seine totalisierende Rhetorik einfügen. Dabei impliziert dieser Diskurs zwei divergierende Perspektiven: Bleiben Erfolg und Glück aus, hat man sie entweder nicht wirklich gewollt, nicht an sich geglaubt oder sich nicht genug angestrengt. In die eigene Verantwortlichkeit gelegt, ist ausbleibender Erfolg Ausweis des eigenen Ungenügens. Der Diskurs um die Selbstoptimierung vermittelt jedoch noch eine andere Sichtweise: Jedes auch noch so tragische Schicksal ist letztlich eine Chance zum Lernen und zur Weiterentwicklung. Endgültiges Scheitern steht in dieser Logik der Selbstoptimierung allerdings nicht zu befürchten, sie lebt vom Appell an Fortschritt und Weiterentwicklung. Damit produziert der Glücksdiskurs auch in dieser Hinsicht Widersprüchliches: Demütigung *und* Trost, Drohung *und* Verheißung. Nicht voneinander zu trennen, können sie jederzeit ineinander umschlagen.

Diese Widersprüche und Paradoxien fokussieren die Beziehungen zwischen Glück und Arbeit noch auf einen anderen Punkt: Glück ist Resultante einer umfassenden, die rationalen und emotionalen, strategischen und spontanen Momente ausbalancierenden Arbeit an sich selbst.

Alle drei Perspektiven zusammengenommen, lassen die Weisen der neoliberalen Ordnung deutlich hervortreten: Ökonomischer und Glücksdiskurs schließen

einander nicht aus, sondern verschränken sich im Modell des unternehmerischen Handelns: permanente Steigerung, unendliche Akkumulation und kreative Abschöpfung jeder sich bietenden Gelegenheit – sei es für den Unternehmenserfolg oder das persönliche Glück.

Verfahrensanleitungen zur Herstellung dieser unternehmerischen Beziehung zu sich selbst bieten Lebenshilferatgeber. Die von ihnen vorgeschlagene Weise, auf die Selbstführung einzuwirken, ist weniger einschränkend, denn produktiv: Zur Glücks- und Sinnproduktion versetzen sie die Einzelnen in die Lage, aus eigener Kraft über sich nachzudenken, an sich zu arbeiten und die Verantwortung für sich zu übernehmen.[77] Selbstreflexion, Selbstgestaltung und Selbstbestimmung erweisen sich dabei als notwendige Momente einer autonomen, an der eigenen Subjektivität ausgerichteten Selbstführung. Doch die damit zu erzielenden Zustände des Glücks und des Arbeitserfolgs sind nicht nur subjektiv wünschenswert, sondern zugleich Ausweis einer als gelungen geltenden Lebensführung, mithin eines gesunden, autonomen, selbstverantwortlichen Subjekts, das die geforderten Basiskompetenzen für den flexiblen Kapitalismus mitbringt: Optimismus, Kreativität, Flexibilität, emotionale und körperliche Stabilität oder die Fähigkeit, jede Situation als Chance zur Weiterentwicklung zu nutzen.

Die gewonnenen Gestaltungsfreiheiten und Glücksmöglichkeiten erweisen sich, wenn nicht als fatal, so zumindest als janusköpfig: Der innere Wunsch, der den Glücksdiskurs anregt, sich als einzigartig und autonom zu erfahren und die Sehnsucht, sein Glück zu finden, verbindet sich mit dem äußeren Druck neoliberaler Arbeitsorganisation, eine profilierte, von anderen zu unterscheidende Individualität auszubilden, sich als begeisterungsfähig und selbstverantwortlich darzustellen und mit diesen Kompetenzen auf den diversen (Arbeits-) Märkten feilzubieten. Im aktuellen Diskurs um eine gelungene Lebensführung verzahnen sich so selbstbestimmte Orientierung am Glück mit ökonomischen Interessen in nahezu ununterscheidbarer Weise. Im Modus einer unternehmerischen Selbstführung stehen Glück und Arbeit damit nicht mehr in Frontstellung, sie sind sich gegenseitig Voraussetzung, Produkt und Parallelfigur. Wo Arbeit zum Glück und Glück zur Arbeit wird, da verwischen die Grenzen zwischen Fluch und Segen. Sind wir, wie es Bruckner provozierend feststellt „Verdammt zum Glück?"[78]

Anmerkungen

1 Kim Barkmann: *Werde Glücksbringer! Sieben Schlüssel zu den Türen deiner Kraft*, Bochingen 1998, S. 43.

2 *Psychotherapie*, Bd. 1/2000, Report: 09. August 2000.

3 Vgl. Pascal Bruckner: *Verdammt zum Glück. Der Fluch der Moderne. Ein Essay*, Berlin 2001, S. 57.

4 Vgl. beispielhaft zu den Glücksvorstellungen in der kritischen Theorie: Norbert Rath: „Die Kraft zur Angst und die zum Glück sind das gleiche. Das Konzept des Glücks in der kritischen Theorie Adornos", in: Alfred Bellebaum/Klaus Bartheimer (Hrsg.): *Glücksvorstellungen. Ein Rückgriff in die Geschichte der Soziologie*, Opladen 1997.

5 Cornelia Klinger: „Über Freiheit und Glück", in: Emil Angehrn / Bernard Baertschi: *Die Philosophie und die Frage nach dem Glück*, *Studia philosophica*, Vol. 56, Bern/Stuttgart/Wien 1997, S. 94-111, hier S. 109.

6 Klappentexte zu Joseph Murphy: *Dein Recht auf Glück. Der Triumph des positiven Denkens*, München 2000.

7 Pascal Bruckner: *Verdammt zum Glück. Der Fluch der Moderne*. *Ein Essay*, Berlin 2001, S. 60.

8 Zur Beschreibung der Gesellschaft als neoliberal vgl. die Beiträge des Sammelbandes Gouvernementalitäts-Studien, Ulrich Bröckling/Susanne Krasmann/Thomas Lemke (Hrsg.): *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*, Frankfurt/M. 2000.

9 Pascal Bruckner: *Verdammt zum Glück. Der Fluch der Moderne*. *Ein Essay*, Berlin 2001, S. 61.

10 Stefan Klein: *Die Glücksformel. Oder Wie die guten Gefühle entstehen,* Hamburg 2002.

11 Anselm Grün: *Das kleine Buch vom wahren Glück*, Freiburg/Basel/Wien 2001.

12 Gesine Baur/Wilhelm Schmid-Bode: *Glück ist kein Zufall. Lassen Sie sich vom Glück berühren. Die besten Methoden für ein erfülltes Leben*, München 2000.

13 *Frauenpower für Powerfrauen. Der beste Weg zu mehr Glück, Erfolg und Selbstbewusstsein*, München 2000.

14 Kurt Tepperwein: *Der Schlüssel zum Glück. Ein Anti-Ärger-Programm*, Güllesheim 1997; Christa Kössner: *Schlüssel zum Glücklich-Sein. Das Spiegelgesetz*, Steyer 1997.

15 Zur Verbindung von Wissen und Ratgeberliteratur als Phänomen der Moderne vgl. Rudolf Helmstetter: „Guter Rat ist (un)modern. Die Ratlosigkeit der Moderne und ihre Ratgeber", in: Gerhart von Graevenitz (Hrsg.): *Konzepte der Moderne*, Germanistische-Symposien-Berichtsbände 20, Stuttgart/Weimar/Metzler 1999, S. 147-172.

16 Zu verschiedenen Spielarten der Rezeption allgemein vgl. Michel de Certeau: *Kunst des Handelns*, Berlin 1988; zur Funktion der *Success*-Literatur für die LeserInnen vgl. Birgitta Koch-Linde: *Amerikanische Tagträume. Success und Self-Help Literatur der USA*, Frankfurt/M./New York 1984.

17 Norman V. Peale/Smiley Blanton: *Aufforderung zum Glücklichsein. Wie sich alles zum Guten wendet*, München 1999, S. 99.

18 Anselm Grün: *Das kleine Buch vom wahren Glück*, Freiburg/Basel/Wien 2001, S. 72.

19 Renate Haen: *Das Zicken-Prinzip. Der weibliche Weg zu Ruhm und Glück*, München 2001, S. 63.

20 Pascal Bruckner: *Verdammt zum Glück. Der Fluch der Moderne. Ein Essay*, Berlin 2001, S. 52.

21 Vgl. Barbara Cruikshank: "Revolution within: Self-government and self-esteem", in: Andrew Barry/Thomas Osborne/Nikolas Rose (Hrsg.): *Foucault and political reason. Liberalism, neo-liberalism and rationalities of government*, London 1996, S. 231-252.

22 Tove Soiland: „Das Spiel mit den Geschlechtern – eine Sackgasse?", in: *WOZ,* 22.5. 2003, S. 20-21, hier S. 20.

23 Dass damit auch wirklich der Nerv der LeserInnen getroffen wird, zeigen die vielen Buchbeurteilungen von LeserInnen, die man unter www.amazon.de abrufen kann. So schreibt exemplarisch eine Leserin: „Dieses Buch [von Seiwert] sollte zur PFLICHTLEKTÜRE für JEDEN, aber auch für wirklich JEDEN werden. ... Vom Vorstandsvorsitzenden, Abteilungsleiter, Angestellten in allen Berufen bis hin zum Nicht-Berufstätigen und Hausfrau und Mutter." www.amazon.de., 17.10.2002.

24 Vgl. Jacques Lagrange: „Lesarten der Psychoanalyse im Foucaultschen Text", in: Marcelo Marques (Hrsg.): *Foucault und die Psychoanalyse. Zur Geschichte einer Auseinandersetzung*, Tübingen 1990, S. 11-74, hier S. 53.

25 Nikolas Rose: *Inventing Ourselves. Psychology, Power, and Personhood*, Cambridge 1998, S. 92.

26 Ebd., S. 151.

27 Dominique Glocheux: *512 Wege zum Glück*, Freiburg/Basel/Wien 2000, S. 258, 306, 126, 264, 104, 18.

28 Auffällig ist hier, dass diese Ratgeber sich in besonderem Maße an Frauen zu richten scheinen. Ihre Tipps sind stärker an die herkömmlich von Frauen verrichtete Hausarbeit angelehnt – sie speisen sich aus dieser Lebenswirklichkeit und wollen Gegengewichte zu deren Eintönigkeit anbieten. Dabei bedienen sie implizit gängige Weiblichkeitsstereotype: Frauen haben vermehrt depressive Verstimmungen, sie achten in stärkerem Maße auf ihre Gefühle und sind vermehrt bereit, in ihr Wohlbefinden und Glück zu investieren.

29 Felicitas Holdau: *Einfach gut drauf. Tolle Gute-Laune-Macher. Wellness-Tips und Psycho-Tricks*, München 1999, S. 30.

30 Irmtraud Tarr Krüger: *Vom leichten Glück der einfachen Dinge. Kleine Freuden – große Wirkung*, Freiburg/Basel/Wien 1998, S. 43.

31 Nikola Haaks: „Glück hängt nicht so sehr von äußeren Dingen ab. Interview mit Stephan Klein", in: *Brigitte* 15/2002, S. 104-105, hier S. 104.

32 Vgl. Stefan Klein: *Die Glücksformel. Oder Wie die guten Gefühle entstehen*. Hamburg 2002; Lothar Seiwert: *Das Bumerang-Prinzip. Mehr Zeit fürs Glück*, München 2002.

33 Vgl. Thomas Müller-Schneider: „Die Erlebnisgesellschaft – der kollektive Weg ins Glück?", in: *Das Parlament*, Beilage zu *Aus Politik und Zeitgeschehen*, Nr. 12/17, März 2000.

34 Sylvia Zur Schmiede/Manfred Miethe: *Wer glücklich ist, kann glücklich machen. Von der Freude, die in unseren Herzen singt*, Freiburg 1999, S. 29.

35 John Selby: *Die Kunst zu leben. Glücklich im Hier und Jetzt,* München 2002.

36 Lothar Seiwert: *Das Bumerang-Prinzip. Mehr Zeit fürs Glück*, München 2002, S. 127.

37 www.bumerang-prinzip.de.524.html., 15.12.2003

38 Werner Tiki Küstenmacher: *Simplify your life. Einfacher und glücklicher leben,* Frankfurt/M./New York 2001, S. 12.

39 Mit diesem Ineinssetzen von Selbstbestimmung und Aktivität mit Glück orientiert sich die Glückskonzeption an dem traditionellen Bild von Männlichkeit. Um glücklich zu sein, muss man ein selbstbestimmtes Subjekt werden, doch die als ‚weiblich' konnotierte Passivität findet auch ihren Stellenwert in den Ratgebern: Genuss und Hingabe an den Augenblick lösen die starre Subjektposition. Doch nicht Selbstaufgabe, sondern kontrollierte Selbststeuerung, die auch einmal zur Hingabe ausschlagen kann, ist gefordert.

40 Vgl. Peter Miller; Nikolas Rose: „Das ökonomische Leben regieren", in: Richard Schwarz (Hrsg.): *Zur Genealogie der Regulation. Anschlüsse an Michel Foucault,* Mainz 1990, S. 54-108, hier S. 102.

41 Manfred Moldaschl: „Ökonomien des Selbst. Subjektivität in der Unternehmensgesellschaft", in: Johanna Klages/Siegfried Timpf (Hrsg.): *Facetten der Cyberwelt. Subjektivität, Eliten, Netzwerke, Arbeit, Ökonomie*, Hamburg 2002, S.41.

42 Vgl. Peter Miller/Nikolas Rose: „Das ökonomische Leben regieren", in: Richard Schwarz (Hrsg.): *Zur Genealogie der Regulation. Anschlüsse an Michel Foucault,* Mainz 1990, S. 54-108, hier S. 101.

43 www.cell-consulting.com/a/2/32/index.htm, 15.12.2003.

44 Vgl. Martin Baethge: „Arbeit, Vergesellschaftung, Identität. Zur zunehmenden normativen Subjektivierung von Arbeit", in: *Soziale Welt*, Jg. 42, Heft 1/1991, S. 6-19.

45 Vgl. Manfred Moldaschl: „Ökonomien des Selbst. Subjektivität in der Unternehmensgesellschaft", in: Johanna Klages/Siegfried Timpf (Hrsg.): *Facetten der Cyberwelt. Subjektivität, Eliten, Netzwerke, Arbeit, Ökonomie*, Hamburg 2002, S.42.

46 Lothar Seiwert: *Life- Leadership. Sinnvolles Selbstmanagement für ein Leben in Balance,* Frankfurt/M./New York 2001, S. 46.

47 Ebd., S. 47f.

48 Dass der Begriff des ‚Unternehmer seiner Selbst' zunächst der Position der Kritik entwachsen ist, geht hier vollständig unter – aus der kritisch-soziologischen Begrifflichkeit zur Darstellung der aktuellen Verhältnisse wurde ein affirmatives Konzept.

49 Werner Tiki Küstenmacher: *Simplify your life. Einfacher und glücklicher leben,* Frankfurt/M./New York 2001, S. 201.

50 Vgl. Lothar Seiwert: *Life- Leadership. Sinnvolles Selbstmanagement für ein Leben in Balance*, Frankfurt/M./New York 2001.

51 Vgl. Angela Schmidt: „‚Mich regiert blanke Angst'. Die Realität extremer Gefühle in neuen Formen der Arbeitsorganisation", in: Klaus Pickshaus/Horst Schmitthenner/Hans-Jürgen Urban (Hrsg.): *Arbeiten ohne Ende. Neue Arbeitsverhältnisse und gewerkschaftliche Arbeitspolitik*, Hamburg 2001, S. 28-33, hier S. 33.

52 *Psychotherapie* 2000.

53 Christiane Reymann: „Superglückliche Malocher. Tischkicker und Ringe unter den Augen – arbeiten bei einer Internetfirma", in: Manfred Moldaschl/Günter G. Voß (Hrsg.): *Subjektivierung von Arbeit*, München/Mering 2002, S. 298-302, S. 301.

54 Lothar Seiwert: *Das Bumerang-Prinzip. Mehr Zeit fürs Glück*, München 2002, S. 155.

55 Mihaly Czikszentmihalyi: *Lebe gut! Wie Sie das Beste aus Ihrem Leben machen*, Stuttgart 1999 1997, S. 46.

56 Werner Tiki Küstenmacher: *Simplify your life. Einfacher und glücklicher leben,* Frankfurt/M./New York 2001, S. 199.

57 Kim Barkmann: *Werde Glücksbringer! Sieben Schlüssel zu den Türen deiner Kraft*, Bochingen 1998, S. 43.

58 Michael Flemming: *Man muss nicht schlecht sein, um besser werden zu wollen. Persönliche Höchstleistung macht Freude*, Regensburg 2001.

59 Annemarie Trixner: *Sei glücklich, Du schaffst es. Gib deinem Leben neuen Schwung*, Landsberg am Lech 1999.

60 Werner Tiki Küstenmacher: *Simplify your life. Einfacher und glücklicher leben,* Frankfurt/M./New York 2001, S. 200f.

61 Christiane Reymann: „Superglückliche Malocher. Tischkicker und Ringe unter den Augen – arbeiten bei einer Internetfirma", in: Manfred Moldaschl/Günter G. Voß (Hrsg.): *Subjektivierung von Arbeit*, München/Mering 2002, S. 298-302, S. 301.

62 Felix von Cube: *Lust an der Leistung. Die Naturgesetze der Führung*, München/Zürich 2002, S. 157.

63 Vgl. Nikolas Rose: "Governing the enterprising self", in: Paul Heelas/Paul Morris (Hrsg.): *The Values of the Enterprise Culture. The Moral Debate*, London/New York 1992.

64 Vgl. Ulrich Bröckling: „Das unternehmerische Selbst und seine Geschlechter. Genderkonstruktionen in Erfolgsratgebern", in: *Leviathan* 2/2002, S. 175-194.

65 Werner Tiki Küstenmacher: *Simplify your life. Einfacher und glücklicher leben,* Frankfurt/M./New York 2001, S. 100.

66 *Frauenpower für Powerfrauen. Der beste Weg zu mehr Glück, Erfolg und Selbstbewusstsein*, München 2000, S. 83.

67 Nikolaus B. Enkelmann: *Mit Freude leben. Der Weg zu Glück und Erfolg*, Landsberg am Lech 2000, S. 9.

68 Richard Carlson: *Werde glücklich, werde reich! ... an Erfahrungen und Einsichten. Mit der positiven Umsetzung im Leben kommt der Erfolg von alleine. Das Buch für alle, die mehr Freude und Wohlstand in ihr Leben bringen wollen*, München 1999, S. 31.

69 Kurt Tepperwein: *Der Schlüssel zum Glück. Ein Anti-Ärger-Programm*, Güllesheim 1997, S. 119.

70 Lothar Seiwert: *Life- Leadership. Sinnvolles Selbstmanagement für ein Leben in Balance,* Frankfurt/M./New York 2001, S. 199.

71 Richard Carlson: *Werde glücklich, werde reich! ... an Erfahrungen und Einsichten. Mit der positiven Umsetzung im Leben kommt der Erfolg von alleine. Das Buch für alle, die mehr Freude und Wohlstand in ihr Leben bringen wollen*, München 1999, S. 30f.

72 Gesine Baur/Wilhelm Schmid-Bode: *Glück ist kein Zufall. Lassen Sie sich vom Glück berühren. Die besten Methoden für ein erfülltes Leben*, München 2000.

73 David Niven: *Die 100 Geheimnisse glücklicher Menschen*, München 2000, S. 22.

74 *Frauenpower für Powerfrauen. Der beste Weg zu mehr Glück, Erfolg und Selbstbewusstsein*, München 2000, S. 54.

75 Renate Haen: *Das Zicken-Prinzip. Der weibliche Weg zu Ruhm und Glück*, München 2001, S. 136.

76 Vgl. insbesondere Lothar Seiwert: *Life-Leadership. Sinnvolles Selbstmanagement für ein Leben in Balance*, Frankfurt/M./New York 2001.

77 Vgl. Nikolas Rose: *Inventing Ourselves. Psychology, Power, and Personhood*, Cambridge 1998, S. 159.

78 Pascal Bruckner: *Verdammt zum Glück. Der Fluch der Moderne. Ein Essay*, Berlin 2001, S. 57.

Literatur

Barkmann, Kim: *Werde Glücksbringer! Sieben Schlüssel zu den Türen deiner Kraft*, Bochingen 1998.

Baur, Gesine/Schmid-Bode, Wilhelm: *Glück ist kein Zufall. Lassen Sie sich vom Glück berühren. Die besten Methoden für ein erfülltes Leben*, München 2000.

Bröckling, Ulrich/Krasmann, Susanne/Lemke, Thomas (Hrsg.): *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*, Frankfurt/M. 2000.

Bröckling, Ulrich: „Das unternehmerische Selbst und seine Geschlechter. Genderkonstruktionen in Erfolgsratgebern", in: *Leviathan* 2/2002, S. 175-194.

Bruckner, Pascal: *Verdammt zum Glück. Der Fluch der Moderne. Ein Essay*, Berlin 2001.

Carlson, Richard: *Werde glücklich, werde reich! ... an Erfahrungen und Einsichten. Mit der positiven Umsetzung im Leben kommt der Erfolg von alleine. Das Buch für alle, die mehr Freude und Wohlstand in ihr Leben bringen wollen*, München 1999.

Cruikshank, Barbara: "Revolution within: Self-government and self-esteem", in: Barry, Andrew/Osborne, Thomas/Rose, Nikolas (Hrsg.): *Foucault and political reason. Liberalism, neo-liberalism and rationalities of government*, London 1996, S. 231-252.

de Certeau, Michel: *Kunst des Handelns*, Berlin 1988.

Donzelot, Jaques: "The Pleasure in Work", in: Graham Burchell/Colin Gordon/Peter Miller (Hrsg.): *The Foucault Effect: Studies in Governmentality*, Chicago 1991, S. 251-280.

Flemming, Michael: *Man muss nicht schlecht sein, um besser werden zu wollen. Persönliche Höchstleistung macht Freude*, Regensburg 2001.

Glocheux, Dominique: *512 Wege zum Glück*, Freiburg/Basel/Wien 2000.

Grün, Anselm: *Das kleine Buch vom wahren Glück*, Freiburg/Basel/Wien 2001.

Haaks, Nikola: „Glück hängt nicht so sehr von äußeren Dingen ab." Interview mit Stephan Klein, in: *Brigitte* 15/2002, S. 104-105.

Haen, Renate: *Das Zicken-Prinzip. Der weibliche Weg zu Ruhm und Glück*, München 2001.

Helmstetter, Rudolf: „Guter Rat ist (un)modern. Die Ratlosigkeit der Moderne und ihre Ratgeber", in: Gerhart von Graevenitz (Hrsg.): *Konzepte der Moderne,* Germanistische-Symposien-Berichtsbände 20, Stuttgart/Weimar 1999, S. 147-172.

Holdau, Felicitas: *Einfach gut drauf. Tolle Gute-Laune-Macher. Wellness-Tips und Psycho-Tricks*, München 1999.

Klein, Stefan: *Die Glücksformel. Oder: Wie die guten Gefühle entstehen*. Hamburg 2002.

Klinger, Cornelia: „Über Freiheit und Glück", in: Emil Angehrn/Bernhard Baertschi (Hrsg.): *Die Philosophie und die Frage nach dem Glück*, *Studia philosophica*, Vol. 56, Bern/Stuttgart/Wien 1997, S. 94-111.

Koch-Linde, Birgitta: *Amerikanische Tagträume. Success und Self-Help Literatur der USA*, Frankfurt/M. New York 1984.

Kössner, Christa: *Schlüssel zum Glücklich-Sein. Das Spiegelgesetz*, Steyer 1997.

Küstenmacher, Werner Tiki: *Simplify your life. Einfacher und glücklicher leben,* Frankfurt/M./New York 2001.

Lagrange, Jacques: „Lesarten der Psychoanalyse im Foucaultschen Text", in: Marcelo Marques (Hrsg.): *Foucault und die Psychoanalyse. Zur Geschichte einer Auseinandersetzung*, Tübingen 1990, S. 11-74.

Miller, Peter/Rose, Nikolas: „Das ökonomische Leben regieren", in: Richard Schwarz (Hrsg.): *Zur Genealogie der Regulation. Anschlüsse an Michel Foucault,* Mainz 1990, S. 54-108.

Moldaschl, Manfred: „Ökonomien des Selbst. Subjektivität in der Unternehmensgesellschaft", in: Johanna Klages/Siegfried Timpf (Hrsg.): *Facetten der Cyberwelt. Subjektivität, Eliten, Netzwerke, Arbeit, Ökonomie*, Hamburg 2002.

Müller-Schneider, Thomas: „Die Erlebnisgesellschaft – der kollektive Weg ins Glück?", in: *Das Parlament*, Beilage zu *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Nr. 12/17. März 2000.

Murphy, Joseph: *Dein Recht auf Glück. Der Triumph des positiven Denkens*, München 2000.

Peale, Norman V. / Blanton, Smiley: *Aufforderung zum Glücklichsein. Wie sich alles zum Guten wendet*, München 1999.

Peters, Thomas J./Austin, Nancy: *Leistung aus Leidenschaft. Über Management und Führung*, Hamburg 1986.

Psychotherapie, Bd. 1/2000, Report: 09. August 2000.

Rath, Norbert: „Die Kraft zur Angst und die zum Glück sind das gleiche. Das Konzept des Glücks in der kritischen Theorie Adornos", in: Alfred Bellebaum/Klaus Bartheimer (Hrsg.): *Glücksvorstellungen. Ein Rückgriff in die Geschichte der Soziologie*, Opladen 1997.

Reymann, Christiane: „Superglückliche Malocher. Tischkicker und Ringe unter den Augen – arbeiten bei einer Internetfirma", in: Manfred Moldaschl/Günter G. Voß (Hrsg.): *Subjektivierung von Arbeit,* München/Mering 2002, S. 298-302, S. 301.

Rose, Nikolas: *Inventing Ourselves. Psychology, Power, and Personhood*, Cambridge 1998.

Schmidt, Angela: „‚Mich regiert blanke Angst'. Die Realität extremer Gefühle in neuen Formen der Arbeitsorganisation", in: Klaus Pickshaus/Horst Schmitthenner/Hans-Jürgen Urban (Hrsg.): *Arbeiten ohne Ende. Neue Arbeitsverhältnisse und gewerkschaftliche Arbeitspolitik*, Hamburg 2001, S. 28-33.

Seiwert, Lothar: *Das Bumerang-Prinzip. Mehr Zeit fürs Glück*, München 2002.

Selby, John: *Die Kunst zu leben. Glücklich im Hier und Jetzt,* München 2002.

Soiland, Tove: „Das Spiel mit den Geschlechtern – eine Sackgasse?", in: *WOZ,* 22.5. 2003, S. 20-21.

Tarr Krüger, Irmtraud: *Vom leichten Glück der einfachen Dinge. Kleine Freuden – große Wirkung*, Freiburg/Basel/Wien 1998.

Tepperwein, Kurt: *Der Schlüssel zum Glück. Ein Anti-Ärger-Programm*, Güllesheim 1997.

Trixner, Annemarie: *Sei glücklich, Du schaffst es. Gib deinem Leben neuen Schwung*, Landsberg am Lech 1999.

Zur Schmiede, Sylvia/Miethe, Manfred: *Wer glücklich ist, kann glücklich machen.Von der Freude, die in unseren Herzen singt*, Freiburg/Basel/Wien 1999.

www.bumerang-prinzip.de.524.html. 15.12.2003.

www.cell-consulting.com/a/2/32/index.htm, 15.12.2003.

Erica Pedretti

So war es. So war es nicht. Ein Entwurf.

Es gibt keine Umwege, es gibt nur Wege, da es unsere Vorstellung ist, die den Dingen ihren Wert gibt, hat einer, ich glaube, es war Vincent, einmal gesagt. (Wer Vincent war, erzähle ich später.) Keine Rede von vorgezeichneten Wegen:

Du hast deinen Weg selber eingeschlagen, weitgehend selbst gewählt, am Anfang zumindest, und hättest wissen müssen, in welche Richtung er dich führen würde.

Nein, das hatte Fanny nicht so genau vorausgesehen. Aber dann konnte sie die Art, wie oder wie weit sie gehen wollte, bis zu einem gewissen Grad doch selbst bestimmen und ist ihren Weg gegangen wie keine vor ihr. Also nicht die Rede von vorgezeichneten Wegen.

Fanny beobachtet ihre jüngste Enkelin, eine Neunzehnjährige, die ihr kleines Kind im Arm hält, es bewundernd anlächelt und an sich drückt, immer wieder, verliebt, der Kleine lacht.

Du scheinst Freude an deinem Baby zu haben, bemerkt Fanny verwundert: Ich hätte ein Vermögen dafür gegeben, nicht gleich Kinder zu bekommen.

Genau so sagt sie es. Wirklich?

Wie oft habe ich das gehört, denkt Anne. Meine Mutter hätte ein Vermögen gezahlt, dass es mich nicht gäbe. Denn das erste ihrer Kinder war ich. So direkt sagt sie das allerdings nie: Wenn es *dich*, Anne, nicht gäbe! So sagt sie es natürlich nicht, immer waren und sind es *die Kinder*. Aber ich habe ihr tatsächlich mehr Schwierigkeiten, mehr Kummer bereitet als die Jüngeren, ja, als alle drei andern zusammen.

Gestern nach dem Aufwachen aus einem morgendlichen Traum, einem Traum, in dem Anne Fanny war, Fanny hätte sein können, endlich ein wenig Verständnis für die Mutter, oder Verständnis für diesen Satz.

Wirklich?

Sie sagt doch nur, was andere verschweigen. Und ob verschwiegen oder nicht, das merkt ein Kind, das kleinste Baby bemerkt das. Aber wieviele Kinder sind damals auf Wunsch der Mütter zur Welt gekommen? Nur wenige. Wie schnell

sowas passiert. Man ist jung, die Gefühle sind neu und stark, das Verlangen unwiderstehlich.

Meinst du?

Sie war wirklich zu jung, in dieser Hinsicht hatte ihre Mutter recht gehabt. Hat die Grossmutter nicht immer recht gehabt, denkt Anne.

Oder hat zumindest immer gemeint, recht zu haben, denkt Fanny. Kaum verheiratet, hätte sie ein Vermögen dafür gegeben, nicht gleich schwanger zu werden.

Wahrscheinlich war es so. Natürlich: Da spielt ein wildes Mädchen Indianer oder hat gerade noch Indianer gespielt

Wirklich?

Ja, und verliebt sich in einen um sechzehn Jahre Älteren, der heiraten will, hopp hopp, der auch gerne Vater werden möchte.

Wahrscheinlich war es so. Ich kenne ihn, ich kenn ihn gut, so war er, er ist so. Er betrachtet es als Pflicht, Nachwuchs zu zeugen und zu erziehen, und sie wird umgehend schwanger. Eine, die am liebsten auf Bäume und Felsen klettert, die kaum mit Puppen, dafür Indianer gespielt hat, heiratet kurz nach der Matura, wird, gerade achtzehnjährig, schwanger, noch bevor sie selber so weit ist, sich Kinder zu wünschen, sich zu überlegen, ob sie ein strampelndes Wesen im Bauch tragen, es gebären, ein Baby im Arm halten, es stillen will.

Etwa so hätte es gewesen sein können. Wahrscheinlich war es so.

Ich hätte, im Gegensatz zu meiner älteren Schwester, lieber keine Kinder gehabt.

Dieser Satz, den sie erst viel später, gegen Ende ihres Lebens, den Kindern, vor allem ihrer Ältesten, wiederholt an den Kopf wirft, bedeutet aber nicht, dass sie diese Kinder, inzwischen längst erwachsen und unabhängig, und später auch ihre Enkel, nicht geliebt hätte. Und sie hat auf ihre ruhige, zuverlässige Weise immer, vor allem in gefährlichen Zeiten während und nach dem Krieg, das jeweils Beste für sie getan. Aber mit achtzehn Jahren hatte sie anderes im Kopf, übrigens ein sehr wacher, intelligenter Kopf, und hatte gar keine Lust, Mutter zu werden. Es ist unsere Vorstellung, die die Dinge bewertet. Der größte Teil der Menschen hält es für ein großes Glück, viele Kinder zu haben; sie und einige andere für ein ebenso großes, keine zu haben. Sowas erlaubt sie sich zu denken, es sogar auszusprechen: Ein Vermögen hätte ich gegeben, keine Kinder zu kriegen. Oder zumindest nicht gleich.

Das sieht ihr ähnlich.

Schon ist es passiert, zu schnell passiert. Der Schreck bleibt aber noch unausgesprochen. Sie kann das denken, doch darf sie Herbert, der außer sich ist vor Freude über die frohe Botschaft, so etwas nicht sagen, natürlich nicht, und drum kann sie auch nichts dagegen tun.

So einfach wäre das damals gar nicht gewesen. Was hätte sie, mit oder ohne Vermögen, dagegen unternehmen sollen. Mit ihrer Erziehung, und bei Herberts großer Freude.

(A propos Vermögen: Ihr Vermögen läuft auf der Straße herum, sagt vorwurfsvoll die Ladeninhaberin, Jahrzehnte später, als Anne um einen weiteren Zahlungsaufschub bittet, im nächsten Monat könne sie die ausstehenden Lebensmittel-

rechungen bestimmt bezahlen. Kinder, ihre vielen Kinder, als Vermögen. Das auf der Straße herumläuft. Die Ladenbesitzerin hat so ein Vermögen nicht.)

Gratulationen. Und so ein herziges Mädi! Und eine so junge Mutter!

Das Kleine schreit, saugt, nuggelt an ihr und beißt sie wund, schreit nachts, wenn sie dringend schlafen müsste, und sobald sie abstillt, die schmerzende Brust durch die Flasche ersetzt, kotzt der Balg alles wieder, immer wieder aus.

Fanny hat doch Hilfen, sie hat ein Kindermädchen, und muss sich nicht selber um das Baby kümmern.

Ja, aber dann sollte sie sich um dieses Kindermädchen kümmern, das, wie ihre Mutter bald feststellt, wenig taugt und durch ein anderes Mädchen ersetzt werden muss, das nicht besser als das erste und auch nicht viel schlechter als das dritte und das vierte Kindermädchen ist. Die Mutter hatte wahrscheinlich recht oder wieder mal gemeint, recht zu haben. Fanny ist nicht gewohnt, andere zu kontrollieren, Anweisungen zu geben, sie hasst es, zu befehlen, jemanden anzustellen oder gar rauszuschmeissen.

Aber das besorgt doch die Mutter.

Die ist ja leider, gottlob, nicht immer da.

Wieviele Kindermädchen haben sich an mir versucht? fragt Fannys Älteste.

Das weiß niemand mehr.

Du hättest zuerst etwas Gescheites lernen sollen, denkt Fanny (bedauernd, vorwurfsvoll?), nein, nie würde sie sowas ihrer jüngsten Enkelin, die ihre Bluse aufgeknöpft und den Kleinen an die Brust gelegt hat, sagen: Ein Kind mit neunzehn! Wie ich. Was hätte ich alles unternehmen können.

Hätte sie nicht noch studieren wollen? Sie war eine aufgeweckte Schülerin gewesen, hatte die Matura brillant bestanden, aber wozu soll ein Mädchen studieren? Das fragt sich Fanny sicher nicht, also sagt es die Mutter? oder, eher, der ungeduldige Bräutigam? Was hätte sie gerne studiert? Architektur? Ja, wahrscheinlich Architektur, die hat sie ihr Leben lang interessiert. Und schwanger oder nicht, nach der Heirat beginnt Fanny sich wirklich mit Architektur zu beschäftigen, sie studiert die Pläne für das neue Haus, bespricht die Details mit einem (als sehr modern) bekannten Architekten, schlägt vor, ändert hie und da etwas ab, und entwirft die Möbel, deren genaue Ausführung sie begleitet. Übrigens sehr schöne Entwürfe, die auch nach siebzig Jahren noch gut bestehen könnten. Womit die Seele sich beschäftigt, darin geht sie auf.

Zum großen neuen Haus nun dieses Kind, bald bekommt sie noch zwei Töchter und endlich einen Sohn. Das Personal ist viel älter und erfahrener als Fanny. Und sie kann doch Ältere und Erfahrenere nicht kontrollieren, sie kann nicht befehlen. Die Leitung einer Familie ist kaum minder mühsam als die eines ganzen Staates, sagt Montaigne: womit die Seele sich beschäftigt, darin geht sie auf; und mögen die häuslichen Aufgaben auch weniger Gewicht haben, so doch nicht weniger Beschwer. Was jetzt?

Jung und verliebt und mit ihrer Begabung, das Beste aus den Gegebenheiten zu machen, hat sie sich dreingeschickt und sich kaum je beklagt: Nein, ich konnte

mich, privilegiert wie ich damals durch die materiellen Umstände noch war, tatsächlich nicht beklagen. Es ist deine Vorstellung, die den Dingen ihren Wert gibt.

Aber die Gegebenheiten, so einfach sind die nicht, und später werden sie alles andere als einfach sein werden fortan Fannys Leben beeinflussen, selten nach ihren Wünschen, und ihre Entwicklung bestimmen. Nur: Ob Mutter von vielen Kindern oder lediglich gutbürgerliche Ehefrau (wie ihre kinderlose Schwester Sophie), ihr Weg ist weitgehend festgelegt.

Ich bin mir da nicht so sicher. Sie hat ihn selber eingeschlagen, selbst gewählt, am Anfang zumindest. Sie wusste, jeder wusste, dass Herbert nicht einfach war, und hätte wissen müssen, in welche Richtung er sie führen würde.

Nein, einmal verliebt, verheiratet mit dem viel älteren und anspruchsvollen, schwierigen Mann, und mehrfache Mutter, konnte sie nur noch wählen, wie sie diese Rollen, die sie gar nicht spielen wollte, ausfüllen konnte. Und hat doch ihr Leben lang versucht, keine Rolle zu spielen (und das in keiner der möglichen Bedeutungen von *eine Rolle spielen*).

Ein schwieriger Mann, was heißt das: *schwierig*? Mit mir war ers nicht, sagt Fanny.

Etwa so hätte es gewesen sein können.

Nein. So einfach ist das nicht. Du bist nicht Fanny. Wahrscheinlich war es ganz anders. Was du da sagst oder schreibst, das ist sie nicht, es fehlt zu vieles, eigentlich alles, was Leben ausmacht. Versuchs noch mal. Es fehlt noch ihr ganzes Leben.

Pasqualina Perrig-Chiello

Frauen im Alter – Vorurteile und Fakten

1. Das Alter ist weiblich – wen kümmert's? Die gesellschaftlichen Prämissen

Alte Frauen sind in unserer Gesellschaft omnipräsent – trotzdem sind alte Frauen in der Wissenschaft und im öffentlichen Diskurs nach wie vor eine marginale Erscheinung. Selbst die *Gender Studies* haben bisher das Thema ‚alte Frauen' stark vernachlässigt. Im Aktionsplan der Weltfrauenkonferenz in Beijing wird beispielsweise dieses Thema nirgends angesprochen. Nur indirekt wird auf Frauen im Alter Bezug genommen, z.B. in Themenbereichen wie Wirtschaft, Gesundheit oder Armut. Aus Gleichstellungssicht gibt es zudem keine Maßnahmen, welche sich spezifisch auf alte Frauen beziehen. Dies steht indes in krassem Widerspruch zur Bedeutung, die dem Thema aufgrund der demografischen Verschiebungen der letzten Jahrzehnte zukommen sollte: Die Lebenserwartung der Frauen, in den letzten 100 Jahren von durchschnittlich 48 Jahren auf gegenwärtig gut 82,5 Jahre gestiegen, ist wesentlich höher als diejenige von Männern. Bereits bei den 65- bis 69-Jährigen bilden die Frauen eine Mehrheit, und mit steigendem Lebensalter nimmt die so genannte ‚Feminisierung des Alters' weiter zu. Bei den über 94-Jährigen stellen Frauen die große Mehrheit von 84% dar.

Nun könnte man meinen, dass aufgrund des Gesagten zumindest in der Altersforschung Frauenfragen einen wesentlichen Bestandteil ihres disziplinären Selbstverständnisses darstellen. Dem ist aber nicht so, selbst wenn der Gerontologie keine ‚*Gender*-Blindheit' vorgeworfen werden kann. Zwar orientierte sich auch die Altersforschung, insbesondere die Geriatrie, die medizinische Altersforschung also, bis noch vor zwei Jahrzehnten an männlichen Standards. In der Folge ist jedoch eine zunehmende Bemühung erkennbar, die Kategorie ‚Geschlecht' in die Forschung mit einzubeziehen. Hierbei handelt es sich aber in erster Linie um punktuelle Nachweise von Verzerrungen und Fehlen der geschlechtsspezifischen Perspektive in verschiedenen Forschungsbereichen, jedoch nicht um eine eigentliche theoretische und methodische Auseinandersetzung mit der ‚*Gender*-Perspektive'.

Zwischenzeitlich hat sich auf diese Weise ein zwar fraktioniertes, aber dennoch beachtliches Forschungsvolumen gesammelt. Das Schicksal dieses Wissens ist indes, dass es weder von der Stammdisziplin, also von der Altersforschung, noch von den *Gender Studies* sonderlich wahrgenommen und integriert wird.

Als Zwischenfazit kann somit festgehalten werden: Obwohl die ‚Feminisierung des Alters' eine demografische und gesellschaftliche Tatsache ist, sind alte Frauen nach wie vor kaum ein Thema, weder in massenmedialer, kultureller noch in wissenschaftlicher Hinsicht – und wenn doch, dann schwingt meistens ein negativer Grundtenor mit. Ergebnisse sozialwissenschaftlicher Forschung weisen deutlich darauf hin, dass die heutige Gesellschaft in vielerlei Hinsicht die Langlebigkeit moderner Menschen ganz generell – nicht nur diejenige der Frauen – noch nicht bewältigt hat. So besteht in westlichen, industrialisierten Ländern keine Kultur, die sich positiv auf alte Menschen bezieht. Dies zeigt sich in den auffallend widersprüchlichen Kombinationen von nebulösen negativen und positiven Vorstellungen vom Alter, welche sowohl von Jungen wie von Alten geteilt werden. Darin spiegelt sich die existenzielle Ambivalenz gegenüber einer Lebensphase wider, die neben Entwicklungschancen unabdingbar vermehrt Risiken, Einschränkungen und Verluste mit sich bringt. Aber trotz der Bestrebungen der modernen Altersforschung, diese doch vorwiegend negativen, defizitären Vorstellungen vom Alter in Frage zu stellen und durch Modelle ‚erfolgreichen Alterns' zu ersetzen, herrschen im Alltagsverständnis nach wie vor vorwiegend negative Verallgemeinerungen vor, allenfalls gepaart mit hochstilisierten positiven Einzelfällen. Was aus der einschlägigen Forschung klar hervorgeht, ist, dass diese stereotypen, negativen Vorurteile, so genannte, *‚Ageismen'*, Frauen weit mehr treffen als Männer. In diesem Beitrag sollen empirische Fakten zu zentralen Lebensthemen der ‚alten Frau' zusammengetragen und gängigen Vorurteilen gegenüber gestellt werden. Es sind dies:

- die längere Lebenserwartung und deren Folgen
- Körperlichkeit und Altersidentität
- Persönlichkeitsentwicklung im Alter
- die kognitive Leistungsfähigkeit und Kreativität

2. Die längere Lebenserwartung der Frauen und deren Folgen

Das universelle Phänomen der ‚Feminisierung der Gesellschaft' mit zunehmendem Alter ist auf die eingangs erwähnte längere Lebenserwartung von Frauen zurück zu führen. Selbst wenn man bislang keine schlüssige Erklärung hierfür hat, geht man davon aus, dass wir es hier mit einem multikausalen Phänomen zu tun haben. So werden für die Erklärung der unterschiedlichen Sterberaten von Frauen und Männern, neben biologischen, vor allem verhaltensbezogene Faktoren verantwortlich gemacht – und gerade letztere wären auch für die Geschlechterforschung interessant, denn sie sind das Ergebnis geschlechtsspezifischer Sozialisation.

Aus der Forschung wissen wir, dass dem geschlechtstypischen Risikovermeidungsverhalten eine wichtige Rolle für die Erklärung der längeren Lebenserwar-

tung zukommt. Es entspricht der traditionellen Rollenerwartung, dass risikoreiches Verhalten von Frauen eher gemieden wird. Männer sind aggressiven Umwelten vermehrt ausgesetzt und suchen dieselben eher auf als Frauen (z.B. Arbeitsplatz, Freizeit), zudem greifen sie eher zu offen-aggressiven Problemlösungen mit tödlichem Ausgang (Streit, Krieg, Selbstmord) als Frauen dies tun. Dieses Phänomen ist bereits im Kindesalter beobachtbar und zieht sich weiter bis ins hohe Alter. Analog dazu konstatieren wir bei Frauen ein ausgeprägteres Krankheitsvermeidungsverhalten. Frauen meiden vermehrt – nicht zuletzt aufgrund ihrer Sozialisation – harte Drogen, starkes Trinken und Rauchen sowie risikoreiches Sexualverhalten. Männer haben indes ein weit weniger ausgeprägtes Gesundheitsbewusstsein. Im Vergleich zu Frauen schlafen sie in der Regel weniger als sechs Stunden pro Tag, frühstücken eher nicht, sind eher übergewichtig, essen eintöniger und sind weniger informiert über den Zusammenhang zwischen Ernährung und Gesundheit. Zudem unterscheiden sich Frauen von den Männern mit signifikant höheren Einnahmen von Vitaminen und Mineralsupplementen.[1]

Paradoxerweise weisen jedoch die Frauen – trotz dieses erhöhten Engagements in ihre Gesundheit – bereits ab dem mittleren Erwachsenenalter eine erhöhte Morbiditätsrate sowie vermehrte chronische Behinderungen und Pflegebedürftigkeit auf. Eine mögliche Erklärung ist die, dass die zusätzlichen Lebensjahre der Frau verbunden sind mit erhöhten Risikofaktoren (Anstieg der Multimorbidität als Folge des höheren Alters, demenzielle Erkrankungen treten beispielsweise hauptsächlich erst ab dem 80. Lebensjahr auf). Frauen wären demnach nicht einfach aufgrund ihres Geschlechtes häufiger krank, sondern sie sind dies, da sie länger leben. Und – wiederum weil Frauen durchschnittlich länger leben – trifft sie eine erhöhte Inzidenz negativer Lebensereignisse wie Verwitwung, Verlust lieber Mitmenschen weit stärker als Männer.[2]

Ein weiterer Grund berücksichtigt die unterschiedlichen Lebenswelten und beruflichen Biografien der Frauen. Bisherige Forschungsergebnisse, wonach Frauen in unserer Gesellschaft zwar eine höhere Lebenserwartung, dafür aber eine signifikant größere Morbiditätsrate aufweisen als Männer, basieren weitgehend auf ‚homogenen nicht-berufsorientierten' Frauenstichproben. Ausgehend von empirischen Befunden, nach denen die Berufsorientierung und multiple Rollen bei Frauen mit besseren Befindlichkeitsmaßen einhergehen, wurde in der Basler Interdisziplinären Altersstudie (IDA-Studie) der Frage nachgegangen, inwiefern sich diese Effekte auch bei pensionierten, ehemals berufsorientierten Frauen nachweisen lassen.[3] Im Rahmen dieser Studie wurde eine Gruppe pensionierter Frauen (N = 133, Durchschnittsalter: 72,61 Jahre) zu diesem Zwecke einer vergleichbaren altersparallelisierten Männergruppe (N = 309) gegenübergestellt (es handelte sich bei Männern und Frauen um ehemalige Chemieangestellte und Arbeiter). Es sei hier vorausgeschickt, dass 63 % der Frauen dieser Stichprobe unverheiratet und kinderlos waren. Den Ergebnissen zufolge unterscheidet sich diese Seniorinnengruppe nicht signifikant von ihren ehemaligen männlichen Arbeitskollegen bezüglich objektiver und subjektiver Gesundheit und funktioneller Autonomie. Dasselbe lässt sich auch vom Gesundheitsverhalten sagen: Die IDA-Frauen haben weder einen erhöhten Medikamentenkonsum, noch betätigen sie sich weniger körperlich, noch weisen sie mehr Arztkonsultationen auf. Sie unter-

scheiden sich jedoch auch nicht hinsichtlich der Anfälligkeit bzw. der Vermeidung von Risikofaktoren wie z.B. Rauchen oder Vitaminsupplementierung. In diesem Zusammenhang drängt sich die Frage auf, ob sich diese Frauen schlussendlich nicht nur hinsichtlich der Morbiditätsrate, sondern auch in Bezug auf die Mortalitätsrate nicht von den Männern unterscheiden – oder mit anderen Worten: Sterben möglicherweise diese Frauen früher als die durchschnittliche Frauenpopulation? Antwort auf diese Frage erhalten wir durch Extrapolationen aus der Mortalitätsstatistik dieser Studie. Aus dieser Sterbestatistik, welche seit 1965 alle Sterbefälle lückenlos erfasst, geht hervor, dass die Mortalitätsrate der Männer deutlich höher ist (22 %) als die der Frauen (9,2 %). Die Mortalitätsrate der IDA-Frauen entspricht somit derjenigen der durchschnittlichen Frauenpopulation – m.a.W. die IDA-Frauen haben dieselbe Lebenserwartung wie alle anderen alten Frauen auch.[4]

Diese Forschungsergebnisse sind somit ein klarer Beweis, dass die Geschlechtsvariable als alleinige differenzielle Variable nicht ausreicht. Die Notwendigkeit des zusätzlichen Einbezugs sozio-biografischer Variablen bei der empirischen Untersuchung des Phänomens ‚Alter, Geschlecht und Gesundheit' erscheint somit unausweichlich.

3. Körperlichkeit und Altersidentität

In einer Gesellschaft, in der ‚Anti-Ageing' zu einem allgegenwärtigen Schlagwort geworden ist, verwundert es nicht, dass alte Leute sich nicht ohne weiteres als ‚alt' bezeichnen lassen wollen bzw. angeben, sich nicht als solche fühlen.[5] Ein interessantes Phänomen ist die Tatsache, dass die Definition von ‚jung' und ‚alt' je nach Alter der Definierenden variiert. Laut Befragungen junger Leute zwischen 14 und 24 Jahren, die in der Schweiz und in Österreich durchgeführt wurden, beginnt ‚das Alter' Anfang 60. Stellt man dieselbe Frage den Betroffenen selbst (also Leuten ab 60 aufwärts) so rückt die Grenze des ‚Alt-Seins' mit zunehmendem Alter stets nach oben.[6] Seccombe und Ishii-Kuntz sprechen in diesem Zusammenhang vom Phänomen der „tendency to extend the aging boundary as themselves approach it".[7] Ein Phänomen also, das aus dem Alltag so gut bekannt ist. Fragt man die Leute ganz konkret danach, wie alt sie sich ‚fühlen', so kann man ebenfalls mit großer Gesetzmäßigkeit feststellen, dass mit zunehmendem chronologischem Alter auch die Differenz zwischen subjektiv empfundenem Alter und dem effektiven Alter immer größer wird. Zur Illustration sollen hier wiederum Daten aus der bereits erwähnten Basler Interdisziplinären Altersstudie herbeigezogen werden. 338 Personen im Alter von 65 bis 95 Jahren (233 Männer und 105 Frauen) wurden in einem Interview gefragt, wie alt sie sich fühlen. Die Ergebnisse zeigen einen signifikanten Alterseffekt: Je älter die Leute sind, desto mehr haben sie die Tendenz, sich jünger zu schätzen. Daneben ist ein bedeutsamer Unterschied bei der Selbsteinschätzung von Frauen und Männern zu beobachten: Frauen schätzen sich bedeutsam jünger ein als Männer dies tun. Wie die Resultate einer anderen Studie zeigen, beginnt dieser Prozess offenbar bereits im mittleren Lebensalter.[8] In dieser Studie wurden 269 Frauen und Männer mittleren Alters (Durchschnittsalter = 47,1 Jahre) gefragt,

wann ihrer Ansicht nach ‚das Alter' anfängt. Frauen antizipieren den Übergang zum Altsein bedeutsam später als Männer (Frauen = 76 Jahre; Männer = 72 Jahre). Dies steht allerdings in eklatantem Widerspruch zur Fremdeinschätzung: Wie in verschiedenen Studien nachgewiesen wurde, schätzen sowohl junge Männer und Frauen als auch alte Männer Frauen viel früher als alt ein, als sie selber es tun. Dies trifft für alte Männer weit weniger zu.[9] Warum werden Frauen früher als alt wahrgenommen als sie selber es tun und warum schieben Frauen das subjektive Alterslimit so stark nach oben? Hierfür gibt es mindestens zwei mögliche Erklärungen:

1. Die in Wissenschaft und Alltag zumeist vorherrschende biologistische Sichtweise setzt das Ende der Gebärfähigkeit als den Beginn des Alters für Frauen. In medizinischen Büchern wird das Älterwerden für Frauen häufig immer noch als eine bedauernswerte, defizitäre Erfahrung dargestellt. Ganz im Gegensatz zum Manne wird das Ende der Fruchtbarkeit dabei oft mit dem Ende der Geschlechtlichkeit und der Attraktivität gleichgesetzt. Dieselben äußeren Erscheinungsformen des Älterwerdens (Falten, graue Haare, Gewichtszu- oder -abnahme) werden je nach Geschlecht des Beobachteten mit verschiedenen Maßstäben bewertet und attribuiert („double standard of aging").[10]

2. Die Position der ‚alten Frau', bzw. der Respekt, der ihr entgegengebracht wird, variiert je nach sozialem, ökonomischem und kulturellem Kontext. In unserer Gesellschaft haben alte Frauen einen niedrigen Status und nachgewiesenermaßen einen weit niedrigeren als alte Männer – und dies hat Tradition. Wie verschiedene wissenschaftliche Bestandsaufnahmen zeigen, sind alte Frauen seit alters her und in vielen Kulturen zumeist der Missachtung und dem Gespött durch ihre Umwelt ausgesetzt gewesen. Aber auch im volkstümlichen Allgemeinwissen wurde die ‚alte Frau' häufig assoziiert mit ‚hässlich' und ‚unglücksbringend'.[11] Wie eingangs erwähnt, orientierte sich die sozialwissenschaftliche und medizinische Forschung bei der Untersuchung menschlichen Alterns bis in die 80er Jahre dieses Jahrhunderts an männlichen Standards. Wenn alte Frauen überhaupt erwähnt wurden, dann meist unter äußerst negativen Vorzeichen. In einem viel beachteten 600 Seiten starken Buch „Geschlecht und Charakter"[12] illustriert der Philosophieprofessor Otto Weininger in den paar Zeilen, die er alten Frauen widmet, aufs Beste, wie absolut wertlos diese angesehen wurden. Eine Frau ist seiner Ansicht nach ein hohles Gefäß, das in jungen Jahren mit der Liebe des Mannes gefüllt wird und deshalb in Schönheit erstrahlen kann. Fällt mit dem Alter (sprich mit dem Wegfallen der Fruchtbarkeit und Geschlechtlichkeit) die Liebe weg, so zerfällt auch die Schönheit und das Gefäß wird wieder hohl und wertlos. Diese misogynen Ansichten untermauert Weininger mit großem Aufwand anhand von Zitaten berühmter Männer beginnend bei Aristoteles, um schließlich bei Schopenhauer zu enden.[13] Wen wundert es, dass – aufgrund so lang tradierter negativer Vorbehalte alten Frauen gegenüber – selbst starke und erfolgreiche Frauen wie Simone de Beauvoir etliche Mühe mit dem eigenen Älterwerden hatten?

„Eines Tages habe ich mir gesagt ‚Ich bin 40 Jahre alt'. Als ich mich von diesem Staunen erholt hatte, war ich 50. Die Betroffenheit, die mich damals überfiel, hat sich nicht gegeben... Ich begreife die Castiglione, die alle Spiegel zerschlagen hat... Ich hasse mein Spiegelbild: über den Augen die Mütze, unterhalb der Augen die Säcke... Ich aber sehe meinen früheren Kopf, den eine Seuche befallen hat, von der ich nie mehr genesen werde."[14]

4. Persönlichkeitsentwicklung und Geschlecht im Alter

Aber nicht nur bezüglich der Körperlichkeit, sondern auch was die Persönlichkeitsentwicklung im Alter anbelangt, wird in unserer Gesellschaft üblicherweise auf eine Reihe von Vorurteilen zurückgegriffen. Beachtlich an der Charakterisierung ‚des Alters' fällt das durchgängig defizitäre Bild auf, welches von Jungen wie von Alten geteilt wird. Wer also in unserer Gesellschaft als ‚alt' bezeichnet wird, kann mit standardisierten Erwartungen ihm/ihr gegenüber quer durch alle Altersgruppen rechnen. In einer Untersuchung stuften Erwachsene mittleren Alters alte Menschen als weit konservativer, komplizierter, schwächer und passiver ein als sich selbst.[15] Alte Leute teilen diese Ansichten, sofern sie sich auf die ‚anderen Alten' beziehen, jedoch nicht für sich persönlich: Sie selber charakterisieren sich beispielsweise als weniger passiv, weniger kompliziert etc. als ihre Altersgenossen. In zahlreichen psychiatrischen Lehrbüchern werden als häufigste Anzeichen ‚normalen Alterns' folgende Symptome genannt: Verschärfung (je nach Lehrbuch ‚Karikierung') von Charakterzügen (sparsam wird zu geizig, habgierig; vorsichtig zu misstrauisch, paranoid), gedankliche und affektive Umstellungsschwäche, Festhalten am Gewohnten sowie Egozentrizität.[16] Treffen diese stereotypen, wenig differenzierenden, negativen Erwartungen Frauen und Männer gleich? Lassen sich alte Frauen anders charakterisieren bzw. charakterisieren sich alte Frauen anders als alte Männer? Auf der Suche nach Antworten auf diese Frage zeigt sich oft, dass die erwähnte Reserviertheit gegenüber ‚Alten' in unverhohlene Feindseligkeit bzw. tiefes Bedauern gegenüber alten Frauen umschlägt. Viele psychoanalytisch inspirierte Autoren attestieren beispielsweise alten Frauen eine Regression auf analerotischem Niveau. Zur Illustration ein Zitat von Freud:

„Es ist bekannt, dass die Frauen häufig, nachdem sie ihre Genitalfunktionen aufgegeben haben, ihren Charakter in eigentümlicher Weise verändern. Sie werden zänkisch, quälerisch und rechthaberisch, kleinlich und geizig, zeigen also typische sadistische Züge, die ihnen vorher nicht eigen waren..."[17]

Unverheiratete Frauen kommen bei Weininger gar noch weit schlechter weg:

„Die alte Jungfer ist eben das Weib, dem der Mann, der sie schafft, nicht mehr begegnet; ... das alte Weib ist umso böser, je mehr alte Jungfer es ist".[18]

Das Bild der alten Frau ist häufig assoziiert mit der Thematik von Macht und Kontrolle. Fooken zufolge könnten diese misogynen und aggressiven Einstellungen als Resultat eines ambivalenten Gefühls (Angst und Bewunderung) gegenüber

einer unheimlichen Macht alter Frauen interpretiert werden.[19] Die Position der alten Frau als Hüterin und Vermittlerin eines spezifischen, zumeist volksmedizinischen Wissens, – als Hexen, Prophetinnen, Sibyllen, Kupplerinnen, Hebammen, etc. – war seit je her eine gefährdete. Obwohl die moderne Altersforschung solche übergeneralisierenden Aussagen weitgehend überwunden hat, ist die Untersuchung geschlechtstypischer Persönlichkeitsentwicklung doch noch recht rudimentär. Obschon C.G. Jung bereits 1931 plädierte, dass es im Alter zu einer Konvergenz der Geschlechtsrollen, bei vielen gar zu einer eigentlichen Rollenumkehrung (zu einem sog. „*cross-over*“) komme,[20] blieb die entsprechende empirische Erforschung noch lange ein Desiderat. Erste empirische Befunde wurden von Neugarten und Gutmann berichtet.[21] Demnach wird der ‚alte Mann‘ beschrieben als jemand, der seine Abhängigkeits- und Versorgungsbedürfnisse akzeptiert hat und die ‚alte Frau‘ als jene, die ihre egozentrischen, durchsetzungswilligen und aggressiven Impulse endlich realisiert. Gutmann postuliert eine strukturelle Feminisierung des alten Mannes aufgrund des Verlustes seiner Erwerbsposition.[22] Es entspreche der veränderten Lebenslage (Befreiung von aktiven Leistungszwängen), dass alte Männer in verschiedenen Persönlichkeitsdimensionen verweiblichen. Der Feminisierung des alten Mannes stünde die Maskulinisierung der alten Frau gegenüber. Diese äußere sich nicht bloß in vermehrt männlichen Verhaltensweisen (aggressives, hartnäckiges, durchsetzendes Auftreten), sondern auch in ihrer Erscheinung (tiefere Stimme, Oberlippenbart, dünnerer Haarwuchs). Im Rahmen der bereits erwähnten Basler Interdisziplinären Altersstudie wurden längsschnittliche Veränderungen der Selbsteinschätzung von Persönlichkeitsmerkmalen von Frauen und Männern untersucht.[23] Die erste Erhebung erfolgte 1971 anhand des Freiburger-Persönlichkeits-Inventars, die zweite 24 Jahre später, 1995 also. Beim ersten Messzeitpunkt waren die Leute im Schnitt 50-jährig, beim 2. Messzeitpunkt im Schnitt 74-jährig. Es sei hier vorausgeschickt, dass 63 % der Frauen unserer Stichprobe unverheiratet und kinderlos sind – Frauen also, über die wir aus der Forschung noch weniger wissen als von ‚alten Frauen‘ generell, und welche besonders von negativen Altersbildern betroffen sind.[24] Die longitudinalen Ergebnisse, welche durch die quersequenziellen bestätigt wurden, ergaben ein äußerst interessantes Veränderungsprofil, welches in Widerspruch steht zu den meisten bisherigen Annahmen zur Persönlichkeitsentwicklung von Frauen und Männern in der mittleren und höheren Lebensphase:

Persönlichkeitsentwicklung vom mittleren zum höheren Lebensalter. Verglichen mit 1971 zeigten die IDA-Frauen im Alter (1995) signifikant weniger körperliche Beschwerden, waren weniger irritierbar, weniger gehemmt, weniger depressiv, weniger neurotisch und sie zeigten – und dies allein steht in Einklang mit bisherigen wissenschaftlichen und Alltags-Annahmen – signifikant höhere Werte hinsichtlich der reaktiven Aggressivität (höheres Dominanzstreben). Bei den Männern jedoch wurde nicht etwa eine Abnahme des Dominanzstrebens beobachtet, sondern – wie bei den Frauen – eine signifikante Zunahme. Bei den anderen Persönlichkeitsdimensionen zeigen die Männer keine bedeutsamen Veränderungen.

Geschlechtsspezifische Unterschiede im mittleren und höheren Lebensalter. Die Resultate zeigen keineswegs eine geschlechtsspezifische Rollenumkehrung sensu Jung oder Gutmann (Feminisierung des Mannes, Maskulinisierung der Frau). In unserer Stichprobe finden wir im Alter dieselben geschlechtsspezifischen Unterschiede vor wie im mittleren Lebensalter: Frauen zeichnen sich aus durch signifikant tiefere Werte in der spontanen wie in der reaktiven Aggressivität als die Männer und sie sind nach wie vor weniger gelassen.

5. Die kognitive Leistungsfähigkeit

Alter wird in unserer Gesellschaft nicht bloß assoziiert mit dem Verlust körperlicher Schönheit und Leistungsfähigkeit sowie mit negativen Persönlichkeitseigenschaften, sondern – und vor allem auch – mit dem Verlust kognitiver Kapazität. Wie reliable Untersuchungsergebnisse zeigen, wird von jungen Erwachsenen ein genereller Gedächtnisabbau im Alter antizipiert und mit geradezu schicksalhafter Ergebenheit erwartet.[25] Fragt man die alten Leute selber, so wird diese negative Einschätzung stark relativiert. Wie in der eben erwähnten IDA-Studie nachgewiesen werden konnte, sind immerhin 40% der 65- bis 70-Jährigen der Meinung, ihr Gedächtnis sei im Laufe der Jahre keineswegs schlechter geworden (bei den über 80-Jährigen sind es immerhin noch 1/4, die dies von sich behaupten). Dieses vorwiegend positive Selbstbild der alten Leute steht in klarem Widerspruch zu ihrem eigenen Fremdbild über Gleichaltrige: Auf die Frage nämlich, wie sie die eigene Gedächtniskapazität im Vergleich zu Gleichaltrigen einschätzen würden, antworteten 61% der 65-Jährigen, die eigene Gedächtnisleistung sei besser als diejenige von Gleichaltrigen. Je älter die Leute werden, desto prononcierter wird dieser Effekt.[26] Dieses positive Selbstbild trifft indes nicht für Männer und Frauen gleichermaßen zu. Erste Untersuchungen zu dieser Thematik ergaben, dass alte Frauen ängstlicher, zurückhaltender und bescheidener sind in der Beurteilung der eigenen kognitiven Kompetenz: Ältere Männer zeigen eine optimistischere Selbsteinschätzung als Frauen, obwohl sie sich in den objektiven Leistungen nicht signifikant von den Frauen unterscheiden.[27] Woher rührt dieses positive Selbstbild, welches alte Leute – vor allem alte Männer – von ihrer kognitiven Kompetenz haben? Wie erklärt sich die große Divergenz zwischen diesem so positiven Selbstbild und dem negativen Fremdbild? Um es vorweg zu nehmen: Dieses negative Fremdbild basiert auf der Alltagserfahrung, dass allgemein die kognitive Leistungsfähigkeit mit zunehmendem Alter abnimmt. Wissenschaftliche Arbeiten der letzten Dekaden haben diese Annahme differenziert und untermauert: So weist nicht bloß – wie anfänglich angenommen – die fluide sondern auch die kristalline Intelligenz alterskorrelierte Einbußen auf.[28] Wenn es nach Banduras *self-efficacy*-Theorie[29] gehen würde, wonach selbstbezogene Kompetenzurteile soziale Konstruktionen sind, müssten alte Leute im Lauf der Jahre ein zunehmend geringeres Selbstwertgefühl entwickeln. Dem ist – wie eben dargelegt wurde – in keiner Weise so: Dem Großteil der alten Leute scheint es – trotz negativer Fremdbilder hinsichtlich Persönlichkeitseigenschaften und kognitiver Leistungsfähigkeit – zu gelingen, ihr gewohntes Selbstbild zu

wahren. Brandtstädter und Greve haben in diesem Zusammenhang verschiedene Grundprozesse bzw. Immunisierungsmechanismen zur Sicherung einer positiven Identität und der Bewältigung bei drohenden Selbstwertproblemen beschrieben.[30] So wird beispielsweise bei datengerichteten Immunisierungsmechanismen die bedrohliche bzw. selbstbilddiskrepante Information ausgefiltert, diskreditiert oder als irrelevant betrachtet. Darüber hinaus können auch konzeptgerichtete Immunisierungstendenzen beobachtet werden, wonach beispielsweise alte Leute ihre durchaus erahnten/perzipierten Leistungseinbußen mit ihrer großen Lebenserfahrung selbstwertdienlich abwandeln. Offenbar gelingt es aber den alten Männern besser als den alten Frauen, diese selbstwertdienlichen Mechanismen auszubilden. Die Tatsache, dass alte Frauen weniger zuversichtlich sind hinsichtlich ihrer kognitiven Leistungsfähigkeit, kann auf ihre geschlechtsspezifische Sozialisation und ihre Alltagserfahrung zurückgeführt werden. Ihre biografischen Erfahrungen erlauben es den alten Frauen nicht, kognitive Leistungssituationen als positive Herausforderung zu sehen. Aber nicht nur die geschlechtsspezifische Sozialisation wirkt sich negativ auf das kognitive Leistungsselbstbild alter Frauen aus, sondern auch die Alltagserfahrung, wie andere an sie herantreten und sie behandeln. So ist die Chance für eine alte Frau als ‚weise' bezeichnet zu werden, so gut wie nicht gegeben. Weisheit, im Alltagsverständnis eine Kombination kognitiver Fähigkeiten und emotionaler Reife, wird – wie verschiedene Untersuchungen gezeigt haben – von Alten und Jungen, von Frauen und Männern, zwar mit dem Alter assoziiert, aber vorab mit dem ‚männlichen Alter'.[31] Wie Orwoll und Perlmutter nachweisen, sind Vorstellungen darüber, wer als ‚weise' bezeichnet wird und wer nicht, stark sozialen Stereotypen unterworfen.[32] Es erstaunt also nicht, dass in einer Gesellschaft, in der Frauen – bis heute noch – wenig Chancen hatten, sich schulisch, beruflich und in der öffentlichen Arbeit zu profilieren, auch nicht wahrgenommen werden, geschweige denn als ‚weise' in Aktion treten können/dürfen. Aber nicht nur im Alltagsverständnis herrscht das negative Bild weiblicher kognitiver Leistungsfähigkeit vor. Auch die Wissenschaft kann sich auf eine diesbezügliche lange Diskriminierungstradition berufen. Um einmal nicht auf den viel zitierten ‚physiologischen Schwachsinn der Frau' von Möbius zurückzugreifen, soll hier der mindestens so prominente eingangs zitierte Weininger bemüht werden:

> „Fehlt einem Wesen, wie dem Weibe, die begriffliche, so mangelt ihm deshalb notgedrungen gleichzeitig die urteilende Fähigkeit (...)"

> „(...) Es gibt kein weibliches Genie, hat nie ein solches gegeben ... und kann nie ein solches geben... Kein Weib hat wirkliches Interesse für die Wissenschaft, sie mag sich selbst und noch so viele braven Männer vorlügen."[33]

Solche ‚wissenschaftlichen' Entgleisungen sind nicht bloß Relikte längst vergangener Tage. Auch in aktuellen und renommierten Publikationsorganen kann man gelegentlich ganz offene misogyne Meinungen antreffen, die unter dem Mantel objektiver Wissenschaftlichkeit das an sich schon negative Bild der ‚alten Frau' noch perpetuieren. Als Beispiel sei hier auf einen 1995 im *Scientific American* erschienen Artikel über „The oldest old" von Thomas Perls verwiesen.[34] Gestützt

auf empirische Daten wird hier ein „*gender cross-over*“ für die über 80-Jährigen postuliert, was die kognitive Leistungsfähigkeit anbelangt. Dem Autor zufolge wären zwar Frauen bis zu diesem Alter den Männern in der objektiven kognitiven Leistungsfähigkeit äquivalent, dies würde sich mit zunehmendem Alter jedoch drastisch zuungunsten der Frauen verändern:

> „Surprisingly, as a group, men older than 90 generally have better mental functions than do their female peers. Women, it seems, tend to live with their dementia rather than to die from it. In consequence, very old females on average retain less of their mental abilities than do men of the same age.“[35]

Die vom Autor vorgelegten empirischen Resultate scheinen diese Aussage vollumfänglich zu unterstützen. Dies ist aber nur die halbe Wahrheit. Was im Artikel wohlweislich verschwiegen wird, ist die Größe der Stichprobe sowie die Streuungsmasse. Aus demografischen Untersuchungen ist nämlich bekannt, dass das Verhältnis Mann-Frau bei den über 90-Jährigen in der Schweiz beispielsweise 1: 8 beträgt (eine Beobachtung, die auf die meisten industrialisierten Länder zutrifft). In Anbetracht dieser Tatsache, relativiert sich natürlich unser Erstaunen über die berichteten Daten: Bei den Männern über 90 handelt es sich bekanntlich um eine hochselektive Gruppe (*selective survival group*), bei den Frauen hingegen haben wir eine große Durchmischung mit hohen Streumassen.

6. Kreativität und Geschlecht

In der Literatur finden sich äußerst eindrückliche Berichte darüber, wie man(n) bis ins hohe Alter kreativ sein kann. Die Ehrengalerie reicht von Michelangelo bis Picasso und Rubinstein. Dass darunter keine Frauen vorzufinden sind, mag nach all dem Gesagten wohl kaum mehr erstaunen. Eine Sichtung der Literatur zeigt, dass auch was die Kreativität anbelangt alte Frauen von negativen Stereotypisierungen betroffen sind. Es scheint sich hier ein alttradiertes, stereotypisiertes und eindimensionales Wissen über die Art und Weise, wie Männer und Frauen kreativ sind, durchgesetzt und erhalten zu haben: Bei Männern können wir eine ‚freie Form‘ der Kreativität beobachten, die alles Organismische transzendiert, demnach wären diese in spiritueller und überlegener Weise kreativ. Frauen hingegen wären bloß in materieller Hinsicht kreativ (Frauen sozusagen als Sklavinnen ihrer biologischen Funktion) – Kreativität wäre bei ihnen aufs ‚Kinderkriegen‘ reduziert.[36] Aufgrund ihrer Sozialisation waren die heute alten Frauen für die handfesten, bodenständigen Aktivitäten zuständig (Kinder und Haushalt) – Männer jedoch für die großen kreativen Würfe in Kunst, Architektur, Wissenschaft, etc. Als Illustration sei hier Bertrand Russel (welcher in der Literatur mit Vorliebe als Prototyp eines kreativen Alten gehandelt wird) zitiert:

> „Die denkbar befriedigendste Arbeit besitzt indes eine weitere Eigenschaft, die als Glücksquelle noch wichtiger ist als die Ausübung geistiger oder manueller Fertigkeit: die Möglichkeit, etwas aufzubauen, zu kreieren. Manchmal, wenn auch keineswegs besonders häufig, schafft die Arbeit etwas, das nach ihrer

> Vollendung als Denkmal bleibt. ... Doch steht sie leider in ihren höchsten Graden nur Männern von außergewöhnlicher Befähigung offen. Politiker, Künstler, Wissenschaftler... Wenn auch der Vorteil aufbauenden Wirkens nur für eine Minderheit erreichbar sein wird, kann er doch immerhin einer ganz stattlichen Minderheit zugute kommen. Das wird ein jeder empfinden, der ... seine Arbeit für nutzbringend hält und Tüchtiges darin leistet. Auch die Erzeugung einer tauglichen Nachkommenschaft gehört zu den schwierigen aufbauenden Arbeiten und kann tiefe Befriedigung schenken. Jede Frau, die das vollbracht hat, kann fühlen, dass sie in ihren Wehen der Welt etwas Wertvolles gegeben hat, das sonst ihr fehlen würde".[37]

Es erstaunt auch hier nicht, dass bei soviel Voreingenommenheit und Stereotypisierung, Frauen, insbesondere alte Frauen, sich in Sachen Kreativität wenig zutrauen. Frauen werden aber nicht bloß als Akteurinnen im Reigen der Kreativen kaum wahrgenommen, sondern sind auch als Sujets kreativer Produkte kaum präsent: Kulturhistorische Zeugnisse zeigen – falls überhaupt vorkommend – ein recht negatives Bild der alten Frau. In der Literatur finden wir sie mit Vorliebe als alte Hexe, in den bildenden Künsten vorab als ein Wesen, das weiblicher Reize und sexueller Attraktivität verlustig wurde. So erbrachte eine Sichtung von 100.000 Bildern (Photothek Herziana in Rom), dass bloß 1% davon alte Frauen darstellten.[38] Alte Männer wurden aber mit Vorliebe als Künstler (Selbstportraits), Propheten und Könige dargestellt. Warum das so ist?

> „Über Tausende von Jahren hinweg konnten die Angehörigen des weiblichen Geschlechts von ihren naturgegebenen geistigen Fähigkeiten keinen Gebrauch machen, da die Männer mit der ihnen eigenen grösseren Körperkraft und ihrer angeblichen geistigen Überlegenheit ihnen den Zugang zu Macht und zur Kultur verwehrten."

Dieses Zitat stammt nicht aus einem feministischen Traktat, sondern aus dem Buch *Alter als Chance* der Nobelpreisträgerin für Medizin Rita Levi Montalcini.[39] Es handelt sich hierbei übrigens um die einzige Stelle, an der sich die Wissenschafterin explizit über Frauen äußert. Aber, mit welchem Wissen und mit wieviel unausgesprochenen Worten! Hierbei ist aber keine Verbitterung, sondern eine Botschaft enthalten, die aufmunternd – ja, anstiftend – ist. Hat nicht gerade sie selber die bestehenden Barrieren umgestoßen und hat mit ihrer Hartnäckigkeit Bahnbrechendes geschaffen, was mit dem Nobelpreis auch honoriert wurde?

7. Zusammenfassung

Dieser Überblick hat gezeigt, dass in unserer Gesellschaft viele negative Altersbilder vorherrschen, welche von Jungen wie von Alten gepflegt und geteilt werden. Dabei wurde klar, dass vor allem alte Frauen davon betroffen sind. Die Liste mit Forschungsergebnissen, welche die multiple Diskriminierung alter Frauen nachweisen, ließe sich beliebig weiterführen. Warum ist das so? Hierzu bieten sich mindestens zwei Erklärungen an:

1. Das negative Bild der alten Frau spiegelt die immer noch vorhandene generelle misogyne Einstellung unserer Gesellschaft wider – nur eben unverhohlen und geballt, weil bei alten Frauen moderierende Variablen wie etwa Schönheit, sexuelle Attraktivität, die aktive Mutterrolle, etc. wegfallen.[40]

2. Alte Frauen repräsentieren in unserer Gesellschaft zwar eine Mehrheit (Feminisierung des Alters), aber es ist dies eine schweigende, eine kaum sichtbare Mehrheit. Ihre weibliche Sozialisation hat sie gelehrt, dass die Öffentlichkeit ihr Platz nicht ist. Die Feministin Nett argumentierte, dass der niedrige Status der Alten darauf zurückzuführen sei, dass die Mehrheit der Alten Frauen seien (*Ageism as byproduct of Sexism*).[41] Der marginale Status sei Resultat einer Sozialisation, die den Frauen das ‚Gefallen' als Lebensaufgabe mitgegeben habe. Ganz offensichtlich hat die weibliche Sozialisation alte Frauen gelehrt, dass die Öffentlichkeit ihr Platz nicht ist. Weil sie sich nicht öffentlich profilierten/profilieren, werden sie folglich auch kaum differenziert wahrgenommen, sie wirken auf die ‚andern' als eine homogene und anonyme Gruppe. Eine Gruppe also, die eine exzellente Projektionsfläche für Ängste und Aggressionen unserer Gesellschaft bietet. Gelingt es gewissen alten Frauen zuweilen dennoch Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, dann bestätigen sie durch ihr Verhalten eben genau das, was man ohnehin schon immer von ihnen erwartet hat (eben, dass sie zänkisch, maskulin, etc. sind). Das bekannte sozialpsychologische Phänomen der ‚illusorischen Korrelation', des fälschlicherweise angenommenen Zusammenhangs zwischen zwei Variablen (‚alte Frau' und ‚zänkisch'), kommt eben nur bei Minoritäten (und seien es auch bloß Schein-Minoritäten) zustande.

Angesichts dieser Sachlage ist es schwer verständlich, dass sowohl Gerontologie als auch *Gender Studies* bislang so wenig Interesse an der Thematik der alten Frauen gezeigt haben – und warum es bis heute von beiden Seiten kaum Bemühungen gab, im Sinne eines interdisziplinären Zuganges eine gemeinsame und innovative Problemsicht zu entwickeln. Bei der Analyse möglicher Gründe für dieses Desinteresse stellt sich paradoxerweise gerade der Anspruch auf Interdisziplinarität beider Disziplinen – welche selber noch mit eigenen disziplinären Abgrenzungsproblemen fertig werden müssen – als ein wesentliches Hindernis heraus. Einerseits hat bestimmt die gegenwärtig noch fragile institutionelle Verankerung beider Disziplinen einen Austausch erschwert; ausschlaggebend scheint uns jedoch das konzeptuelle Dilemma beider Disziplinen an sich zu sein. Dieses Dilemma besteht in der Schwierigkeit, als interdisziplinäres Lehr- und Forschungsgebiet sich in dem disziplinorientierten akademischen System zu profilieren und zu verankern.[42] Dieser Sachverhalt sollte jedoch nicht etwa zu einer lähmenden Larmoyanz verleiten, sondern, ganz im Gegenteil, Anreiz bieten, diese zu Unrecht vernachlässigte Thematik interdisziplinär zu erforschen. Die Tatsache, dass das Thema zwar brisant, aber sozialpolitisch aktuell und vordringlich ist, gibt uns Anlass zu Optimismus.

Anmerkungen

1 Pasqualina Perrig-Chiello/Hannes B. Stähelin: „Frauen und Gesundheit im Alter. Objektive und subjektive Gesundheit und Gesundheitsverhalten pensionierter Arbeiterinnen und Angestellter“, in: *Zeitschrift für Gerontopsychologie und –psychiatrie* 9/1996, S. 195-205.

2 François Höpflinger: *Frauen im Alter – Alter der Frauen*, Zürich 1994.

3 Detaillierte Angaben zur IDA-Studie in: Pasqualina Perrig-Chiello: *Ressourcen des Wohlbefindens im Alter*, Weinheim 1997, sowie in: Pasqualina Perrig-Chiello/Walter J. Perrig/ Hannes B. Stähelin/Eva Krebs-Rubicek/Rolf Ehrsam: „Autonomie, Wohlbefinden und Gesundheit im Alter. Eine interdisziplinäre Altersstudie (IDA)“, in *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie* 29/1996, S. 95-109.

4 Pasqualina Perrig-Chiello, Hannes B. Stähelin: „Frauen und Gesundheit im Alter. Objektive und subjektive Gesundheit und Gesundheitsverhalten pensionierter Arbeiterinnen und Angestellter“, in: *Zeitschrift für Gerontopsychologie und –psychiatrie* 9/ 1996, S.195-205.

5 Ronald E. Goldsmith/Richard A. Heiens: “Subjective age: A test of five hypotheses”, in: *The Gerontologist* 32/1992, S. 312-317.

6 siehe Leopold Rosenmayr/Gerhard Majce/Franz Kolland: *Jahresringe – Altern gestalten*, Wien 1996; Patricia Roux/Pierre Gobet/Alain Clémence/ Francois Höpflinger: „Generationenbeziehungen und Altersbilder“, in: *NFP 32 Alter*, Frauenfeld 1996.

7 Karen Seccombe/Masako Ishii-Kuntz: “Perceptions of problems associated with aging.”, *The Gerontologist* 31/1991, S. 527.

8 Pasqualina Perrig-Chiello/François Höpflinger: *Zwischen den Generationen – Frauen und Männer im mittleren Lebensalter*, Zürich 2001.

9 Allensbacher Archiv: *Älter ist noch nicht alt*, Institut für Demoskopie, Allensbach 1988; Patricia Roux/Pierre Gobet/Alain Clémence/Francois Höpflinger: „Generationenbeziehungen und Altersbilder“, in:*NFP 32 Alter*, Frauenfeld 1996.

10 Insa Fooken: „Biographische Faktoren des Alterslebens lediger und langjährig verwitweter Frauen“, in: Ursula Lehr/ Hans Thomae (Hrsg.): *Formen seelischen Alterns*, Stuttgart 1987; Germaine Greer: *Wechseljahre*, Düsseldorf 1991 (orig. 1989).

11 Fooken Insa: „Frauen im Alter in Bildern der Kunst. Eine Spurensuche nach Erscheinungsformen weiblicher Kompetenz im Alter“, in: *Zeitschrift für Gerontologie* 27/1994, S. 16-25.

12 Otto Weininger: *Geschlecht und Charakter*, 19. Aufl., Wien 1920 (Übersetzungen in acht Sprachen).

13 Ebd.

14 Simone de Beauvoir: *In den besten Jahren*, Hamburg 1961, S. 620-621.

15 Leopold Rosenmayr/Gerhard Majce/ Franz Kolland: Jahresringe – Altern gestalten, Wien 1996; Patricia Roux/ Pierre Gobet/ Alain Clémence/Francois Höpflinger: „Generationenbeziehungen und Altersbilder“, in: *NFP 32 Alter*, Frauenfeld 1996.

16 Leopold Bellak/Toksoz B. Karasu: *Geriatric Psychiatry*, New York 1976; Theodor Spörri: *Kompendium der Psychiatrie*, Basel 1970 (6. Aufl).

17 Sigmund Freud: „Die Disposition zur Zwangsneurose“, in: Sigmund Freud (Hrsg): *Zwang, Paranoia und Perversion*, Zürich 1913/1973, S. 115.

18 Otto Weininger: *Geschlecht und Charakter*, 19. Aufl., Wien 1920, S. 456.

19 Fooken Insa: „Frauen im Alter in Bildern der Kunst. Eine Spurensuche nach Erscheinungsformen weiblicher Kompetenz im Alter“, in: *Zeitschrift für Gerontologie* 27/1994.

20 Carl Gustav Jung: “The stages of life”, in: Herbert Reed/Michael S. Fordham/Gerhard Adler (Hrsg.): *Collected works*, 8, Princeton 1931/1960, S. 387-403.

21 Bernice L. Neugarten/David L. Gutmann: *Age – sex – roles and personality in middle age*, Chicago 1968.

22 David L. Gutmann: *Reclaimed power. Toward a new psychology of men and women in later life*, New York 1987.

23 Pasqualina Perrig-Chiello/Walter J. Perrig/Hannes B. Stähelin/Manette Ruch-Monachon: „Personality changes and gender differences in later life“. in: *Proceedings of the XIVth Biennial ISSBD Conference in Quebec*, Canada 1996.

24 Insa Fooken: „Biographische Faktoren des Alterslebens lediger und langjährig verwitweter Frauen“, in: Ursula Lehr/Hans Thomae (Hrsg.): *Formen seelischen Alterns*, Stuttgart 1987.

25 Ellen B. Ryan/Sheree-Kwong See: “Age-based beliefs about memory changes for self and others across adulthood”, in: *Journals of Gerontology* 48/1993, S. 199-201.

26 Pasqualina Perrig-Chiello: *Ressourcen des Wohlbefindens im Alter*, Weinheim 1997.

27 Ebd.

28 Walter J. Perrig/Pasqualina Perrig-Chiello/Hannes B. Stähelin: „Geistige Leistungen im Alter“, in: Ruth Meyer-Schweizer et al. (Hrsg): *Altern – Krisen und Chancen*, Bern 1996, S. 71-91.

29 Albert Bandura: “Regulation of cognitive processes through perceived self-efficacy”, in: *Developmental Psychology* 25/1989, S. 729-735.

30 Jochen Brandtstädter/Werner Greve: „Das Selbst im Alter, adaptive und protektive Mechanismen“, in: *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie* 24/1992, S. 269-297.

31 Lucinda Orwoll/Marion Perlmutter: “The study of wise persons”, in: Robert J. Sternberg (Hrsg.): *Wisdom*, Cambridge 1990, S. 160-177; Gaby Reinmann-Rothmeier und Heinz Mandl: „Nachgefragt: Das Phänomen Weisheit und seine Entstehung“, in: *Forschungsbericht Nr. 52,* Ludwig-Maximilians-Universität München, München 1995.

32 Ebd.

33 Otto Weininger: *Geschlecht und Charakter*, 19. Aufl., Wien 1920, S. 242 u. 235.

34 Thomas T. Perls: “The oldest old”, in: *Scientific American* 1/1995, S. 51-55.

35 Ebd., S. 52.

36 Gisela Labouvie-Vief: *Psyche and eros: mind and gender in the life course*, New York 1994.

37 Bertrand Russell: *Eroberung des Glücks*, Darmstadt 1951, S. 184-186.

38 Fooken Insa: „Frauen im Alter in Bildern der Kunst. Eine Spurensuche nach Erscheinungsformen weiblicher Kompetenz im Alter“, in: *Zeitschrift für Gerontologie* 27/1994.

39 Rita Levi Montalcini: *Ich bin ein Baum mit vielen Ästen. Das Alter als Chance*, München 1999.

40 François Höpflinger: *Frauen im Alter – Alter der Frauen*, Zürich 1994.

41 Edith Nett: “A call for feminist correctives to research on elder”, in: *Resources for Feminist Research* 11/1982, S. 225-226.

42 Pasqualina Perrig-Chiello/Frédéric Darbellay: “La vieillesse est féminine – qui s’en soucie? La recherche en études genre

et en gérontologie entre autodéfinition disciplinaire et exigence interdisciplinaire", in: *Nouvelles Questions Féministes, Revue internationale francophone* 23/2004, S. 31-44.

Literatur

Allensbacher Archiv: *„Älter" ist noch nicht alt*, Institut für Demoskopie, Allensbach 1988.

Bandura, Albert: "Regulation of cognitive processes through perceived self-efficacy", in: *Developmental Psychology* 25/1989, S. 729-735.

Bellak, Leopold/Toksoz, Karasu: *Geriatric Psychiatry*, New York 1976.

Brandtstädter, Jochen/Greve, Werner: „Das Selbst im Alter, adaptive und protektive Mechanismen", in: *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie* 24/1992, S. 269-297.

de Beauvoir, Simone: *In den besten Jahren*, Hamburg 1961.

Fooken, Insa: „Biographische Faktoren des Alterslebens lediger und langjährig verwitweter Frauen", in: Ursula Lehr/Hans Thomae (Hrsg.): *Formen seelischen Alterns*, Stuttgart 1987.

Fooken, Insa: „Frauen im Alter in Bildern der Kunst. Eine Spurensuche nach Erscheinungsformen weiblicher Kompetenz im Alter", in: *Zeitschrift für Gerontologie* 27/1994, S. 16-25.

Freud, Sigmund: „Die Disposition zur Zwangsneurose", in: Sigmund Freud (Hrsg.): *Zwang, Paranoia und Perversion*, Zürich 1973 (1913).

Goldsmith, Ronald E./Richard A. Heiens: "Subjective age: A test of five hypotheses", in: *The Gerontologist* 32/1992, S. 312-317.

Greer, Germaine: *Wechseljahre*, Düsseldorf 1991 (orig. 1989).

Gutmann, David L.: *Reclaimed power. Toward a new psychology of men and women in later life*, New York 1987.

Höpflinger, François: *Frauen im Alter – Alter der Frauen*, Zürich 1994.

Jung, Carl G.: "The stages of life", in: Herbert Reed/ Michael S. Fordham/ Gerhard Adler (Hrsg.): *Collected works*, 8, Princeton 1931/1960, S. 387-403.

Labouvie-Vief, Gisela: *Psyche and eros: mind and gender in the life course,* New York 1994.

Levi Montalcini, Rita: *Ich bin ein Baum mit vielen Ästen. Das Alter als Chance*, München 1999.

Nett, Edith: "A call for feminist correctives to research on elder", in: *Ressources for Feminist Research* 11/ 1982, S. 225-226.

Neugarten, Bernice L./Gutmann, David L.: *Age – sex – roles and personality in middle age*, Chicago 1968.

Orwoll, Lucinda/Perlmutter Marion: "The study of wise persons", in: Robert J. Sternberg (Hrsg.): *Wisdom*, Cambridge 1990, S. 160-177.

Perls, Thomas T.: "The oldest old", in: *Scientific American* 1/1995, S. 51-55.

Perrig-Chiello, Pasqualina: *Ressourcen des Wohlbefindens im Alter*, Weinheim 1997.

Perrig-Chiello, Pasqualina/Darbellay, Frédéric: "La vieillesse est féminine – qui s'en soucie? La recherche en études genre et en gérontologie entre autodéfinition disciplinaire et exigence interdisciplinaire", in: *Nouvelles Questions Féministes, Revue internationale francophone* 23/2004, S. 31-44.

Perrig-Chiello, Pasqualina/Höpflinger, François: *Zwischen den Generationen – Frauen und Männer im mittleren Lebensalter*, Zürich 2001.

Perrig Walter J./Perrig-Chiello, Pasqualina/Stähelin, Hannes B.: „Geistige Leistungen im Alter“, in: Ruth Meyer-Schweizer et al. (Hrsg): *Altern – Krisen und Chancen*, Bern 1996, S. 71-91.

Perrig-Chiello, Pasqualina/Stähelin, Hannes B.: „Frauen und Gesundheit im Alter. Objektive und subjektive Gesundheit und Gesundheitsverhalten pensionierter Arbeiterinnen und Angestellter“, in: *Zeitschrift für Gerontopsychologie und –psychiatrie* 9/1996, S. 195-205.

Perrig-Chiello, Pasqualina/Perrig, Walter J./Stähelin, Hannes B./Ruch-Monachon, Manette: „Personality changes and gender differences in later life“, in: *Proceedings of the XIVth Biennial ISSBD Conference in Quebec,* Canada 1996.

Perrig-Chiello, Pasqualina/Perrig, Walter J./Stähelin, Hannes B./Krebs-Rubicek, Eva/ Ehrsam, Rolf: „Autonomie, Wohlbefinden und Gesundheit im Alter. Eine interdisziplinäre Altersstudie (IDA)“, in: *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie* 29/1996, S. 95-109.

Reinmann-Rothmeier, Gaby/Mandl, Heinz: „Nachgefragt: Das Phänomen Weisheit und seine Entstehung“, in: *Forschungsbericht Nr. 52. Ludwig-Maximilians-Universität München 1995*.

Rosenmayr, Leopold/Majce, Gerhard/Kolland, Franz: *Jahresringe – Altern gestalten*, Wien 1996.

Roux, Patricia/Gobet, Pierre/Clémence, Alain/Höpflinger, Francois: „Generationenbeziehungen und Altersbilder“, *NFP 32 Alter*, Frauenfeld 1996.

Russell, Bertrand: *Eroberung des Glücks*, Darmstadt 1951.

Ryan, Ellen B./Sheree-Kwong See: “Age-based beliefs about memory changes for self and others across adulthood”, in: *Journals of Gerontology* 48/1993, S. 199-201.

Seccombe Karen/ Ishii-Kuntz, Masako: “Perceptions of problems associated with aging”, in: *The Gerontologist* 31/1991, S. 527-533.

Spörri Theodor: *Kompendium der Psychiatrie*, 6. Aufl., Basel 1970.

Weininger, Otto: *Geschlecht und Charakter*, Wien 1920 (19. Aufl).

Rezensionen zum Thema ‚Arbeit und Geschlecht'

Katrin Hugendubel

Frauen in den Arbeitsmarkt – und was machen die Männer? Wie Frauen in Europa mit der Doppelbelastung von bezahlter Arbeit und Familienaufgaben umgehen

Ute Gerhard/Trudie Knijn/Anja Weckwart (Hrsg.): Erwerbstätige Mütter – Ein europäischer Vergleich München 2003 (beck'sche reihe, 253 S, 14, 90 €).

Seit einigen Jahren lässt sich ein steigender Anteil an Frauen auf dem Arbeitsmarkt verzeichnen. Waren es früher ausschließlich Frauen, die sich für ökonomische Unabhängigkeit und mehr Gleichberechtigung im Arbeitsleben einsetzten, gilt heute aufgrund demografischer Entwicklungen die Einbindung von Frauen in den Arbeitsmarkt als Voraussetzung für Wettbewerbsfähigkeit, und dadurch auch unter Männern als fördernswert. Im Rahmen der Lissabonner Strategie hat sich die EU zum Ziel gesetzt, die Beschäftigungsrate von Frauen bis 2010 auf 60% anzuheben, und dabei vor allem die Erwerbstätigkeit von Müttern zu fördern. Die Debatten, die diese Zielsetzung nach sich ziehen, werden von zwei Prämissen bestimmt: einmal dem Glauben, dass gesetzliche und sozialpolitische Regelungen Hauptfaktoren für die (Nicht-)Erwerbstätigkeit von Müttern sind; und zweitens, wie so oft in der Debatte um Sozialpolitik im Rahmen der EU, durch die Betonung nationalstaatlich unterschiedlicher Traditionen des Wohlfahrtsstaats. Der von Ute Gerhard, Trudie Knijn und Anja Weckwart herausgegebene Sammelband hinterfragt beide Prämissen erfolgreich. In acht Beiträgen analysieren Wissenschaftlerinnen, teilweise in länderübergreifender Kooperation, europäische Wohlfahrtssysteme vergleichend und untersuchen die Alltagspraxis erwerbstätiger Mütter. Durch den komparativen Ansatz werden gemeinsame Entwicklungstrends in den verschiedenen Modellen deutlich, und schon in der Einleitung verweisen die drei Herausgeberinnen auf die Bedeutung der, neben sozialpolitischen Leistungen und einer Infrastruktur der Betreuuung oft vernachlässigten, kulturellen Faktoren: Normen, Leitbilder und Traditionen, die das Erwerbsverhalten von Frauen sowie die Einstellung gegenüber unterschiedlichen Formen der Kinderbetreuung beeinflussen. Der in mehreren Artikeln vorkommende Vergleich zwischen der Situation in Ost- und Westdeutschland zeigt am deutlichsten, dass sozialpolitische und arbeitsmarktliche Rahmenbedingungen nicht alleine dafür verantwortlich sein können, ob und in welcher Form Frauen am Arbeitsmarkt partizipieren. Die Beiträge verdeutlichen, dass es in der Diskussion eben nicht um erwerbstätige Mütter und ihre Probleme geht, wie der Titel auf den ersten Blick vereinfacht andeutet, sondern um gesellschaftlichen Wandel, um eine Veränderung von Rollenbildern, Familienstrukturen und das Verhältnis von Staat, Markt und Familie, vor allem im Pflegebereich.

Die britische Sozialpolitikwissenschaftlerin Jane Lewis stellt in ihrem Beitrag die normative Wirkung des historisch gesehen nur für kurze Zeit gültigen ‚männlichen Ernährermodells' dar. In diesem Modell waren Männer für Erwerbsarbeit und damit für das Familieneinkommen und Frauen für Haus-, Pflege- und Betreu-

ungsarbeit zuständig: Für beides war gesorgt – aber um den Preis der Abhängigkeit der Frauen vom männlichen Ernährer. Lewis zeigt am Beispiel Großbritanniens und der Niederlande, dass sich in der Arbeitswelt der Wandel zum ‚*adult worker modell*', d.h. zum einem Modell, das auf der Annahme basiert, dass alle erwachsenen erwerbstätigen Personen einer bezahlten Beschäftigung nachgehen, weitgehend vollzogen hat. Der daraus notwendigerweise resultierende Wandel in den Familienstrukturen und im staatlichen Betreuungsangebot findet allerdings nur sehr langsam statt. Die Sozialpolitik begründet sich weiterhin auf dem alten Modell der klaren Arbeitsteilung; und im Privaten besteht weiterhin die Norm der pflegenden und fürsorgenden Mutter.

In dieser Übergangssitutation ist es an den Frauen, heutzutage Lösungsstrategien für sich, ihre Familien und vor allem für ihre Kinder zu entwickeln. Ute Klammer, Trudie Knijn und Ingrid Jönsson verdeutlichen mit Hilfe des Begriffs ‚Betreuungspakt' wie Frauen unterschiedliche Strategien bündeln, um die ihnen traditionell zugeschriebene Pflegearbeit sicherzustellen. Ihre Analyse der Situation in Schweden, Deutschland und den Niederlanden zeigt, dass diese Pakte nur zu einem geringen Teil auf Rechten und zum grossen Teil auf Zugeständnissen und informeller Unterstützung wiederum von Frauen für Frauen basieren, und somit eine instabile Basis für das Erwerbsleben bieten.

In einer Untersuchung der ersten Generation erwerbstätiger Mütter in Norwegen, Spanien und Italien zeigen Arnlaug Leira, Constanza Tobio und Rossana Trifeletti, dass es länderübergreifend in erster Linie verwandtschaftliche Hilfe ist, die die Lücke der Pflegearbeit füllt. Großmütter, die selbst noch Hausfrauen waren und sind, helfen ihren Töchtern aus, die selbst aber nicht mehr helfend Hausfrauen sein werden. Eine weitere Dimension fügen Marie-Thérèse Letablier und Ingrid Jönsson der Dikussion hinzu. Sie identifizieren in ihrem Beitrag fünf verschiedene ‚Kinderbetreuungsregime' in Europa, die durch unterschiedliche Formen der Regulierung und der Aufteilung von Verantwortlichkeit zwischen Staat, Familie, Markt, bzw. Unternehmen und Zivilgesellschaft gekennzeichnet sind. Die sehr unterschiedlichen Logiken, auf denen diese Regime basieren, wirken sich unterschiedlich auf die Gleichberechtigung der Geschlechter und die soziale Konstruktion von Mutter- und Vaterschaft aus.

Der Sammelband macht deutlich, dass es in der Diskussion um die Erwerbstätigkeit von Müttern um mehr geht, als um die Erreichung der Marke von 60% bis 2010. Es geht um die Zukunft der bisher im Privaten hauptsächlich von Frauen unbezahlt sichergestellten Pflegearbeit. Die Mittel, die dafür zur Verfügung stehen, liegen in Europa momentan erheblich unterhalb der Ausgaben für beschäftigungspolitische Maβnahmen. 2002 haben die EU Regierungschefs sich gemeinsam verpflichtet, bis 2010 für mindestens 90% aller Kinder ab drei Jahren einen Betreuungsplatz zu sichern. Eine wichtige Maβnahme, doch greift sie zu kurz, wenn die Arbeitsteilung zwischen Frau und Mann in bezahlter wie unbezahlter Arbeit nicht grundsätzlicher hinterfragt wird. Indem der Sammelband das Themenfeld der ‚Vereinbarkeit von Beruf und Familie' umfassend von allen Seiten beleuchtet, ist er nicht nur ein

wichtiger Beitrag für die wissenschaftliche Debatte, sondern auch ein klarer Appell an die Politik, über den Tellerrand der allein auf Frauen abzielenden, unmittelbar beschäftigungsfördenden Maßnahmen hinauszusehen. Der Widerstand der Medien und Versicherungen gegen eine von der Europäischen Kommission vorgelegte Rahmenrichtlinie zur „Gleichberechtigung von Frauen und Männern beim Zugang zu und bei der Versorgung mit Gütern und Dienstleistungen" (KOM 2003/0657) zeigt, wie weit wir noch davon entfernt sind, Stereotype und klassische Rollenzuschreibungen an Frauen und Männer wirklich zu überdenken. An einer Stelle des Buches wird darauf verwiesen, dass in Schweden die Tatsache, „dass ‚genügend' Frauen an den politischen Entscheidungsprozessen teilhatten" (S. 90) ein wichtiger Faktor für eine geschlechtergerechtere Ausgestaltung der Sozialpolitik war. In vielen Ländern Europas ist der Ruf nach geschlechtergerechter Repräsentation in politischen Entscheidungsgremien noch immer reine Utopie. Ein Sammelband, der in ebenso detaillierter und informierender Weise die Gründe und Erklärungsmuster für die geringe Beteiligung von Frauen am politischen Prozess aufzeigen würde und verschiedene Modelle der paritätischen Partizipation auf ihre Erfolge hin untersuchte, wäre eine hervorragende Ergänzung für die notwendiger Weise auf diesen Band folgenden politischen Diskussionen.

Katharina Pühl

Universell einsetzbar? – Berufliche Möglichkeiten von AbsolventInnen aus Frauenforschungsstudiengängen in Westeuropa

Gabriele Griffin (Ed.): Employment, Equal Opportunities and Women´s Studies. Women´s Experiences in Seven European Countries, Königstein/Ts. 2004 (Ulrike Helmer Verlag, 224 S., 29,95 €).

Frauenforschung – was bringt sie Studierenden für ihre spätere Berufslaufbahn? Ist das Studium der Frauen- und Geschlechterforschung berufsqualifizierend oder eher eine zusätzliche Studienleistung aus Interesse?

Im Rahmen eines von der Europäischen Union kofinanzierten Verbund-Forschungsprojektes „Women´s Employment, Equal Opportunities and Women´s Studies Training" (EWSI) haben Forscherinnengruppen in sieben Länderstudien im Zeitraum 2001-03 untersucht, welchen institutionellen und kulturellen Bedingungen jeweils das Angebot von Frauenforschung bzw. *Gender Studies* unterliegt und welche Möglichkeiten es AbsolventInnen für ihre weitere berufliche und persönliche Laufbahn erschließt. Dabei spannt sich der Bogen von skandinavischen Ländern wie Finnland bis in den Süden Europas (Spanien), neben Großbritannien, Deutschland, den Niederlanden, Frankreich und Italien. Empirisch befragt wurden mit halbstandardisierten Fragebögen, ergänzt um vertiefende biografische Interviews, Studierende, die bereits vor längerem ihr Studium abgeschlossen hatten

und mindestens zwei weitere Generationen gegenwärtig Studierender. Leider geht aus den Berichten nicht hervor, ob auch Männer unter den Studierenden sind bzw. waren und einen Abschluß erlangten, wie es im deutschen Kontext in den *Gender Studies* zunehmend der Fall ist. Diese Geschlechterdimension ist in den Berichten nicht reflektiert.

Eine im Wortsinne vergleichende Studie konnte nicht mit denselben Parametern für alle Länder durchgeführt werden, weil erstens der jeweilige länderspezifische institutionelle Ausbau von Frauenforschungsinstitutionen unterschiedlich weit fortgeschritten ist. Zweitens beklagen die Autorinnen aber für fast alle Länder einen Mangel an valider Datenbasis etwa in Form nach Fächern differenzierter AbsolventInnenzahlen bzw. Verbleibstudien für Frauenstudiengänge. Studierende der Frauenforschung, die sich mehrheitlich nicht in thematisch gesonderten Studiengängen finden, sondern in feministisch spezialisierten Fachangeboten unterschiedlicher Disziplinen, werden von den Hochschulen bzw. in der Bildungsforschung bislang nicht eigens verfolgt; ein Umstand, der nicht zuletzt auf die immer noch unzureichende Akzeptanz von Frauen- und Geschlechterforschung in der Konkurrenz akademischer Fächer verweist. Deutlich wird hier aber auch, dass Angebote von Frauenforschung institutionell unterschiedlich weitreichend entwickelt sind: Während es in einigen Ländern Westeuropas eigenständige Frauenforschungsinstitutionen, feministische Studiengänge in verschiedenen Fächern und thematisch gewidmete Lehrstühle gibt, sind es in anderen lediglich fachspezifische Kurse innerhalb von Disziplinen, die das Studienangebot ausmachen – ein Reflex der länderspezifisch sehr verschiedenen Geschlechterkulturen und -ordnungen, die in den Beiträgen eingangs reflektiert werden. Umso wichtiger sind die ermutigenden Ergebnisse der hier vorgestellten Forschungsberichte, die, in einem Eindruck zusammengefasst, dokumentieren, welchen Emanzipationsgehalt das Studium der Frauen- und Geschlechterforschung bis heute hat. Gemäß einem zentralen Anliegen der Frauenforschung wurden in den Fragebögen auch umfassend die persönlichen Folgen, Veränderungen und Erfahrungen der AbsolventInnen erfragt, die sich aus dem Studium von Frauen- und Genderforschung ergaben und ihr Leben beeinflussten.

Die Beiträge schildern anfangs jeweils kurz die landesspezifische Entwicklungsgeschichte der Verankerung von Frauenforschung. Selbstverständlich prägen die institutionellen Eigenheiten universitärer Ausbildungsstrukturen auch die Entwicklungspfade instutionalisierter Frauenforschung: Frankreich z.B. ist durch ein stark hierarchisch gegliedertes System höherer Bildung mit Eliteinstitutionen und -hochschulen sowie eigenständigen Lehrerausbildungsinstitutionen und damit durch eine Trennung von Disziplinen, Werdegängen und Fächern geprägt. Dagegen steht Deutschland mit einer hochschulbezogen bislang integrativeren Organisationskultur vor anderen Aufgaben nach den Durchsetzungsstrategien für die institutionelle Verdichtung von Frauen- und Geschlechterforschung. Die Beiträge reflektieren interessanterweise ihre Ergebnisse aber vor der Frage, welche Rolle Gleichstellungs- und Geschlechterfragen im ‚nationalen Geschlechterregime' spielen. Interessant ist, dass die Verhinderungen oder jedenfalls die mangelnde aktive

Förderung von Frauenstudien in den hier untersuchten europäischen Kernländern nicht unbedingt nur durch fehlende gesellschaftliche Akzeptanz von Gleichstellungsfragen in einem (etwa konservativen) sozialen Rahmen begründet sind. Vielmehr werden kritisch auch ein gleichsam automatisch unterstelltes Gleichheitsgebot (wie in Finnland) oder ein „republikanisch" eingehegter bürgerlicher Gleichheitsgrundsatz (wie in Frankreich) als Gründe dafür genannt, dass Frauenforschung als eigenständige Disziplin oft für nicht notwendig erachtet wird und damit entsprechende Legitimierungsnotwendigkeiten nach sich zieht. Mit dem – selbst für feministisch Interessierte verblüffenden – Ergebnis, dass es in Frankreich keine eigenständige Frauenforschungsinstitution an einer Universität gibt. Das dokumentiert nicht nur die Rückständigkeit von Frauenforschung in Einzeldisziplinen, sondern auch der institutionellen Ausstattung und Anerkennung feministischer Forschung dort. Manche dieser länderspezifischen Eigenheiten führen zu geradezu paradoxen Konstellationen, wie für die Niederlande gezeigt wird: Obwohl in den Niederlanden mit Beginn der zweiten Frauenbewegung und angestoßen aus nichtakademischen Kontexten bereits in den frühen 1970er Jahren erste Angebote zur Frauenforschung entstanden, die bis heute in differenzierte und institutionell gut abgesicherte universitäre Forschungsfelder weiterentwickelt worden sind, stellen dort weibliche Akademikerinnen im europäischen Vergleich gesehen prozentual den kleinsten Teil universitär bzw. in der Forschung Beschäftigter. (Dies zeigt aber wie in allen anderen Beiträgen auch, dass ein Großteil der Absolventinnen von Frauenforschungsstudien einen Arbeitsplatz im öffentlichen Sektor und nicht unbedingt in der Lehre und an Hochschulen findet).

Auffällig ist bei aller Unterschiedlichkeit der Entwicklungen von Beginn, Durchsetzung und Verankerung akademisch-institutioneller Frauenforschungsstrukturen in den einzelnen Ländern, dass es doch einige strukturelle Ähnlichkeiten sowohl der Motive der StudentInnen für die Wahl dieser Fächer (überwiegend Geistes-, Sozial- und Erziehungswissenschaften) gibt wie auch in den positiven Folgen für ihren weiteren Berufsweg. Zunächst studieren auffällig viele Frauen (die Untersuchungsgruppe umfasst altersmäßig Frauen durchschnittlich zwischen 20 und über 60 Jahren und damit Studierende in ganz unterschiedlichen Studienphasen und -situationen) nachdem sie bereits berufstätig waren. Ihre Erfahrungen in der Arbeitswelt, kann man in mehreren Forschungsberichten lesen, haben sie für die geschlechtsbezogenen Ungerechtigkeiten am Arbeitsplatz wie auch im gesellschaftlichen Geschehen sensibilisiert und den Wunsch nach tiefer gehendem Wissen über die Hintergründe und sozialen Zusammenhänge geschlechtsspezifischer Ungerechtigkeiten geweckt. Das Studium der Frauenforschung wurde von der Mehrheit nicht am Anfang einer Ausbildung mit einem klaren Karriereplan aufgenommen, sondern mit dem Interesse, wichtige und interessante Themen bearbeiten zu können, die sich oft bereits aus vorhergehender politischer oder sozialer Arbeit ergaben, ohne dass ein spezifischer Berufswunsch auf das Feld frauenforschungsbezogener Tätigkeit vorausging. Viele beschreiben, dass sie im thematisch zentrierten Studium erlerntes Wissen, soziale und wissenschaftliche Kompetenzen in ihre Berufstätigkeit in Gleichstellungsinstitutionen, bei Gewerkschaften, in gen-

derbezogen arbeitenden NGOs oder sozialen Projekten im Nonprofit-Sektor sowie in der Wissenschaft einbringen konnten. Oft wurde ihnen speziell wegen dieser Zusatzqualifikation eine Option auf einen Arbeitsplatz angeboten. Fügen sich interessengeleitete nicht-strategische Studienmotive in Biografien jüngerer Frauen, die am Anfang nicht genau wissen, worauf sie mit dem Studium hinaus möchten, also günstig mit einem universitären Sozialisationsprozess zusammen, der persönliche Perspektiven schafft? Diese Deutung legen jedenfalls die aus mehreren Ländern vorliegenden Auswertungen der vertiefenden Interviews nahe: Viele Studierende beschreiben die positiven Lerneffekte aus Teamarbeit, anderen Arbeitsformen und -perspektiven auf Wissenschaft aus Frauenforschungssicht als generellen *Kompetenzgewinn* für sich, der sie in ihrem beruflichen Leben wie im privaten Bereich zu Selbstbewusstsein, veränderten Alltagsarrangements und einer klareren Idee geführt hat, wie sie ihre politischen, wissenschaftlichen oder inhaltlichen Schwerpunktsetzungen feministisch-gesellschaftlicher Perspektiven verfolgen können.

Aufgrund der länderspezifischen Unterschiede universitärer Ausbildungsorganisation wie auch der Arbeitsmärkte lassen sich nur sehr vorsichtig Verallgemeinerungen aus den Beiträgen des Bandes ableiten. Jedoch bietet er erste aufschlussreiche Einsichten über den Stand von Beschäftigungsmöglichkeiten von Frauen, die Teile ihres Studiums oder sogar einen Abschluss im Feld der Frauenforschung absolviert haben. Sie ermutigen zu weiter gehenden Fragestellungen für die Hochschul- und themenspezifisch orientierte Arbeitsmarktforschung. Sie machen aber auch klar, wie notwendig der weitere Ausbau von Frauen- und Geschlechterforschung als Teil universitärer Ausbildung und als wesentliche Sozialisations- und Bildungserfahrung sind. Gerade angesichts der drohenden Konkurrenz um Ressourcen (Fördermittel, langfristige institutionelle Unterstützung) durch Hochschulstrukturreformen – hierzulande etwa durch BA/MA-Studiengänge – ist weiterhin kritisches Wissen über die Wirkungen und Folgen hierarchisch organisierter Geschlechterverhältnisse als selbstverständlicher Teil sozial-, kultur- und geisteswissenschaftlicher Fächer zu generieren und als wichtiger Teil hochschulischer Ausbildung zu betonen.

Zum Schluss: Dieser Band ist stärker aus einer ‚output'-orientierten Forschungsperspektive entstanden. Als LeserIn wünschte man sich aber auch Bemerkungen bzw. Einschätzungen zum Verhältnis von Frauen- und Geschlechterforschung, den fachlichen und personellen Veränderungen sowie den möglichen Verschiebungen in den Interessen der Studierenden über die letzten Jahrzehnte hinweg; darauf wird in dem Band nicht Bezug genommen. Und man wünschte sich eine stärkere Einbindung von Entwicklungen östlicher EU-Länder, um den westlichen Bias der Forschungsausrichtung des Verbundprojektes zu kontrastieren (und sei es in einem Literaturverweis) – ein Anliegen, das über das Forschungssetting hinaus ebenfalls Fragen für weitere Forschung aufwirft.

Rezensionen zum Thema ‚Dimensionen von *Gender Studies*'

Franziska Schößler

Neue Allianzen: *Gender Studies* und Narratologie

Vera Nünning/Ansgar Nünning (Hrsg.): Erzählanalyse und Gender Studies, Stuttgart/Weimar 2004 (Metzler, 218 S., 14,95 €).

Der vorliegende Band widmet sich einem lohnenswerten Unternehmen – der methodologischen Verbindung von Narratologie, die traditionellerweise über ein recht formalisiertes Klassifikationssystem verfügt, und den *Gender Studies*, die sich vor allem mit den inhaltlichen Aspekten von Texten, mit Plots und Figuren beschäftigen. Werden die beiden Disziplinen zusammengeführt, so verspricht diese Allianz Doppeltes: Zum einen wird auf ein Desiderat der Narratologie reagiert. Denn die strukturalistisch orientierte Erzähltheorie betont eher die formalen Aspekte von Texten; die *Gender Studies* hingegen verschieben diesen Fokus auf das Inhaltliche. Umgekehrt wird den *Gender Studies* ein präzises Instrumentarium an die Hand gegeben, um Geschlechterkonstruktionen genauer zu beschreiben – indem beispielsweise das Verhältnis von *story* und *discourse* berücksichtigt wird, also die Art der Informationsvergabe, indem die Erzählhaltung als geschlechtlich semantisierte in den Blick rückt, indem der Raum im Kontext geschlechtlich codierter Topoi beschreibbar wird und anderes mehr. Zudem bringt die Verbindung von *Gender* und Narratologie die Historisierung der vielfach systematisch verstandenen Kategorien der Erzähltheorie mit sich, und sie nimmt die „Werkzentrierung" der Narratologie zurück, sorgt für die Kontextualisierung von Texten, die im Schnittfeld von sozialen, historischen und kulturellen Feldern situiert werden. Sprechen die HerausgeberInnen wie auch die BeiträgerInnen in diesem Zusammenhang von „Wirklichkeitsbezug" und nennen sie den *New Historicism* als Referenz, so wäre das theoretische Modell allerdings zu klären.

Darüber hinaus ermöglicht diese Allianz, wie im zweiten Abschnitt des Bandes deutlich wird, eine intermediale Ausweitung der *Gender*-Theorie wie der Narratologie. Denn auch die Film- und Fernsehwissenschaften beschäftigen sich mit den Interferenzen von Genre und *Gender* oder auch mit der geschlechtlichen Semantisierung von Räumen im Hollywood Film (Claudia Liebrand). Allerdings wäre die Überzeugung der älteren Forschung zu revidieren, dass visuelle Medien die Geschlechterordnung eindeutig fixieren. Selbst in Hollywood Filmen läuft das vielfältige Spiel mit *Gender*-Semantisierungen klaren Zuordnungen zuwider. Insofern ist auch der (umstrittene) Ansatz von Laura Mulvey, die von einem männlichen *gaze* spricht, überholt. Innovationen in einer genderorientierten Narratologie lassen sich zudem erwarten – so führen die VerfasserInnen aus –, wenn dekonstruktivistische Ansätze berücksichtigt werden, die die recht statischen Aussagen zum Beispiel der Frauenbildforschung aufbrechen und die widersprüchlichen Aushandlungsprozesse in Texten analysieren, der strukturalistisch orientierten Narratologie allerdings eher eine Absage erteilen. Hier deuten die Autorinnen (Gaby Allrath, Marion Gymnich) eine vorsichtige Distanz an, um den Dialog mit der strukturalistischen Narratologie nicht zu verspielen (S. 43). Tatsächlich folgen die Einzelanalysen dann eher der

strukturalistischen Version der Erzähltheorie, nicht einem dekonstruktivistischen Modell. Bezüge lassen sich zudem zwischen einer genderorientierten Erzähltheorie und einer postkolonialen Narratologie herstellen, weil *gender* und *race* grundsätzlich nicht zu trennen sind. Und auch die kognitive Narratologie, die sich mit Erzählschemata als Rezeptionslenkung beschäftigt, kann unter dem Vorzeichen von Geschlechtlichkeit behandelt werden, so regen die VerfasserInnen an. Anzunehmen ist nämlich, dass es geschlechtsspezifische Unterschiede in den kognitiven Schemata gibt.

Es folgen nach diesen Vorüberlegungen, den klassischen narrativen Bauformen des Erzählens entsprechend, längere Abschnitte, die sich der Raum-, der Zeitdarstellung, dem Plot, dem Konzept literarischer Figuren und den Erzählstrategien widmen. Im Kontext der Raumdarstellungen wird den topischen Orten Stadt, Natur, Heimat, Fremde etc. nachgegangen, Orten, die aufgrund ihrer „Vagheit" in besonderem Maße „ideologieanfällig" scheinen. Es klingt jedoch etwas missverständlich, wenn die Autorin (Natascha Würzbach) von dem „hohe[n] Grad an Willkürlichkeit" spricht (S. 51), die diese Bilder aufweisen. M.E. sind diese Topoi stringent angelegt, eben im Sinne der heterosexuellen Geschlechterhegemonie. Behandelt werden in dem Sammelband zudem topologische Konfigurationen wie der Blick durch das Fenster, der Garten, die Großstadt, die Arbeitswelt. Die (notwendigen) Verallgemeinerungen der Verfasserin tendieren an dieser Stelle dazu, die komplexen Arrangements in Texten, die die topischen Zuordnungen auch unterlaufen, ein Stück weit zurückzunehmen und eine binäre Ordnung zu reproduzieren (Frau = Garten; Frau = Nähe; Mann = Distanz). An einer Vielzahl von Texten ließe sich hingegen die Subversion dieser Geschlechterstereotypen feststellen, selbst an einem so ‚biedermeierlichen' Text wie Stifters *Brigitta*, um ein beliebiges Beispiel zu nennen. Und die Ambivalenzen, die sich in der Codierung dieser Orte abzeichnen, könnten durchaus zum ‚Kalkül' der Topoi gehören, das heißt sie sind auf die Funktion der flexiblen Kanalisierung von Bedeutung und der Stabilisierung der Geschlechterhierarchie zurückzuführen.

Der Abschnitt über Zeitdarstellung (Eveline Kilian) geht im Wesentlichen von Paul Ricoeur aus. Konstatiert wird die grundlegende Interdependenz von Zeitlichkeit und Erzählung, fokussiert wird konsequenterweise das Genre der Lebensgeschichte. Die Autorin setzt ein lineares Zeitmodell, das organische Entwicklung postuliert (Bildungsroman), einer weiblichen Zeiterfahrung und -darstellung entgegen, die auf Augenblicklichkeit, Bruch, Simultaneität und Verräumlichung von Zeit setzt – Spezifika eines modernen Erzählens, die sich zum Beispiel auch in James Joyces Texten finden lassen. Die Autorin betont entsprechend, dass es vielfach zu Überlagerungen von weiblichen und männlichen Erzählweisen komme.

Auch das Emplotment wie die Schlussgebung von Texten weisen *Gender*-Semantisierungen auf: Im nächsten Abschnitt wird eine Typologie frauenzentrierter Plotmuster zusammengestellt (Andrea Gutenberg). Die Frauenbildforschung lässt sich zudem an die differenzierten Konzepte der Figurendarstellung anschließen (Marion Gymnich), ebenso durch die diversen Varianten der Erzählfunktion bereichern (Gaby Allrath, Carola Surkamp). So kann das auktoriale Erzählen als männlich bezeichnet werden, das polyperspektivisch-subjektivierende als weib-

lich. Problematisch ist an diesen Ausführungen allerdings die Tendenz zu einer normativen Poetik. Die Verfasserinnen sanktionieren den Umgang von Autorinnen mit auktorialen Erzählinstanzen, „da ein solches Vorgehen potenziell eine Allianz mit androzentrischen Positionen impliziert“ (S. 145). Ein solches Erzählen könnte jedoch auch als Mimikry gelesen werden, die die gemeinhin unterstellte Kontinuität von Autorgeschlecht und Erzählfigur/Erzählhaltung unterläuft. Zu lösen wäre zudem das Problem, dass das unzuverlässige Erzählen, das den kulturellen Zuschreibungen entsprechend eher weiblich codiert ist, gerne von männlichen Figuren wie Autoren in Anspruch genommen wird (allerdings eher im pikaresken Roman, also in einer ‚niederen Gattung‘).

Abgeschlossen wird die Untersuchung mit einer überzeugenden Erweiterung der Memoria-Theorie aus *Gender*-Perspektive (Astrid Erll, Klaudia Seibel). Dass auch kulturelle Erinnerung geschlechtlich organisiert ist, zumal Genres als Verfahren kultureller Kontinuierung einen Geschlechterindex besitzen, ist überzeugend, wurde bereits hervorgehoben (Aleida Assmann), jedoch bisher nicht spezifiziert. Gattungen und Darstellungsweisen können als historische Formen einer geschlechtlich organisierten Erinnerung behandelt werden, wie die Verfasserinnen im Zusammenhang mit dem „männlichen“ Bildungsroman und dem „weiblichen“ Briefroman ausführen.

Die Beiträge des Sammelbandes betreten vielfach Neuland. Die Allianz von *Gender* und Narratologie ist ebenso weitreichend wie ergiebig. Insofern legt der Band das Fundament für eine fruchtbare Diskussion. Fraglich ist allerdings, ob nicht eine stärkere Berücksichtigung dekonstruktivistischer Modelle hilfreich gewesen wäre, um den komplexen Verhandlungsprozessen von geschlechtlichen Semantisierungen in Texten und Filmen näher zu kommen. Zum Teil reproduziert die eindeutige Zuordnung von Erzählkategorie und Geschlecht das binäre Geschlechtermuster, wo es doch in Texten um Verwerfungen, Überschneidungen, um *crossing* geht und selbst Topoi widersprüchlich organisiert sind.

Angela Kaupp

Arbeitsbuch Feministische Theologie – ein notwendiges Hilfsmittel für eine inhaltlich fundierte und methodisch kreative Lehre

Irene Leicht/Claudia Rakel/Stefanie Rieger-Goertz (Hrsg.): Arbeitsbuch Feministische Theologie. Inhalte, Methoden und Materialien für Hochschule, Erwachsenenbildung und Gemeinde, Gütersloh 2003 (Chr. Kaiser/Gütersloher Verlagshaus, 380 S., € 27,95).

Dieses Werkbuch, das von den drei Herausgeberinnen in Zusammenarbeit mit Silvia Arzt, Elisabeth Hartlieb, Heike Preising, Stephanie Klein, Angelika Strotmann, Marie-Theres Wacker und Heike Walz erarbeitet wurde, bietet eine aktuelle

Einführung in die feministische Theologie und erschließt in 19 Kapiteln wichtige Themen und Inhalte. Schon die Namen der Autorinnen zeigen, dass das Buch von Wissenschaftlerinnen verfasst wurde, die nicht mehr zur Generation der Pionierinnen feministischer Theologie gehören, sondern zur sogenannten dritten Generation im deutschen Sprachraum, die sich zum Teil schon im Studium mit feministischer Theologie auseinandersetzte. In ihrer eigenen Lehrtätigkeit wurde deutlich, dass ein Curriculum Feministischer Theologie sowohl die Institutionalisierung fördern als auch die Konzeption der Lehrveranstaltungen erleichtern könnte, was zur Konzeption des Buches führte (vgl. Einleitung, S. 13-15).

Die Einleitung illustriert den Entstehungsprozess und die Anlage des Buches und den Ist-Stand feministisch-theologischer Lehre, die immer noch weitgehend vom so genannten wissenschaftlichen Mittelbau getragen wird, da es fast keine Lehrstühle mit einer feministisch-theologischen Ausrichtung gibt. Die Autorinnen rechnen ihre Beiträge der „feministisch-befreiungstheologischen Perspektive“ (S. 20) zu, die in den letzten dreißig Jahren richtungsweisend war für diesen Forschungsansatz. Diese Zuordnung zeigt an, dass neuere Entwicklungen durch das *gender* Paradigma nur zum Teil berücksichtigt werden, da sich hier

> „in Bezug auf inhaltliche und methodologische Fragestellungen Neuland auftut, dessen Erschließung der theologischen Frauen- und Geschlechterforschung der Zukunft vorbehalten bleibt.“ (S. 20)

Hier wäre etwas mehr Mut wünschenswert, auch diese Ansätze in den Blick zu nehmen, obwohl ihre Rezeption in der Theologie noch weitgehend in den Anfängen steckt.

Das Arbeitsbuch gibt einen umfassenden Überblick über die Ansätze feministischer Theologie und Forschung, v.a. im deutschsprachigen Raum. Der Hauptteil des Buches gliedert sich in „Voraussetzungen“ („Grundbegriffe“, „Verortung“, „Wissenschaftskritik“), „Grundlagen“ („Gottesrede“, „Bibelauslegung“, „Anthropologie“, „Christologie“) und themen- und disziplinspezifische „Konkretionen“ („Christentumsgeschichte“, „Religiöse Sozialisation“, „Ethik“, „Körper und Sexualität“, „Ökofeminismus“, „Macht und Gewalt“, „Sünde“, „Kirche“, „Liturgie“, „Spiritualität und Mystik“, „Maria“ und „Kontextuelle Theologien). In den „Voraussetzungen“ werden Grundbegriffe der Theoriebildung geklärt und „Feministische Theologie in ihren historischen, soziokulturellen, kirchlichen sowie biografischen Kontexten beschrieben“ (S. 16). Die „Grundlagen“ beinhalten zentrale Themen christlicher Theologie, während sich die „Konkretionen“ mit Forschungsschwerpunkten feministischer Theologie befassen.

Alle neunzehn Kapitel weisen die gleiche Binnenstruktur auf: Die „Einführung“ führt jeweils nach Art eines Handbuchartikels in das Thema ein und stellt wichtige Vertreterinnen und aktuelle Entwicklungstendenzen vor. Die „Lernziele“ benennen die Zielsetzungen für die Seminarsitzung. Der Abschnitt „Literatur“ verweist auf die einschlägigen Veröffentlichungen und erleichtert eine Vertiefung des Themas. Die „Gestaltungsvorschläge“ bieten einen oder mehrere Vorschläge für die Erarbeitung, welche die Notwendigkeit von didaktischer Rhythmisierung beachten und Elemente für Einstiegs-, Erarbeitungs- und Schlussphase enthalten. Der „Anhang“

verweist auf die ergänzenden Materialien (wissenschaftliche Texte, Gedichte, Bilder, Fragen, Tafelskizzen oder Bibelstellen), die sich auf der beiliegenden CD-Rom im pdf-Format mit Such-, Kopier- und Druckfunktion finden. Insgesamt enthält das Arbeitsbuch über 50 detailliert ausgearbeitete Themeneinheiten.

Ein Vorteil des Buches ist die konfessions- und disziplinübergreifende Anlage, die auch durch die unterschiedliche Kirchenzugehörigkeit und fachwissenschaftliche Disziplin der Autorinnen gewährleistet ist. Die Erarbeitung der Themenfelder durch jeweils eine oder zwei Wissenschaftlerinnen, die sich sowohl in einer theologischen Disziplin als auch in feministischer Theologie verorten, führt zu wissenschaftlich fundierten Darstellungen des Themas. Die didaktische Aufarbeitung des Buches, deren Ziel einer Elementarisierung der Inhalte durch die methodisch ansprechenden Gestaltungsvorschläge erfüllt wird, erreicht m.E. ein Niveau wie nur wenige wissenschaftliche Arbeitsbücher. Daher kann den Herausgeberinnen zugestimmt werden, „das Spezifikum dieses Buches" liege „vor allem in der didaktischen Aufbereitung des Stoffes, wie es sie in dieser Form und in dieser Füllen noch nie gegeben hat" (S. 11). Erwähnt sei noch die lesefreundliche Gestaltung des Buches durch wiederkehrende Signets, die der Leserin/dem Leser eine gute Orientierung ermöglicht.

Einschränkend ist anzumerken, dass sich die wissenschaftliche Verortung der Autorinnen in einer Textorientierung niederschlägt, die die Gestaltungsvorschläge möglicherweise in Erwachsenenbildung und Gemeinde weniger geeignet sein lassen als in der Hochschule. Insgesamt ist das *Arbeitsbuch Feministische Theologie* sowohl aus feministisch-theologischer als auch aus hochschuldidaktischer Perspektive ein notwendiges Hilfsmittel für die Vorbereitung feministisch-theologischer Seminare, das auch einen gut lesbaren Überblick über Forschungsentwicklungen gibt und daher in keiner Fachbibliothek fehlen sollte.

Ursula Degener

Theorie und Praxis in Zeiten des Neoliberalismus

Feminismus, Gender, Geschlecht. Themenschwerpunkt in: Widerspruch. Beiträge zu sozialistischer Politik, Heft 44, 23. Jg., Zürich 2003 (Förderverein Widerspruch, 232 S., 16 €).

Selbstverständigungsprozesse zwischen Theorie und Praxis, zwischen Wissenschaft und Politik, aber auch zwischen verschiedenen Traditionen und Erkenntnisinteressen im wissenschaftlichen Umgang mit ‚Geschlecht' sind seit längerem verstärkt an der Tagesordnung innerhalb und zwischen Institutionen der Geschlechterforschung, Kreisen feministischer TheoretikerInnen und auch in der Frauenbewegung. Band 44 der Schweizer Zeitschrift *Widerspruch. Beiträge zu sozialistischer Politik* mit dem Titel „Feminismus, Gender, Geschlecht" beschäftigt sich auf vorbildliche Weise mit

diesen Auseinandersetzungen zwischen Feminismus und Geschlechterforschung. Es werden sehr unterschiedlich gelagerte Diskussionen aus kontroversen Perspektiven angesprochen. Die gleichstellungspolitischen Zielsetzungen, Möglichkeiten und Folgen des *Gender Mainstreaming* sind ebenso Schauplatz dieser Konflikte wie die Notwendigkeit von Stellungnahmen und Analysen zu neoliberaler Politik und Bewertungen neuerer Entwicklungen feministischer Theorien und der Geschlechterforschung.

Der Band beginnt mit einer Reihe von Artikeln zu konkreteren Problemen der „Geschlechterpolitik im Neoliberalismus". Besprochen werden im Folgenden nur die Texte, die sich mit den Vorgeschichten, Implikationen und Folgenabschätzungen des *Gender Mainstreaming* beschäftigen. Schon der Ursprung des Konzepts wird unterschiedlich bewertet: Während Stella Jegher Wert auf die Entstehung aus der entwicklungspolitischen Frauenbewegung, also aus einem *bottom-up*-Zusammenhang, legt, betonen die meisten anderen Autorinnen, voran Susanne Schunter-Kleemann, kritisch die Nähe zu amerikanischen *diversity-management*-Konzepten. Kritisiert wird neben dieser *top-down*-Orientierung, der Entwicklung professionalisierter „Femokratinnen" und der elitären Zielgruppe die Verkaufsrhetorik, die hinter dem Konzept der „Differenz als Wettbewerbsvorteil" stehe und letztlich Klischees verstärke. Katharina Pühl analysiert überzeugend mit Foucaults Gouvernementalitätstheorie diese „Naturalisierungseffekte", mit denen *Gender Mainstreaming* über die Verknüpfung von Marktrationalität und Regierungspolitik Identitäten strukturiert und politische Konflikte neutralisiert. Die von Jegher befürwortete Geeignetheit der Strategie als Gegengewicht zum neoliberalen *backlash* steht damit in Frage. Einig sind sich alle Autorinnen, dass die Einführung in der EU der Beschwichtigung von Frauen dienen sollte, die sich in Umfragen integrationsskeptisch zeigen und von Privatisierungen besonders betroffen sind.

Die meisten Autorinnen bemühen sich allerdings auch konstruktiv darum, die Erfolgsvoraussetzungen der Strategie, darunter Kooperationsbereitschaft, ausreichende Ressourcen, ein gutes Fortbildungsangebot und die Förderung einer nicht nur statistischen Geschlechterforschung, zu klären. In der Auswertung erster Anwendungsbeispiele des *Gender Budget,* einer Methode des *Gender Mainstreaming*, die Regierungen zur Berichterstattung über geschlechtsspezifische Aspekte der Haushaltspolitik verpflichtet, berichtet Mascha Madörin von Defiziten in der Kooperationsbereitschaft, aber auch von Sensibilisierungseffekten. Eine stärkere Einbindung der Zivilgesellschaft in den Kontrollprozess hält sie für ein geeignetes Korrektiv. Aus der Arbeitsmarktpolitik berichtet Natalie Imboden über das Gleichstellungscontrolling, das ebenfalls eine Berichtspflicht etabliert. Auch hier werden vor allem Sensibilisierungseffekte gegenüber Zeit- und beruflicher Segregation erwartet. Diskussionen über Gleichwertigkeit und gleiche Entlohnung von ‚Frauen'- und ‚Männer'-Arbeit und -Berufen dürften darüber allerdings nicht aus dem Blick geraten, fordert Imboden. Barbara Nohr schließlich kritisiert die ausschließlich rhetorische Politikgestaltung in der Gleichstellungspolitik der Bundesregierung, die sich in der Unverbindlichkeit von *Diversity Management*, *Gender Mainstreaming* und Projekten wie der *Total-Equality*-Auszeichnung zeigt.

Insgesamt ist das Fazit kritisch, wenn auch mit sehr unterschiedlichen Vorzeichen: Während Stella Jegher glaubt, dass *Gender Mainstreaming* langfristig auch das System verändern könne, beobachtet Schunter-Kleemann mit Sorge eine verstärkte Marginalisierung kritischer Stimmen in Frauenbewegung und feministischer Theorie. Es ist der alte Konflikt zwischen Autonomie und systemimmanenten Veränderungsstrategien, der trotz aller Vermittlungsversuche und ‚Doppelstrategien' überall durchscheint. Angesichts der rhetorischen Neutralisierungsversuche gegenüber geschlechterpolitischen Konflikten erscheint er allerdings mehr als notwendig.

Im Diskussionsteil der Zeitschrift werden theoretische Konflikte zwischen feministischer Wissenschaft, Ökonomie und Politik bearbeitet. Auch durch diese Artikel zieht sich die Opposition gegen den Neoliberalismus und das Wiederaufleben der materialistischen Dimension feministischer Theorien. Frigga Haug schließt dabei an klassisch sozialistische Feminismen an. Entwicklungen in der Gentechnologie, so argumentiert sie, verschieben die Grenze zwischen der Produktion von Leben und Gütern und erforderten so mit erneuter Dringlichkeit eine Neubestimmung der Geschlechterverhältnisse als Produktionsverhältnisse. Ein integratives Verständnis von Geschlechterforschung fordert Andrea Maihofer. Männer- und Frauenforschung sollten hier ebenso ihren Platz haben wie die Erforschung der Geschlechterverhältnisse und die Konstruktion von Geschlechtern. Sie schließt nach einem Überblick über die Entwicklung der Geschlechterforschung, diese sei gegenüber der älteren Frauenforschung grundlegender und komplexer in der Kritik, nicht aber weniger radikal oder patriarchatskritisch geworden. Die Ökofeministin Claudia von Werlhof hingegen richtet sich radikal gegen ‚die Genderforschung', die für sie eine Depolitisierung, eine Abkehr von den Errungenschaften der Frauenforschung und von der Natur, vor allem aber eine Ignoranz gegenüber der Realität der Frauen bedeutet.

Die beiden Schweizer Wissenschaftlerinnen Purtschert und Soiland arbeiten sich weniger an Situation und Geschichte der Geschlechterforschung, sondern an einzelnen Autorinnen und deren Materialismus ab. Patricia Purtschert zeigt in ihrer Übersicht über die deutschsprachige Kritik an Butlers *Gender Trouble* neben vielen Missverständnissen eine sehr politische Butler, die vor allem gegen Heteronormativität und einen substantialistischen Geschlechterbegriff anschreibt, nicht aber neue produktive Diskurse über die Naturalisierung der Entgeschlechtlichung etc. zu etablieren beabsichtigt. Die Frage, ob feministischer Poststrukturalismus als Symptom des Neoliberalismus gelten oder nur einen Widerstand mit geringer Reichweite begründen kann, beantwortet Purtschert mit einem Plädoyer Butlers für die Erweiterung der ökonomischen Sphäre, die auch die soziale Reproduktion von Personen mit einschließen müsse. Die Verknüpfung kapitalistischer Logiken mit der Naturalisierung von Geschlecht, Sexualität und Familie müsse künftig mehr in den Blick geraten, so Purtschert. Soiland hingegen bemüht Luce Irigaray mit Marx und gegen Butler als „symbolische Materialistin". Irigaray setze ein asymmetrisches Geschlechterverhältnis voraus, während Butler die Geschlechter vor allem im Hinblick auf ihre diskursive Konstruktion und damit nicht differenziert

betrachte. An Irigarays Lektüre der Marxschen Warenanalyse zeigt Soiland, wie Frauenkörper und -dasein hier nicht wie bei Butler als materialisierte Norm existieren, sondern als „Materialisierung der Beziehungen unter Männern, zu denen sie nicht in ein Verhältnis treten, sondern deren Verhältnis sie vielmehr *sind*." Soiland argumentiert für die Anerkennung dieses asymmetrischen Geschlechterbezuges in der „Infrastruktur" der Kultur sowie in der herrschaftlichen, selbstidentischen Subjektposition, die es zu überwinden gilt.

Handelte es sich nun nicht um eine ausdrücklich sozialistische Zeitschrift, man wäre versucht, eine Rückkehr zu materialistischen Feminismen zu diagnostizieren. Dies deckt sich allerdings möglicherweise genauso wenig mit der Realität wie geschlechterpolitische Leitbilder mit der tatsächlichen Arbeitsteilung der Geschlechter. „Rhetorische Materialisierung" also – analog zur „rhetorischen Modernisierung" (A. Wetterer) – der geschlechterspezifischen Arbeitsteilung? Vielleicht kann ebenso von einer ‚rhetorischen Kulturalisierung' der *Gender Studies* bis heute gesprochen werden. Im deutschsprachigen Raum hat sich die Diskussion möglicherweise, wie Purtschert andeutet, zu heftig an Butlers erstem Buch festgebissen, um zu sehen, dass immer noch und in zunehmendem Maße auch eine ökonomische Geschlechterproblematik oder besser: eine aus feministischer Sicht fatale Seite des Neoliberalismus gesehen wird. Natürlich wird diese nicht von der Rhetorik einer nur scheinbar an Gleichstellungspolitik interessierten Regierung, wohl aber weiterhin von feministischen Wissenschaftlerinnen bearbeitet, vor allem im sozialpolitischen Bereich. Es ist das große Verdienst dieses Heftes, zu zeigen, wie aus verschiedenen Perspektiven Feminismus Anschlüsse an Ökonomie und Politik bietet, aber auch, wie sich Theorie und Praxis verbinden lassen. Derart verschiedene Perspektiven in einem Band finden sich so selten in den Veröffentlichungen im Bereich *Gender Studies*, dass man ihn unbedingt als Seminarlektüre empfehlen möchte.

Jennifer Jäckel

Diskurstheorie versus Erfahrungsgeschichte: Eine überwundene Dichotomie in der Geschlechtergeschichte?

Marguérite Bos/Bettina Vincenz/Tanja Wirz (Hrsg.): Erfahrung: Alles nur Diskurs? Zur Verwendung des Erfahrungsbegriffs in der Geschlechtergeschichte. Beiträge zur 11. Schweizerischen HistorikerInnentagung 2002, Zürich 2004 (Chronos Verlag, 396 S., 32 €).

Im Fokus der 11. Schweizerischen HistorikerInnentagung, die 2002 in Zürich stattfand, standen die Auseinandersetzungen um das Verhältnis von Erfahrung und Diskurs innerhalb der Geschlechtergeschichte. Joan Scott hatte diese Debatte 1991 mit ihrem Aufsatz „evidence of experience" ausgelöst. Darin unterzog sie den

Begriff der Erfahrung einer scharfen Kritik zu Gunsten radikal diskurstheoretischer Ansätze. Sie forderte, wie Karin Cagnazzo in ihrem Aufsatz „‚Staatsexamen 1937' Erinnerte Erfahrungen einer Ärztin" im vorgestellten Band formuliert,

> „dass die Erfahrung in der Geschichtswissenschaft nicht als ‚gelebte Realität' betrachtet werden solle, sondern dass die diskursive Bestimmtheit der Erfahrung miteinbezogen werden müsse." (S. 173)

Dass die Fragen nach dem Verhältnis von Diskurs und Erfahrung, der Verwendbarkeit und Ergiebigkeit des Erfahrungsbegriffs sowie den Inhalten dieses Begriffs immer noch aktuell sind, jedoch längst nicht mehr so hitzig und polarisierend debattiert werden wie noch zu Beginn der 1990er-Jahre, zeigt der vorliegende Sammelband. Die Herausgeberinnen Marguérite Bos, Bettina Vincenz und Tanja Wirz haben mit diesem Buch eine sehr spannende Aufsatzsammlung vorgelegt, welche die Bandbreite der vertretenen Forschungsrichtungen der eingangs erwähnten Tagung, ihrer methodologischen Überlegungen und auch ihrer Forschungsfelder und -arbeit aufzeigt.

Neben den vier Hauptreferaten von Barbara Duden, Kathleen Canning, Ute Daniel und Martin Dinges finden sich neunundzwanzig Workshopbeiträge, eingeordnet in die fünf Themenkreise „Identität und Erfahrung", „Erinnerte Erfahrung", „Politisierbarkeit von Erfahrung", „Am eigenen Leib: Körpererfahrung und Diskurs" und „Geschlechterforschung und Wissenschaftspolitik in der Schweiz".

Durchaus differente Ansichten kommen jedoch bereits in den beiden Aufsätzen von Barbara Duden und Kathleen Canning zum Ausdruck. Zwar sind sich beide darüber einig, dass die Debatte zu Beginn der 1990er-Jahre eine dichotomisierende Wirkung zeigte, die Ursachen hierfür und daraus erwachsene Konsequenzen werden jedoch sehr unterschiedlich beurteilt. Interessant ist dabei vor allem der jeweils durch die fachliche Ausrichtung bestimmte Zugang zur Thematik. Ute Daniels Beitrag liest sich im Vergleich dazu etwas leichter. Sie versucht konkrete Anregungen für erfahrungsgeschichtliche Methoden in der Frauen- und Geschlechtergeschichte zu geben. Ihr Aufsatz eignet sich aufgrund der verständlichen Sprache und systematisch hergeleiteten Thesen besonders gut als einführender Text in die Thematik. Der zur Frühen Neuzeit arbeitende Historiker Martin Dinges verfolgt ähnliche Fragen wie die zuvor genannten Autorinnen, verweist aber auf ihre Bedeutung innerhalb der *neuen Männergeschichte*. In ihrer Zusammenkunft bieten diese vier Beiträge einige interessante, wenn auch nicht immer ganz neue Anregungen.

Die Workshopbeiträge ergänzen diese methodischen Einführungen um die Ergebnisse verschiedener Arbeiten von der Frühen Neuzeit bis in die Gegenwartsgeschichte. Die Anzahl der Arbeiten zum 18. und 19. Jahrhundert fällt dabei leider etwas gering aus. So gibt es nur zwei Aufsätze zu Themen des 18. Jahrhunderts (von Claudia Althaus und Franz X. Eder) und fünf zu Themen des 19. Jahrhunderts (von Elisabeth Frysak, Karoline Grossenbach, Barbara Orland, Sabina Roth und Erika Hebeisen). Gründe hierfür liegen zum Teil in den Themenschwerpunkten der Workshops, denn „Erinnerte Erfahrung: Lebensgeschichten und Oral History" bie-

tet sich nicht an für Arbeiten vor 1900. Die hierunter subsumierten Beiträge zeigen dafür die Bandbreite der Überlegungen zur Oral History innerhalb der Geschlechtergeschichte und bieten sich beispielsweise als Einstiegslektüre für Seminare an.

Die Beiträge zu „Identität und Erfahrung“ sind breit gefächert. Claudia Althaus beschäftigt sich mit dem Begriff des Traumas, seiner Geschichte und Wandlung und schließlich der aktuellen Verwendung im Kontext von Forschungen zu Generationendiskursen. Die Bewältigung von Traumata im Kontext der Schoah steht im Zentrum des Beitrags von Birgit Seemann. Sie untersucht beispielhaft die Biografie der Schoah-Überlebenden Jeanette Wolff. Helke Dreier und Corinna Heipcke beschäftigen sich mit einem ganz anderen Feld. Sie fokussieren die Zusammenhänge von Zugehörigkeit und Erfahrung am Beispiel edierter Briefe der Landgräfin Caroline von Hessen-Darmstadt. Mit Feldpostbriefen indischer Soldaten des ersten Weltkriegs arbeitet Christian Koller. Er untersucht die Konstruktion von Männlichkeit und Fremdheit in diesen Dokumenten. Innerhalb dieser Gruppe fallen zwei Aufsätze besonders auf. Zum einen Myriam Spörris „N.O.Body: Kein Körper – keine Erfahrung?“ und zum anderen Marianne Weissbergs „Chutzpe Lady dank Frauenliteratur? Oder: Werden wir, was wir lesen?“. Spörris Beitrag hätte vielleicht besser zum Thema „Am eigenen Leib: Körpererfahrung und Diskurs“ gepasst. Dass hierunter jedoch elf andere Beiträge versammelt sind, zeigt deutlich, wo die Schwerpunkte in der schweizerischen Geschlechtergeschichte liegen. Weissbergs Text überrascht zunächst durch seinen offenen und dem akademischen Sprachgebrauch trotzenden Stil. Daneben arbeitet Weissberg jedoch mit einem wenig hinterfragten Begriff ‚Frau(en)‘. So schreibt sie zu Beginn:

> „denn viele populäre amerikanische Autorinnen (...) rücken die Frauen, und damit also sich selber, ganz in den Mittelpunkt ihrer Bücher, werden von ihnen – uns – gelesen und bringen, so bin ich überzeugt, eine ganz spezielle Seite in uns Leserinnen zum Klingen.“ (S. 147)

Wer „die Frauen“, also das den Autorinnen entsprechende ‚wir‘ sein soll, verrät Weissberg nicht und zeigt damit eine erstaunliche Resistenz gegenüber konstruktivistischen Ansätzen. Deutlich wird daran aber auch der mittlerweile schon viel diskutierte ‚Generationenkonflikt‘ zwischen Frauen- und Geschlechterforschung.

Welche Bedeutung ‚Erfahrungen‘ im Kontext von Politisierungen gewinnen, zeigen vier Beiträge, welche sich mit FrauenrechtlerInnen in Österreich (Elisabeth Frysak), Arbeiterinnen der Baumwollweberei in Lancashire nach 1900 (Jutta Schwarzkopf) und einer Umfrage zum Frauenstimmrecht in der Schweiz 1962 (Jolanda Cécile Schärli) beschäftigen. Die drei Autorinnen zeigen an unterschiedlichen Themen das Wirken von Erfahrungen und die Bedeutsamkeit von Differenzen innerhalb von Erfahrungen in Bezug auf die Politisierbarkeit von Frauenrechten auf. Der vierte hier zugeordnete Beitrag zu Söhnen und Vätern in der BRD nach 1945 stammt von Peter Schulz-Hageleit. Er verdeutlicht leider allzu gekonnt, dass der Einwurf, unter dem Begriff ‚Geschlechterforschung‘ werde erneut Raum geöffnet für eine Geschichtsforschung, welche „Frauen“ ausblende, seine Berechtigung hat. Schulz-Hageleit kommt nur im vorletzten Satz auf die Idee, dass die deutsche NS-Vergangenheit keine reine ‚Männersache‘ ist. Dass dieser Satz jedoch ebenfalls

die Töchter ausblendet und mit bedenkenswerten Bildern arbeitet, ist kaum zu übersehen:

> „Ebenso wichtig, ja vielleicht noch einflussreicher, sind die Mütter, die, wenn sie nationalsozialistisch überzeugt waren, ihren Kindern massive Beziehungsstörungen schon mit der Muttermilch einflössten und damit für spätere Bearbeitungen der ‚Gefühlserbschaften' eine denkbar ungünstige Ausgangslage schufen." (S. 249)

Dass letzten Endes doch wieder *die Mütter* „schuld sind" und die „Muttermilch" als Gift erscheint, ist ein altbekanntes Bild (S. 243). Seinen Ansatz zum „Durcharbeiten" der „Geschichte in uns" (Ebd.) führt er leider auch nur oberflächlich und methodologisch wenig überzeugend aus. So gehen einige seiner durchaus ertragreichen Überlegungen in sehr zweifelhaften Thesen unter.

Glücklicherweise schließen sich im letzten, bisher nicht besprochenen Feld zu „Körpererfahrung und Diskurs", keine weiteren so kritisch zu betrachtenden Texte mehr an. Ganz im Gegenteil gestaltet sich insbesondere dieser Teil zu einer wahren Lesefreude. So werden (zum Großteil medizingeschichtlich orientierte) Forschungsarbeiten vom 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart vorgestellt. Die Themen sind dabei breit aufgeteilt. So schreibt Franz X. Eder zum Onaniediskurs im 18. Jahrhundert, Karoline Grossenbach über Religionswahnsinn im frühen 19. Jahrhundert und Karen Nolte diskutiert Ansätze patientenzentrierter Geschichtsforschung innerhalb der Medizingeschichte. Katharina Bieler beschäftigt sich mit durch Berufskrankheiten bedingten Erfahrungen des Scheiterns zu Beginn des 20. Jahrhunderts und Barbara Orland analysiert das Zusammenwirken von Wissenschaft, Ökonomie und Erfahrung am Beispiel des Diskurses um Säuglingsernährung. Ein weiterer medizingeschichtlich orientierter Beitrag von Sabina Roth untersucht, wie Frauen und Männer in den 1860er-Jahren Erfahrungen mit Schroths Naturheilverfahren sammelten. Der einzige Beitrag zur amerikanischen Geschichte kommt von Barbara Lüthi. Sie rekonstruiert den medizinischen Diskurs zu EinwandererInnen in den USA um 1900. Dabei beschäftigt sie sich insbesondere mit osteuropäischen jüdischen ImmigrantInnen. Ihre Ergebnisse ergänzen bisherige Arbeiten zu den New Immigrants und dem medizinischen Diskurs um Zuwanderung um wichtige Details und die Rolle von amerikanischen Hilfsorganisationen, lassen jedoch erstaunlicherweise eine Differenzierung zwischen Rassismen und Antisemitismen missen. So benennt sie einen Abschnitt „Der medizinische Blick im Kontext von ‚race' und ‚gender'" (S. 326). Obwohl beide Fallbeispiele, anhand derer sie ihre Ergebnisse präsentiert, jüdische MigrantInnen betreffen und sie insbesondere auf den Diskurs um jüdische ImmigrantInnen eingeht, taucht der Begriff Antisemitismus nicht einmal in ihrem Aufsatz auf. Mit einem ganz anderen Thema beschäftigt sich Elsbeth Kneuper. Sie untersucht, den Methoden der ethnologischen Diskursanalyse folgend, die aktuellen Interpretationen von Abgängen in frühen Schwangerschaften. Ebenfalls ein nicht so weit zurückreichendes Thema beschäftigt Marilène Vuille. Sie geht in ihrem französischsprachigen Aufsatz der Frage nach, ob die in den 1950er-Jahren eingeführte Methode der schmerzfreien Geburt (l´Accouchement Sans Douleur, ASD) eine kollektive Erfahrung von Frau-

en darstellt. Die letzten beiden Artikel des Themenkomplexes „Körpererfahrung und Diskurs“ beschäftigen sich mit der Erfahrung von Tod und seiner Interpretation innerhalb pietistischer Glaubensvorstellungen um 1800 (Erika Hebeisen) und dem Diskurs um die Kleidervorschriften für den schweizerischen Frauenhilfsdienst im Zweiten Weltkrieg (Regula Stämpfli).

Einen gelungenen Abschluss bilden die letzten drei Aufsätze zur „Geschlechterforschung und Wissenschaftspolitik in der Schweiz“. Diese beschäftigen sich mit der jüngsten Vergangenheit und der aktuellen Situation der Geschlechterforschung in der Schweiz. Béatrice Ziegler verknüpft in ihrem Beitrag „Schweizerische Geschlechtergeschichte im Spiegel. Die ersten zehn ‚Historikerinnentagungen‘ (1983-2000)“ die Entwicklung der Frauen- und Geschlechtergeschichte in der Schweiz mit der Geschichte von Frauenrechten. Ihre Reflektionen über die 11. Schweizerische HistorikerInnentagung verweist ebenfalls auf die thematischen Lücken, die es zu schließen gilt. So seien zu wenige Forschungen zu nicht-schweizerischen Themen in der Neuesten Geschichte und insgesamt zu wenig Arbeiten zur Frühen Neuzeit vertreten gewesen. Gleichzeitig liefert sie aber auch Begründungen für neue Schwerpunktsetzungen, welche wie bereits oben gezeigt auch im vorliegenden Band zu bemerken sind. Die folgenden Beiträge runden das Bild ab, indem sie die Situation der nachwachsenden Generation reflektieren und Vorschläge zur effektiven Nachwuchsförderung machen (Caroline Senn) sowie die alt bekannte Diskussion um die Institutionalisierung der *Gender Studies* aufgreifen (Nathan Stocher).

Alles in allem birgt dieser Sammelband viele aufschlussreiche Ansätze und Forschungsergebnisse. Aufgrund der inhaltlichen Bandbreite findet sicherlich JedeR, die oder der sich mit Frauen-, Geschlechter- und Männergeschichte beschäftigt, ‚verwertbare‘ Anregungen. Gleichzeitig macht der Band Lust auf produktive Auseinandersetzungen und hat damit schon ein großes Ziel, an dem wissenschaftliche Literatur nur allzu oft vorbeischlittert, erreicht. Auch wird deutlich, dass aus der einst verbittert geführten Debatte um Joan Scotts Kritik am Erfahrungsbegriff eine eher lebhafte und konstruktive Diskussion geworden ist, die zu führen sich allemal lohnt. Aufgrund des (berechtigten) Preises sollten zumindest die in Frage kommenden Bibliotheken diese Anschaffung vornehmen und den Sammelband somit einem breiten Publikum zugänglich machen.

Beate Rosenzweig

Zwei Schritte vor und einer zurück? 100 Jahre Frauenstudium an der Universität Freiburg

Ute Scherb: „Ich stehe in der Sonne und fühle, wie meine Flügel wachsen". Studentinnen und Wissenschaftlerinnen an der Freiburger Universität von 1900 bis in die Gegenwart; Königstein/Taunus 2002 (Ulrike Helmer Verlag, 384 S., 29,95 €).

Um es gleich vorweg zu nehmen: Ute Scherb hat mit ihrer überaus sorgfältig recherchierten und spannend zu lesenden Geschichte des Freiburger Frauenstudiums nicht nur eine zentrale Forschungslücke der Freiburger Universitätsgeschichte geschlossen, sondern darüber hinaus auch einen wichtigen Beitrag zur historischen Geschlechterforschung geliefert. Die detaillierte und sehr informative chronologische Abhandlung der hundertjährigen Geschichte des Frauenstudiums in Freiburg zeigt auf eindrückliche Weise Kontinuitäten und Brüche, Innovationen und Retraditionalisierungstendenzen im Wandel der Geschlechterbeziehungen vom späten Kaiserreich bis in die Gegenwart. Die Grundfrage nach der Entwicklung des Frauenstudiums als einem emanzipatorischen Prozess lässt sich dabei, wie die Autorin auf der Basis intensiver Quellenstudien, Fragebögen und Interviews mit Zeitzeuginnen schlüssig und anschaulich nachweist, keineswegs eindeutig beantworten. Im Mikrokosmos der Universität entwickelte sich sowohl fortschrittlich-emanzipatorisches Potenzial als auch immer wieder traditionalistisch-patriarchalisches Beharrungsvermögen.

Die Geschichte des Frauenstudiums in Freiburg begann unter dem entscheidenden Einfluss der bürgerlichen Frauenbildungsbewegung zunächst beispiellos fortschrittlich. Die Universität Freiburg kann für sich in Anspruch nehmen, als erste deutsche Universität Frauen das Immatrikulationsrecht eingeräumt zu haben, – durch die nachträgliche Anerkennung von Studienleistungen im Wintersemester 1899/1900 genau ein Semester früher als die Universität Heidelberg. Über Jahre hinweg blieben Frauen zunächst eine verschwindend geringe Minderheit an der Universität. Allerdings zeichnete sich die Freiburger Universität schon während des Kaiserreiches durch ein liberales Studierklima für Frauen aus. Die historische Rückschau gewinnt ihre Anschaulichkeit auch dadurch, dass Ute Scherb alle Facetten des Universitäts- und Lebensalltags der Studentinnen beleuchtet: von der Wohnungssuche, über die Studienplanung bis hin zu politischem Engagement und Freizeitgestaltung. Frauenfeindlichkeiten ließen sich in dieser ersten Phase des Frauenstudiums nur vereinzelt feststellen. Anders als in der Forschung vielfach nahe gelegt, setzte ein grundlegendes Misstrauen gegen das Frauenstudium erst in den so genannten ‚goldenen 20er Jahren' ein. Die schlechten ökonomischen Verhältnisse und die geringe Zahl an studentischen Arbeitsplätzen in der Touristenstadt Freiburg schürten u.a. die propagandistische Rede von der „akademischen Überfüllungskrise" und ein frauenfeindliches Universitätsklima. Erst 1931 wurde in Freiburg die Medizinerin Berta Ottenstein als erste Frau habilitiert. Die Universität bildete damit schon die Nachhut in der Entwicklung des Frauenstudiums

in Deutschland. An den gesellschaftlichen Gegenwind gegen das Frauenstudium konnten die Nationalsozialisten nahezu bruchlos anknüpfen. Sehr eindrücklich schildert Ute Scherb die Vertreibungen der jüdischen und politisch unerwünschten Studentinnen aus der Freiburger Universität und ergründet politische Anbiederung und strategische Schlupflochsuche der an der Universität verbliebenen Studentinnen. Wie bereits im Ersten Weltkrieg wurden Frauen auch von den Nationalsozialisten im Verlauf des Krieges aufgrund des ‚Männermangels' zum Studium ermuntert. Der anfänglich restriktive, geschlechtsspezifische Numerus Clausus erwies sich angesichts der Notwendigkeit akademischer Nachwuchsrekrutierung als ideologische Fehlkalkulation. Noch vor Kriegsende konnten Frauen deshalb in Bereiche vordringen, die bis dahin fast ausschließlich Männern vorbehalten waren. Nach Zerstörung, Kapitulation und Kriegsende kam es dann allerdings, ebenso wie nach Ende des Ersten Weltkrieges, zu einem „dramatischen rollback". Nachkriegslethargie und traditionelle Rollenvorstellungen konnten erst im Verlauf der StudentInnenbewegung Ende der 60er Jahre aufgebrochen werden. In Freiburg waren Frauen in hochschulpolitische studentische Entscheidungsprozesse in dieser Umbruchphase voll integriert – ein Hauptgrund dafür, dass die ansonsten scharfe, feministische Auseinandersetzung mit den patriarchalischen Strukturen der linken Studentenbewegung hier keine Bedeutung hatte. Seit Anfang der 80er Jahre entwickelte sich die Gleichstellungspolitik an der Universität auf vielen Ebenen: die Aufnahme neuer, feministischer Lehrinhalte, selbst organisierte studentische Seminare und Vortragsveranstaltungen zur Frauen- und Geschlechterforschung, die Institutionalisierung der Frauenbeauftragten, die Einrichtung des *Zentrums für Anthropologie und Gender Studies* sowie des Studiengangs „Gender Studies" seit dem Sommersemester 2000. Mit Letzterem hat die Universität Freiburg an ihre einstige Vorreiterrolle im süddeutschen Raum erneut anknüpfen können. Dennoch bleibt, wie Ute Scherb treffend resümiert, der Prozess der Emanzipation nicht nur im „Mikrokosmos der Universität Freiburg" unvollendet. Strukturelle Benachteiligungen, insbesondere bei der wissenschaftlichen Nachwuchsrekrutierung und der Besetzung von Professuren, bestehen nach wie vor, wie ein Blick auf aktuelle statistische Erhebungen, die in der Arbeit leider weder für den historischen Rückblick noch für die aktuelle Situation zu finden sind, zeigt. Auch wenn der Prozess der Emanzipation nicht als ein kontinuierlicher Fortschrittsprozess gedeutet werden kann, so belegt die verdienstvolle Studie von Ute Scherb jedoch deutlich, dass Emanzipation selbst durch phasenweise Rückschrittlichkeit nicht aufzuhalten ist und es letztlich dem beherzten Engagement einzelner Frauen und Männer zu verdanken ist, neue Impulse für ein fortschrittliches Universitäts-, Studien- und Forschungsklima gegeben zu haben.

Rezensionen zum Thema
‚*Queering Gender – Queering Society*‘

Mona Hanafi El Siofi/Andrea-Leone Wolfrum

Es gibt kein *gender*-Paradies!

Susanne Schröter: FeMale. Über Grenzverläufe zwischen den Geschlechtern, Frankfurt/M. 2002 (Fischer Verlag, 255 S., 13,90 €).

Die Ethnologin Susanne Schröter überprüft in ihrer Einführung in die aktuelle Debatte des *gender crossing* die Gültigkeit der binären Geschlechterkonzeption. In vier Kapiteln stellt sie die wichtigsten Quellen dar, die häufig herangezogen werden, um die politischen Forderungen nach Anerkennung der Vielfalt geschlechtlicher bzw. sexueller Identitäten zu stützen. Im ersten Kapitel zeichnet die Autorin die feministische Diskussion um die Kategorie Geschlecht nach, von der Differenztheorie der 1970er bis in die Gegenwart postmoderner Ansätze von Butler und Haraway. In den darauf folgenden Kapiteln beschäftigt sie sich empirisch mit der Kategorie Geschlecht in verschiedenen Kontexten. Zunächst skizziert sie die akademische Auseinandersetzung um die historische Entwicklung des modernen Geschlechterverständnisses. Dann führt sie sechs Beispiele für alternative Geschlechterkonzeptionen aus verschiedenen Kulturen an, um im letzten Kapitel auf die Entwicklung westlicher Subkulturen von Homo-, Transsexuellen etc. einzugehen.

Die besondere Stärke des Buches liegt darin, dass diese drei Bereiche, die in der Forschung meist getrennt behandelt werden, hier gleichwertig nebeneinander stehen und im Epilog eine Zusammenschau versucht wird. Der Epilog ist ausgesprochen lesenswert, denn hier entwickelt Schröter die wirklich interessanten Thesen und Ideen. Leider aber werden diese auf den knapp 15 Seiten nur unzureichend ausdiskutiert. Ebenfalls positiv zu bewerten ist das sehr umfangreiche Literaturverzeichnis, das für weiterführendes Interesse sicherlich hilfreich ist. Ein Glossar fehlt; es hätte jedoch den LeserInnen den Umgang mit den von der Autorin häufig verwendeten Subkultur- und Insider-Begriffen erleichtert.

Schröters Hauptkritik liegt im Vorwurf des postkolonialen Impetus, der einem ‚westlichen', subkulturellen Identitätsdiskurs geschuldet ist und dazu führt, die in anderen Gesellschaften bzw. Zeiten vorgefundenen Geschlechterkonzeptionen als moderne Utopien zu interpretieren. Die (vermeintlichen) Geschlechteralternativen, die immer wieder als Belege für die im ‚Westen' nur scheinbar so rigide ausformulierten Geschlechterrollen herangezogen werden, geraten auf diese Weise zur bloßen Projektion eigener Wünsche − so ihr Einwand. Eine dergestalt eingeschränkte und verzerrte Perspektive bringt uns methodisch nicht weiter, sie verschließt uns eher den Blick. Denn, so ihr Fazit, Geschlechterbinarität gab es schon immer und gibt es überall.

Die angeführten ethnologischen Studien zeigen, dass entgegen der herrschenden Lesart auch in ‚westlichen' Gesellschaften Geschlechtsrollen existieren, die außerhalb eines heterosexuellen, sozial normierten Rasters stehen, und dass es

keine nicht-‚westliche' Kultur gibt, die sich des Geschlechterdualismus nicht bedient. Kein Ort, nirgends, an dem die binäre Geschlechterkonzeption negiert würde. Alternative Geschlechterrollen dienen im Gegenteil häufig dazu, eine restriktive Geschlechterordnung zu stabilisieren! In der Ursache für *gender crossing* sieht Schröter den einzigen wirklichen Unterschied bezüglich ‚westlicher' und nicht-‚westlicher' Gesellschaften. Während im Nicht-‚Westen' eher soziale Motive zu einem Überschreiten hegemonialer Geschlechtergrenzen führen, wird es im ‚Westen' vor allem als ein erotisches Phänomen betrachtet und als Identitätsproblem verhandelt.

Im (Sub-)Kulturvergleich wird deutlich, dass der in den Begriff *postgender* gekleidete Abgesang auf die Kategorie Geschlecht verfrüht ist und einer gesellschaftspolitischen Überprüfung nicht standhält. Wer sich der herrschenden Norm nicht anpasst, steht nach wie vor unter Rechtfertigungsdruck und erfährt nicht selten auf den verschiedensten gesellschaftlichen Ebenen Repressalien. Weder in der Theoriebildung noch im Alltagserleben existiert, ungeachtet des Anspruchs die Kategorie Geschlecht überwinden zu wollen, faktisch kein Ansatz, in einer anderen Kategorie zu denken oder zu handeln. Die Kategorie Geschlecht hat, mit anderen Worten, weder als theoretisches Konzept noch als Leitlinie für Identität ausgedient. Und das ist, so Schröter, in Indien oder Brasilien nicht anders als in den USA. Sie schließt mit der Feststellung:

> „Eine allgemeine Akzeptanz unterschiedlicher Geschlechtsidentitäten, eine wirklich freie Wahl für die Individuen existiert weder in unserer Gesellschaft noch in irgend einer anderen. Hier gibt es noch viel zu tun." (S. 229)

Mit ihrer berechtigten Kritik an ethnozentrischen und reduzierten Perspektiven, die zu unzulässigen Kurzschlüssen führen wie ‚Heteronormativität ist gleich Sexismus' oder ‚Geschlechterrollenvielfalt ist gleich Liberalität', versenkt Schröter die utopisch-exotischen Rückzugsinseln, erhellt die blinden Flecke und führt mit erweitertem Blick an den Ausgangspunkt jeder Theoriebildung zurück: die sozialpolitische Erfahrung.

Jennifer Moos

Es wird wieder geküsst …

Ilona Bubeck (Hrsg.): Sappho küsst die Sterne. Neue deutschsprachige Literatur von Lesben, Berlin 2004 (Querverlag, 224 S., 14,90 €).

Nachdem Sappho sowohl Europa als auch den Rest der Welt mit ihren literarischen Liebkosungen beglücken durfte, stürzt sie sich nun auf weitere, galaktische Leckerbissen: *Sappho küsst die Sterne* ist nach *Sappho küßt Europa* und *Sappho küßt die Welt* die dritte Sammlung lesbischer Erzählungen aus dem Hause Querverlag. Die 22 Geschichten, geschrieben sowohl von namhaften deutschsprachigen Autorinnen wie Karen-Susan Fessel, Antje Wagner, Antje Rávic Strubel und Corinna Waffender als auch von viel versprechenden Neuentdeckungen wie Litt Leweir oder Malou Berlin, laden zu einer Entdeckungsreise lesbischer Lebensweisen ein, wobei Lesbischsein nicht immer den Mittelpunkt der ‚sapphischen Galaxie' bildet.

Natürlich werden in der Anthologie bereits etablierte Themen wie das gute, alte *coming-out*, das ‚Sich-Verlieben-und-im-siebtem-Himmel-schweben', schmerzliche Trennungen und das Älterwerden angerissen, denn was wäre ein Erzählband ohne Herzschmerz? Hinzu kommen erfrischend neue Perspektiven: Da geht es um eine virtuelle Affäre im Netz, um Grenzüberschreitungen der eigenen Persönlichkeit, die Umsetzung Butler'scher Theorien in literarische Produktion und um kleine Sünden wie die ‚Zigarette danach' oder den Genuss tiefschwarzer Schokotörtchen – denn schließlich liegt die Wahrheit in der Schokolade!

Ilona Bubeck, Herausgeberin der Anthologie und Mitbegründerin des Querverlages, verspricht im Vorwort zu *Sappho küsst die Sterne* die

> „leisen Töne, die versteckten Begierden, die vielschichtigen Begegnungen, die inneren Dialoge, die feinen Beobachtungen, die Verwirrungen, die Abgründe, die Verstrickungen [und] die Sehnsüchte" (S. 8)

neuer deutschsprachiger Literatur von Lesben aufzuzeigen. Ein Vorhaben, das ihr zweifellos glückt. Ebenso erfolgreich umgesetzt wird neben dem Anspruch auf erzählerische Originalität der Anspruch auf sprachliche Qualität. Insbesondere Autorinnen wie Corinna Waffender und Antje Wagner pflegen einen derart poetischen Umgang mit Sprache, dass der eigentliche Plot ihrer Geschichten beinahe schon zum bloßen Hintergrund ihrer bunten ‚Sprachmalereien' wird. Durch die enge Verknüpfung mental auseinander liegender Konzepte ergibt sich eine bannende Faszination, die neue Möglichkeiten des spielerischen Umgangs mit Sprache offenbart und das Lesen zu einer fortwährenden Entdeckungsreise macht.

So schreibt Waffender in „Szenen keiner Ehe":

> „Warten hat keine Farbe, keinen Geschmack. Es ist eine unsichtbare Wand zwischen der Wirklichkeit und einem vagen Punkt in der Zukunft, an dem sie sich die Stirn blutig schlagen. Liebende sollten Helme tragen." (S. 103)

Nach der Trennung der beiden Protagonistinnen: „Ihre Wege kreuzen sich nicht, Trennung verläuft diametral entgegengesetzt. Die eine geht über den Zebrastreifen, die andere über Brücken.“ (S. 102) Gemeinsamkeiten gehen verloren. Leere nimmt deren Platz ein.

> „Da, wo der Küchentisch stand, der nun mit herausgedrehten Beinen und mit Klebeband festgezurrt in meinem Keller liegt, ist ein Loch im Raum, der ein Loch in der Wohnung ist, die ein Loch in der Straße ist, die ein Loch in der Stadt ist, die mit jedem Luftzug ein Loch in mein Herz reißt, weil du sie nicht mehr atmest.“ (S. 100)

Weiteratmen tut Not.

Wer es weniger atem(be)raubend, dafür umso böser und sarkastischer mag, sei an Antje Wagners „Vögel färben“ verwiesen. Ihre Geschichte, kreisend um eine Metaphorik aus rot/weiß, Katze/Vogel und Risse/Verletztheit, beginnt mit folgenden Sätzen: „Die Katzen werden fett und bösartig. Tote Fische liegen auf den Straßen. Die Stadt welkt mitten im Frühling“ (S. 209). An ihrem Schreibtisch sitzend und in das trübe Regengrau des sich vor ihr erhebenden Hafengeländes blickend, vergleicht die Erzählerin ihre im Liebesspiel verfangenen Hände mit „große[n], sanfte[n] Fische[n], die zu tief getaucht und ertrunken waren. Ertrunken, ohne davon zu wissen“ (S. 215). Ob am Ende wirklich jemand ertrinkt? Wer die Geschichte liest, wird dies herausfinden.

Die 22 Geschichten sind mal komisch, absurd, leicht, mal leidenschaftlich, melancholisch, tiefsinnig, mal nüchtern, ernst und unter die Haut gehend. Einziger Wermutstropfen, besonders für Karen-Susan Fessel Fans: Ihre Erzählung „Kathrins Kind“ ist ein Auszug aus ihrem bereits im Frühjahr 2004 veröffentlichten Roman *Unter meinen Händen*. Insgesamt ist *Sappho küsst die Sterne* aber absolut empfehlenswert. Zum Lesen, Vorlesen und Verschenken – nicht nur für Lesben.

Rezensionen zum Thema

‚Feminismen – Bewegungen und Theoriebildungen weltweit'

Mona Hanafi El Siofi

Gender und ländliche Entwicklung in Afrika

Rita Schäfer: Gender und ländliche Entwicklung in Afrika. Eine kommentierte Bibliographie, Münster 2003 (LIT-Verlag, Spektrum Band. 75, 472 S., 30,90 €).

Obwohl Frauen mehrheitlich die afrikanische Agrarwirtschaft sowohl in der Subsistenzsicherung als auch in der Marktproduktion betreiben, sind ihre ökonomische Autonomie und ihr Zugang zu Ressourcen stark unterrepräsentiert. In den ländlichen Regionen sind jedoch Frauen nicht nur die, die in der landwirtschaftlichen Produktion die meiste Arbeit leisten, sondern sie sind – als Folge der weit verbreiteten Wanderarbeit der Männer – de facto auch Haushaltsvorstand. Dennoch gelten aufgrund kolonialer und postkolonialer Rahmenbedingungen die afrikanischen Männer als ‚natürliche' bzw. historisch legitimierte Entscheidungsträger in Landwirtschaft und Familienangelegenheiten und werden damit auch bei der Vergabe von Land, Märkten, Krediten und technischen Innovationen bevorzugt. In diesem Fahrwasser finden sich gleichermaßen viele Entwicklungsprogramme, die über Generationen gewachsene Anbaukompetenzen der kleinbäuerlichen Produzentinnen sowie deren Interessen ignorieren und ihre Agrarberatung in erster Linie an Männer richten.

Frauen bleiben also meist auf die, häufig immer wieder neu einzufordernde, finanzielle Unterstützung durch ihre Ehemänner angewiesen und haben kaum Spielräume, um in Fragen der Landnutzung mitzubestimmen oder eigenverantwortlich darüber zu verfügen. Verkompliziert wird die Misere durch Bürgerkriege oder makroökonomische Verstrickungen wie beispielsweise dem Zusammenbruch von Weltmarktpreisen oder durch Strukturanpassungsprogramme. Daneben werden nicht zuletzt durch die fortschreitende HIV/AIDS-Epidemie eigene Einnahmequellen für Frauen immer wichtiger: Bleibt im Falle der Erkrankung ihrer Ehemänner und Söhne eine finanzielle Unterstützung aus, sind die Mittel sehr begrenzt, um Medikamente zu kaufen, AIDS-Waisen verstorbener Verwandter zusätzlich zu den eigenen Kindern mitzuversorgen und außerdem Schulgeld aufzubringen. Mit dem Tod männlicher Familienangehöriger entfallen schlussendlich oft auch noch die entsprechenden Wohn- und Landnutzungsrechte.

Gerade bezüglich Planungen in der Politik und in der Entwicklungszusammenarbeit im Allgemeinen sind dringend konzeptionelle Neuorientierungen notwendig, um afrikanische Frauen nicht nur zu mithelfenden Familienangehörigen zu degradieren, sondern, über ihre Anerkennung als kompetente Akteurinnen in ländlichen Wirtschaftssystemen und Gesellschaften hinaus, in ihren Interessen zu unterstützen und zu stärken. Das bedeutet insbesondere neue Rechtsgrundlagen im Hinblick auf Landzugang und Wohnrechte zu schaffen, sowie für eine Verbesserung der Infrastruktur, vor allem hinsichtlich des Transportwesens und im Zugang zu Märkten, zu sorgen.

Bei alledem ist jedoch zu berücksichtigen, dass unterschiedliche Interessen nicht nur zwischen Männern und Frauen bestehen, sondern auch zwischen Frauen und Frauen in Abhängigkeit anderer Differenzkategorien wie Alter, Status, Ethnizität und/oder Religion. In diesem Feld erbringen die Frauen- und Genderforschung wichtige Leistungen bei der Analyse konkurrierender Geschlechterkonstrukte, Geschlechternormen und realer Geschlechterverhältnisse. So können die Handlungsspielräume der kleinbäuerlichen Frauen, aber auch deren Grenzen festgestellt werden, die zukünftig auf die Revision stark verengter eurozentrischer Projektionen und monokausaler Erklärungsansätze Entscheidungstragender Einfluss nehmen sollten.

Die Bibliografie *Gender und ländliche Entwicklung in Afrika* bietet mit ihren über 1500 Titeln einen umfassenden Überblick über den Forschungsstand zur Situation von Frauen und zu den Geschlechterverhältnissen der ländlichen Gebiete Zentral-, West-, Ost-, Nordost- und des südlichen Afrikas. Zeitlich reicht die von Rita Schäfer aufwändig erarbeitete und kommentierte Dokumentation zwar insgesamt von 1920 bis Ende März 2003, ihre Gewichtung auf die 1980er und 1990er Jahre aber liegt schlicht in der stark angewachsenen Aufmerksamkeit begründet, die die Thematik innerhalb dieses Zeitraums erfahren hat.

Zur Anregung dringend erforderlicher interkultureller und interdisziplinärer Auseinandersetzungen, wurden von der Autorin ethnologische, soziologische, agrarwissenschaftliche und entwicklungspolitische, doch auch historische, rechts- und wirtschaftswissenschaftliche Publikationen, bestehend aus über hundert Fachzeitschriften sowie Monografien, Sammelbänden und Studien, recherchiert. Dabei ist besonders die zahlreiche Integration veröffentlichter und unveröffentlichter Beiträge afrikanischer WissenschaftlerInnen und EntwicklungsexpertInnen hervorzuheben, die vor allem nicht-afrikanischen WissenschaftlerInnen und Studierenden, aber auch MitarbeiterInnen in der Entwicklungszusammenarbeit nahezu unbekannte Forschungsergebnisse und entwicklungspolitische Einschätzungen zugänglich machen.

Um den Gebrauch der nach Regionalgebieten unterteilten, umfangreichen Bibliografie bei spezifischen Interessensschwerpunkten zu erleichtern, wäre jedoch eventuell für kommende Ausgaben ein Schlagwortregister sinnvoll. Dessen ungeachtet ist diese Bibliografie in ihrem Gegenstandsbereich aber in Bandbreite und Ausführlichkeit einmalig.

Friederike Wapler

Nicht immer nur über das Kopftuch sprechen – Geschlecht (und Recht?) im deutsch-türkischen Dialog

Geschlecht und Recht – Hak ve Cinsiyet. Dokumentation des 8. deutsch-türkischen Symposiums der Körber-Stiftung, Hamburg 2003 (edition Körber-Stiftung, 239 S., 20,00 €).

Die türkische Frau wird in bundesdeutschen Debatten allzu häufig auf das Kopftuch reduziert – trägt sie eines, gilt sie als rückständig, trägt sie keines, als fortschrittlich, vielleicht sogar als integriert. Die türkische Frauenrechtlerin Nebahat Akkoc sagt dazu: „Eigentlich haben die Frauen ein Problem mit dem patriarchalischen System". Nicht um die Kopfbedeckung als solche geht es, sondern um die Möglichkeit, individuelle und selbstbestimmte Entscheidungen zu treffen. Nachzulesen ist dieses Zitat in dem Band „Geschlecht und Recht", der das 8. Symposium zum deutsch-türkischen Dialog der *Körber-Stiftung* dokumentiert.

Die Veranstaltung verfolgte das Ziel, gängige Vorurteile über die Geschlechterverhältnisse in Deutschland und der Türkei und innerhalb Deutschlands in der deutschen und türkisch(stämmig)en Bevölkerung aufzubrechen. Drei Grundsatzpapiere beschäftigen sich zunächst mit einer Bestandsaufnahme. Daran anschließend werden ausgewählte Diskussionsbeiträge nach Themen geordnet präsentiert. Zu einzelnen Fragen werden knappe Hintergrundinformationen gegeben, so z.B. über das neue türkische Zivilrechtsbuch oder die EU-Antidiskriminierungsrichtlinien. Mit diesen Hintergrundinformationen ist der Themenbereich „Recht" im übrigen schon fast erschöpft. Passender wäre es wohl gewesen, den ursprünglichen Titel des Symposiums „Der *Gender*-Aspekt aus deutscher und türkischer Sicht" auch zum Titel der Dokumentation zu machen.

Die drei Grundsatzpapiere lohnen die Lektüre allemal, erschüttern sie doch mit fundierten Analysen die verbreitete Gegenüberstellung der modernen und emanzipierten Europäerin einerseits und der vormodern in Abhängigkeit lebenden Türkin andererseits: Ulrike Herrmann macht in ihrer Bilanz der *Gender*-Diskussion in Deutschland deutlich, wie sehr das traditionelle Modell der Geschlechterrollen die bundesdeutsche Gesellschaft nach wie vor prägt – und wie stabil es sich trotz Frauenbewegung und Frauenbefreiung, trotz Veränderungen auch der gesellschaftlichen Männerbilder immer wieder reproduziert (S. 11 ff).

Dass die Frauenbewegung in Deutschland ihre Ziele noch längst nicht erreicht hat, ist offensichtlich und wäre auf einer Fachkonferenz kaum einer Erwähnung wert. Doch scheint diese Erkenntnis schnell verloren zu gehen, wenn der Vergleich mit der Situation türkischer Frauen gezogen wird. Gegen den dann als vorbildlich erscheinenden westlichen, ‚modernen' Lebensstil wird das Klischee der abhängigen und auf den Familienkreis begrenzten Türkin mit mangelnden Entwicklungschancen bemüht. Die türkischstämmige Pädagogin Yasemin Karaksoglu bezeichnet dieses Stereotyp als „Überlegenheitsattitüde" der Mehrheitsgesellschaft. In ihrem

Grundsatzpapier über die Geschlechtsidentitäten unter türkischen Migrantinnen und Migranten in Deutschland (S. 19 ff) warnt sie davor, von der Außendarstellung der türkischen Familien auf ihre innere Struktur zu schließen. Sie zitiert Untersuchungen, nach denen Männer in türkischen Familien stärker in Hausarbeit und Kinderbetreuung eingebunden sind als es in deutschen Familien der Fall ist. Gerade junge türkische Frauen entwickeln offenbar auch eine ganz eigene Vorstellung von einem ‚modernen' Lebensstil, in dem die Familie eine größere Rolle spielt als bei deutschen Frauen, Bildung und Berufstätigkeit aber ganz selbstverständlich eingeschlossen sind.

Auch in der Türkei scheint es so zu sein, dass Frauen und Mädchen in erster Linie auf Bildung setzen, um traditionelle Rollenbilder zu durchbrechen und eigene Lebensentwürfe zu verwirklichen. Dies ist jedenfalls die These der beiden türkischen Professorinnen Feride Acar und Ayse Ayata, die das dritte Grundsatzpapier formuliert haben. Allerdings machen die Autorinnen auch deutlich, dass der Zugang zu Bildung und Berufstätigkeit für Frauen und Mädchen sehr unterschiedlich ist, je nachdem, ob sie in einer der großen Städte oder in den ländlichen Gebieten der Türkei leben. Gerade in diesem Punkt wird in der nachfolgenden Diskussion zu wenig differenziert, das Bild von „der türkischen Frau", wenn die Vielfalt ihrer Lebensverhältnisse überhaupt unter einen Hut zu bringen ist, bleibt insofern sehr vage.

Auch zu den anderen Themen bewegt sich die Diskussion trotz geballten ExpertInnentums deutlich unter dem Niveau der Grundsatzpapiere. Die offene Dialogform, die für eine Diskussion unter ExpertInnen sicherlich angemessen und anregend sein kann, verträgt ihre schriftliche Wiedergabe schlecht. Die dokumentierten Beiträge springen launisch von Thema zu Thema, von sachlicher Analyse zu persönlicher Betroffenheit, von der Türkei nach Deutschland und zurück. Alle gängigen Vorurteile kommen ebenso zu Wort wie ihre Widerlegungen. Zu kurz kommt dabei die Klärung von Grundbegriffen: Was genau ist gemeint, wenn von ‚Benachteiligung' oder ‚Integration' die Rede ist? Was verstehen der konservative Abgeordnete des türkischen Parlaments, die Mitarbeiterin des Frauenprojekts und die Grüne Claudia Roth jeweils unter ‚Emanzipation' oder ‚Geschlechtergerechtigkeit'? Unklar bleibt auch, welche Schlussfolgerungen aus den Befunden der Grundsatzpapiere gezogen werden können: Sind türkische Frauen emanzipierter als deutsche, weil ihre Männer öfter abwaschen? Wenn türkische Mädchen auf Bildung setzen, um sich Freiräume zu schaffen, wieso sind die beliebtesten Berufe bei ihnen dennoch ausgerechnet Friseurin und Arzthelferin (wie bei den deutschen Mädchen übrigens auch)? Ein abschließender Artikel, in dem Bilanz gezogen wird und die entscheidenden Argumente auf den Punkt gebracht werden, wäre hier sicherlich hilfreich gewesen.

Dennoch: Der Ansatz der *Körber-Stiftung* geht weit über das hinaus, was in tagespolitischen Debatten zum gegenseitigen Verständnis der türkischen und deutschen Bevölkerung in Deutschland und der Türkei geboten wird. Entscheidend

wirkt sich hier die hohe Beteiligung türkischer und türkischstämmiger TeilnehmerInnen aus – eine unabdingbare Voraussetzung für einen Dialog, die leider keineswegs selbstverständlich ist.

Rezensionen zum Thema ‚Jenseits von *Gender*'

Tina-Karen Pusse

„Do you really want to hurt me?“: Culture Club featuring Culture Club

Martin Ludwig Hofmann/Tobias F. Korta/Sibylle Niekisch (Hrsg.): Culture Club. Klassiker der Kulturtheorie, Frankfurt/M. 2004 (Suhrkamp Verlag, 300 S., 11,00 €).

Keine Frage, die Kulturwissenschaften sind auf der Überholspur. Längst haben sie die Wirkungsfelder etablierter philologischer Disziplinen, der Soziologie und Psychologie, der Filmwissenschaft und der Kunstgeschichte gehörig umgepflügt und neu bestellt. Das ist in zweierlei Hinsicht durchaus von Vorteil: Denn einerseits sind disziplinäre Grenzen seither durchlässiger geworden, andererseits sind die etablierteren Disziplinen in dieser Situation erst recht dazu aufgerufen, ihre eigenen Interessen, Methoden und Gegenstandsbereiche wiederzuentdecken, zu entfalten und neu abzustecken. Beide Tendenzen beleben die – um einen Anachronismus zu verwenden –‚geistenswissenschaftlichen‘ Diskussionen der letzten Jahre und sind deshalb zu begrüßen.

Der jüngst erschienene Sammelband, der mit *Culture Club* den Titel einer Band der 80er trägt, die mit Boy George vor allem für *gender*-Irritationen gesorgt hat, erfüllt zumindest *dieses* Titelversprechen nicht. Unter den vielen Neuerscheinungen zu *Cultural Studies* wird diese Festschrift für den Kultursoziologen Wolfgang Eßbach anlässlich seines 60. Geburtstages aber dennoch zu Recht ein Standardwerk werden. Es stellt ausgesprochen geschickt die eigenen Fachgrundlagen selbst her: So werden Autoren wie Sigmund Freud, Georg Simmel, Ernst Cassirer oder auch Georges Bataille einfach als „Kulturtheoretiker“ etikettiert. Dies mag einerseits angemessen sein, da es dem Sammelband vor allem darum geht, die pluralen Traditionslinien des Kulturbegriffs aufzuzeigen, wie sie in den Texten dieser Theoretiker implizit oder explizit verhandelt werden. Andererseits gehen die Autorinnen und Autoren der Beiträge aber nicht – und eben dies ist für die *Cultural Studies* leider häufig symptomatisch – offensiv damit um, dass jene besprochenen Autorinnen und Autoren jeweils aus ganz unterschiedlichen wissenschaftlichen Kontexten argumentieren. Der Band stellt letztlich, ohne es explizit zu thematisieren, eher Klassiker der Kultur*soziologie* vor, bzw. vereinnahmt die übrigens fast ausschließlich europäischen Autorinnen und Autoren anderer Disziplinen und Kontexte für die Kultursoziologie.

Das hat Konsequenzen, die sich auch im *gender*-Verhältnis zeigen. Von besprochenen Autor*innen* zu reden, ist nämlich – was den Plural angeht – nicht ganz korrekt. Lediglich Judith Butler ist ein knapp zwanzigseitiges Kapitel gewidmet. Die Dominanz der männlichen Theoretiker ist wirklich bedauerlich, weil man sich in diesem Rahmen, wenn sich der soziologische Blick etwas geöffnet hätte, sehr gut auch Hannah Arendt, Aleida Assmann, Simone de Beauvoir, Donna Haraway, Julia Kristeva, Laura Mulvey oder Susan Sontag hätte vorstellen können. Sie könnten

also angesichts dieser Ausgrenzung in die große *Culture-Club*-Hymne einsteigen und fragen: „Do you really want to hurt me?“

Die einzelnen Beiträge sind, gerade auch in ihrer stilistischen Heterogenität, sehr angemessene und zum Teil brillante Einführungen in die vorgestellten theoretischen Konzepte, alleine deshalb kann man nur zur Anschaffung dieses Buches raten. Doch was Nina Degele und Timothy Simms in ihrem Beitrag über Bruno Latour (der erfreulicherweise aufgenommen wurde) schreiben, dass nämlich Klassikerinnen und Klassiker von der *scientific community*, vor allem aber von Sammelbänden wie diesem *produziert* werden, hätten sich Herausgeberin und Herausgeber ein wenig zu Herzen nehmen sollen. Zwar räumen sie in ihrem Vorwort ein, dass der Sammelband kein Kanonisierungsversuch sei und mit Sicherheit „andere Denker (sic) in den Kreis der grundlegenden Kulturtheoretikerinnen und Kulturtheoretiker“ (S. 8) hätten aufgenommen werden können – was aber fehlt, ist eine *Begründung* für die vorgenommene Auswahl. So wirkt die politisch korrekte Nutzung weiblicher Endungen zynisch, wenn zwar Lacan, nicht aber Luce Irigaray vorgestellt wird, wenn gerade kulturtheoretische Felder weiße Flecken auf der Landkarte bleiben, in denen prominente Frauen mit starken Texten vertreten sind, wie z.B. die *Race*- oder *Postcolonial Studies.* Auffällig ist schon, dass gerade diejenigen kulturtheoretischen Strömungen aus dem Interesse des Sammelbandes herausfallen, die selbst dem Alltagsverständnis nach am engsten mit dem Kulturbegriff verknüpft sind, wie z.B. die Literatur- und Filmtheorie. Insofern hätte man dem Band den ehrlicheren Untertitel „Klassiker der Kultursoziologie“ gewünscht – oder zumindest ein ausführlicheres Vorwort.

Eine begrüßenswerte Alternative dazu wäre natürlich ein zweiter Band in dieser Reihe, der mit ebenso guten Beiträgen dieses Desiderat ausgleicht; dazu kann man Martin Ludwig Hofmann, Tobias F. Korta und Sibylle Niekisch nur ermuntern.

Meike Penkwitt

Kanonisierungsprozesse – Autorinnen und feministische Theorie auf dem Weg aus dem Ghetto

Ralf Schnell: Geschichte der deutschsprachigen Literatur seit 1945, 2. überarbeitete und erweiterte Auflage, Stuttgart/Weimar 2003 (Verlag J.B. Metzler, 628 S., 39,95 €).

Neben den Autoren Günther Grass und Urs Widmer sind auf der Titelseite der bei Metzler erschienenen Literaturgeschichte *Geschichte der deutschsprachigen Literatur nach 1945* die beiden Autorinnen Christa Wolf und Elfriede Jelinek abgebildet. Und die von dieser geschlechterparitätischen Umschlagsgestaltung geweckten Erwartungen werden im Großen und Ganzen auch nicht enttäuscht: Tatsächlich werden hier zahlreiche Autorinnen und ihre Texte zum Thema ge-

macht. Im Rahmen von eigenständigen Teilbereichen werden dabei einerseits die Zusammenhänge und Gemeinsamkeiten zwischen Texten von Frauen aufgezeigt; die Autorinnen werden andererseits aber auch als Belletristik-Produzierende vorgestellt – ohne eine Einordnung über die Kategorie Geschlecht: So gibt es z.B. ein Kapitel zur sogenannten ‚Frauenliteratur' im engeren Sinne, d.h. der Literatur der neuen Frauenbewegung (‚von Frauen über Frauen für Frauen'), ein Teilkapitel zu den zahlreichen DDR-Autorinnen, sowie einen Abschnitt zu Texten, die von Schnell leider unter der fragwürdigen – weil letztlich abwertenden – Kategorie ‚Fräuleinwunder' zusammengefasst werden, ein Begriff, der zudem eher eine vermarktungstechnische Etikettierung als eine literaturwissenschaftliche Kategorisierung darstellt. Nichtsdestotrotz werden (teilweise sogar die gleichen) Autorinnen (z.B. Christa Wolf oder Elfriede Jelinek) auch in ‚allgemeinen', d.h. vermeintlich geschlechtslosen Abschnitten besprochen. Schnell ordnet schreibende Frauen also nicht prinzipiell einem weiblichen ‚Ghetto' zu. Dass er Zusammenhänge zwischen den Texten von Männern jedoch an keiner Stelle als geschlechtlich markiert, entspricht dann allerdings der verbreiteten patriarchalen Wertung von Männern und deren Werken als ‚allgemeinmenschlich', also sozusagen ‚geschlechtsneutral'. Und auch dass Ralf Schnell die Schreibweise mancher der von ihm besprochenen Autorinnen (z.B. Ingeborg Bachmann) durch das Adjektiv ‚weiblich' (in etwa im Sinne von ‚gefühlsorientiert' etc.) charakterisiert, erweckt am Ende nicht gerade den Eindruck, als habe er die *gender*-orientierte Theoriediskussion tatsächlich verstanden.

Schnell scheint feministische und *gender*-orientierte Forschungsansätze jedoch zumindest als fraglos integrierten Teil der Germanistik zu betrachten und macht sie auch immer wieder zum Gegenstand. Offensichtlich ist er dabei jedoch leider nicht ganz auf dem aktuellen Stand: So z.B. bei der Feststellung, dass die Frage nach einer ‚weiblichen Ästhetik' bisher nicht gelöst worden sei. Das ist sie zwar auch nicht; statt dessen wurde ein solches Konzept aber als unrelevant verworfen. Judith Butler, die für die neuere feministische oder auch *gender*- und *queer*-theoretische Diskussion einen zentralen, nicht wegzudenkenden Bezugspunkt darstellt, taucht dafür bezeichnenderweise lediglich als eine der von Thomas Meinecke in seinem stark intertextuellen Roman *Tomboy* (1998) zitierten und dadurch kommentierten TheoretikerInnen auf.

Etwas beliebig wirkt es darüber hinaus, wenn Susan Sontag als DIE wichtige US-amerikanische Theoretikerin angeführt wird, die von den Feministinnen der zweiten Welle der deutschen Frauenbewegung in deren Anfängen mangels ‚eigener' Theoriebildung rezipiert worden sei. Soll der französischen Theoretikerin Simone de Beauvoir unbedingt *eine* US-amerikanische Autorin gegenüber gestellt werden, wäre die Nennung von Betty Friedan mit dem Buchtitel *Der Weiblichkeitswahn* (1966, engl.: *The feminine Mystique* 1963) vermutlich noch am angemessensten gewesen.

Ein wenig nach der Maxime ‚Die Guten ins Töpfchen, die Schlechten ins Kröpfchen' klingt es, wenn Schnell im Kapitel zur ‚Pop-Literatur' einer Reihe von Autorinnen, die er der (oben bereits problematisierten) Kategorie ‚Fräulein-

wunder‘ zuordnet (darunter unnötigerweise auch Birgit Vanderbeke) mit einer Reihe von Autoren kontrastiert, die er diesen Autorinnen positiv gegenüberstellt, da die Texte der ‚Autoren‘ sich von denen ihrer weiblichen Kolleginnen durch einen „doppelbödigen Duktus des Erzählens“ unterschieden. Dass sich unter den vermeintlichen ‚Autoren‘ dann aber doch auch wieder eine Autorin befindet und es sich bei dieser zudem ausgerechnet um Eva Heller mit dem doch eher flachen Roman *Beim nächsten Mann wird alles anders* (1987) handelt, überrascht. Dieser wäre sicherlich besser in Zusammenhang mit der ‚Frauenliteratur‘ im engeren Sinne aufgeführt worden, z.B. unter Bezugnahme auf Verena Stefans Kultbuch *Häutungen* (1975) und Svende Merians *Der Tod des Märchenprinzen* (1980) oder auch Anja Meulenbelts *Die Scham ist vorbei* (1978, niederländisch 1976): Hellers Roman stellt eine Art ironischen (und tendenziell entpolitisierten) Rückblick auf die so genannte feministische Bekenntnisliteratur der 70er Jahre dar, zu der die genannten Texte zählen.

Natürlich ist es zunächst einmal erfreulich, wenn Autorinnen und sogar feministische und *gender*-orientierte Theoriebildung in einer Literaturgeschichte des Mainstreams rezipiert werden. Dies stellt sicherlich einen wichtigen Schritt hinsichtlich deren Aufnahme in den literarischen Kanon dar. Wünschenswert wäre es allerdings, dass dann nicht doch wieder Autorinnen durch unterschwellig frauenfeindliche Töne abqualifiziert würden. Ihre Texte und auch die feministische Theoriediskussion sollten selbstverständlich entsprechend dem aktuellen Forschungsstand besprochen werden. Solche Detailverbesserungen sind jedoch auch noch in späteren Literaturgeschichten möglich oder auch bereits in einer weiteren Auflage des selben Werkes. Zu hoffen bleibt, dass eventuell noch weitere Autorinnen aufgenommen werden, wie z.B. Erica Pedretti, deren Texte sich z.B. gut in Zusammenhang mit denjenigen Friedrike Mayröckers oder im Kapitel „Erinnerte Vergangenheit“ vorstellen ließen, und sich stattdessen nicht eine Entwicklung wiederholt, die von *gender*-orientierten Literaturwissenschaftlerinnen als ein verbreitetes Phänomen bezüglich zahlreicher mittlerweile verstorbener Autorinnen zurückliegender Jahrhunderte aufgedeckt wurde: Diese wurden in den jeweils zeitgenössischen Literaturgeschichten durchaus noch erwähnt, später dann aber in rückblickenden Überblicksdarstellungen meist zunehmend einfach ‚vergessen‘. Ob es dagegen spricht, dass wir uns das jetzt bezüglich der zeitgenössischen Autorinnen kaum vorstellen können?

Trotz der genannten Kritikpunkte unter ‚*Gender*-Perspektive‘ handelt es sich bei dem vorliegenden Metzler-Band um eine durchaus empfehlenswerte Literaturgeschichte auf sozialgeschichtlicher Grundlage, die also insbesondere auf die historischen, politischen und sozialen Entstehungsbedingungen von Literatur eingeht. Daneben werden aber auch theoretische Herangehensweisen an die Literatur wie z.B. die poststrukturalistische Diskussion um den ‚Tod des Autors‘ oder die eher kulturwissenschaftliche Debatte um das Thema ‚Erinnern‘ zumindest gestreift. Der Band ermöglicht es sowohl, sich einen ersten Überblick über den dargestellten Gegenstandsbereich zu verschaffen als auch bereits Bekanntes noch einmal ord-

nend und Zusammenhänge herstellend Revue passieren zu lassen. Nicht zuletzt: Er ist ausgesprochen gut lesbar.

Vojin Saša Vukadinović

Spiegel des einzigen Geschlechts

Bernd Lutz (Hrsg.): Metzler Lexikon Philosophen. Von den Vorsokratikern bis zu den Neuen Philosophen, dritte, aktualisierte und erweiterte Auflage Stuttgart/Weimar 2003 (Verlag J.B. Metzler, 795 S., 39.90 €).

Geschlechterforschung ist immer eine Teilauseinandersetzung mit der Geschichte europäischer Philosophie. Nachschlagewerke zu dieser geben deswegen Aufschlüsse darüber, wie es um die Kategorie Geschlecht in der Philosophie, genauer: um ihre Verdrängung bzw. deren blinde Flecken, steht.

Das *Metzler Philosophen Lexikon*, herausgegeben von Bernd Lutz, war anfangs vor allem eine Bestandsaufnahme westlichen Malestreams: Die erste Auflage des Lexikons von 1988 versammelte so gut wie ausschließlich Beiträge zu weißen europäischen Denkern und suggerierte in Auswahl und Konzeption, dass „Denken" etwas sein müsse, das im antiken Griechenland erfunden und in den folgenden zweieinhalb Jahrtausenden entlang der Gleichung „reflexionsfähiges Subjekt = Mann" in unzähligen Variationen durchdekliniert wurde.

Für die nun vorliegende dritte Auflage des mittlerweile als Standardwerk geltenden Lexikons kam es zu 60 Neuaufnahmen, von denen GegenwartsphilosophInnen die Hälfte ausmachen. Das ändert bei einer Gesamtzahl von 360 Darstellungen nichts an der Gewichtung, die noch 2003 jeden postkolonialen Diskurs, jede Eurozentrismus entgegnende Position, jeglichen Bezug zur Globalität außen vor lässt und so ‚Europa' abermals zum Sinnbild eines Denkens in heteromaskuliner weißer Exklusivität macht.

Die neu aufgenommenen Darstellungen zu Judith Butler, Luce Irigaray, Julia Kristeva oder Martha Nussbaum verweisen auf soziale Kämpfe der letzten Jahrzehnte, deren partielle Errungenschaften sich im akademischen Kontext in Form philosophischer Einschreibung, als verpflichtende Textgrundlage für feministische und queere Seminare manifestieren. Daraus eine langsame Verschiebung hegemonialer Philosophie selbst abzuleiten, wäre jedoch voreilig. Mit dieser Auflage wurden TheokratologInnen wie Hildegard von Bingen und Rudolf Steiner ebenfalls kanonisiert – Personen also, deren Schriften und ‚Theorien' irgendwo zwischen indiskutablen politischen Positionen und banaler esoterischer Skurillität pendeln, deren Texte aber dennoch mit einer Inkorporierung in den Kanon honoriert werden, ganz so, als ob es sich hierbei tatsächlich um Philosophie handle. Dominante Philosophie kann sich ‚andere' Positionen ab einem bestimmten Zeitpunkt perfide steril einverleiben, egal wie groß die Differenzen der Strömungen sowohl zum philosophischen Leitmodell als auch untereinander sind – eine Separierung zwischen

Emanzipation und Regression, die nach feministischen und queeren Ansprüchen unabdingbar ist, bleibt aus. Und dass ‚straightes' Denken intellektuelle Frauen oder Lesben nach wie vor über einen verwandten Mann und/oder vorreflektierenden Lehrmeister zu definieren versucht, lässt sich hier fast schon erheiternd im Artikel zu Simone de Beauvoir nachlesen.

Gerade weil hier Anaxagoras, Anaxarch, Anaximander und Anaximenes mehr Relevanz (also mehr Gegenwärtigkeit) eingeräumt wird als den abwesenden Angela Davis, Melanie Klein, Trinh T. Minh-ha und Monique Wittig, kann dieses Lexikon zumindest wie ein Imperativ für minoritäre Subjektivitäten wirken: Woran es sich konkret abzuarbeiten gibt – oder, mit Luce Irigaray gesprochen, das, was erschüttert werden muss –, wird hier hilfreich genealogisiert und katalogisiert. Wer einer philosophisch motivierten Versteinerung der Geschlechterverhältnisse auf den Grund gehen will, wird im *Metzler Philosophen Lexikon* fündig. Erstaunlich, dass so manche selbsterklärte Weisheit von vor 2500 Jahren nicht im Museum verschwindet, sondern weiterhin Lehrpläne und ‚Kultur' selbst definiert.

Franziska Bergmann

„Jede Medaille hat zwei Seiten" – Martin van Crevelds radikalmaskulinistische Schrift zur Frauenfrage

Martin van Creveld: Das bevorzugte Geschlecht, München 2003 (Gerling Akademie, 492 S., 29,60 €).

Eine neue Bewegung ist geboren: Der Radikalmaskulinismus. Angeführt von Martin van Creveld, renommierter Militärhistoriker und Pentagonberater, der mit seinem Buch *Das bevorzugte Geschlecht* gründlich mit althergebrachten Theorien des Feminismus abrechnet. Dieses Buch ist dringend nötig, drohen doch durch feministische Forderungen Frauen an Macht zu gewinnen. Mehr noch: Zeitgenössische *Queer*-Theorien und die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Geschlecht könnten die Grenzen der von der Natur nicht ohne Hintergedanken geschaffenen Zweigeschlechtlichkeit verwischen!

Die Grundthese des bewegten Mannes van Creveld eröffnet eine „noch nie dagewesene" Perspektive auf das Geschlechterverhältnis. „Die Unterdrückung der Frau durch den Mann" stelle einen „Mythos" (S. 18) dar und Frauen seien im Patriarchat „das eigentlich bevorzugte Geschlecht" (S. 13). Ihre enge Bindung an Heim und Kinder würde sie beispielsweise davor bewahren, an männlichen Aktivitäten wie Krieg teilnehmen zu müssen. Das Fortbestehen des Patriarchats ist demnach einfach zu erklären: Da Frauen laut van Creveld eine privilegierte Position im Patriarchat haben, seien „die meisten mit ihrem Los mehr oder weniger zufrieden" (S. 13), denn sonst würden sie „ihre Kosmetika [wegwerfen](...), ihre BHs [verbrennen], um in die Blaumänner zu steigen und männliche Berufe wie etwa das

Müllgewerbe auszuüben“ (S.13). Dass aber Feministinnen genau das in den 70er Jahren getan haben – BHs verbrennen und Kosmetika wegwerfen – liegt außerhalb von van Crevelds Wahrnehmung. Natürlich hat van Creveld im kräftezehrenden Kampf gegen die Feministinnen hier nur vergessen, dass typisch männliche Berufe auch solche wie Manager, Bankdirektor oder Staatsoberhaupt sein können.

Van Creveld behandelt diverse Themenfelder wie das Geschlechterverhältnis aus historischer Perspektive, Männerprobleme, Geschlecht und Arbeit, Ehe, Geschlecht und Recht, Krieg, Geschlechterverhältnisse in der Zivilisation und Frauen als das wehleidige Geschlecht, wobei er generell zu der Erkenntnis gelangt, dass die Männer nur das Beste für die Frauen wollen. Van Crevelds Argumentationen liegt eine durchgängig biologistische Weltsicht zu Grunde. In einem geschichtlichen Überblick von der Antike bis zur Gegenwart, veranschaulicht der Retter der Männerwelt, dass

> „jede Medaille zwei Seiten hat – dass die Gesellschaft den Frauen für jeden Nachteil, unter dem sie leiden, ein Privileg gegeben hat, das ebenso, wenn nicht noch wichtiger ist.“ (S. 13)

Um dies zu belegen, bezieht sich van Creveld auf den Nationalsozialismus, in dem der weiblichen (arischen!!!, meine Hinzufügung, F.B.) Bevölkerung, im Gegensatz zur männlichen der besondere Schutz galt.

> „Nichts lag Hitler ferner, als die Frauen zu verfolgen. Er persönlich betrachtete sie als das wertvollste Vermögen des Volkes, das ‚mit allen Mitteln‘ geschützt werden sollte. (...) In jeder Hinsicht sollte die Nazi-Politik ausdrücklich dazu dienen, Frauen in dem Bereich zu helfen, den die meisten von ihnen lange als ihr vorrangiges Betätigungsfeld betrachtet hatten – die Mutterschaft.“ (S. 56)

Radikalmaskulinist zu sein ist anstrengend und so ist es nur verständlich, dass van Creveld mit Begrifflichkeiten nicht ganz differenziert umgeht und „verfolgen“ mit „unterdrücken“ verwechselt und „Frau“ mit „Mutter“ gleichsetzt.

In dem mitleiderregenden Kapitel „Männlichkeit und ihre Probleme“ deckt van Creveld einen skandalösen Zusammenhang zwischen männlicher Aggression, männlicher Kriminalität und moderner Zivilisation auf:

> „Die Probleme der Männer hängen vielleicht damit zusammen, dass das moderne Stadtleben ihnen nicht erlaubt, ihren wichtigsten Vorteil auszuspielen: Ihre körperliche Stärke und Tapferkeit.“ (S. 85)

Doch nicht nur das macht den Benachteiligten zu schaffen, sogar beim Sex befinden sich Frauen in der privilegierten Position:

> „Beim Sex, wie bei so vielen anderen Dingen darf eine Frau sich entspannen und warten, was kommt. (...)Von Männern dagegen erwartet man, dass sie aktiv sind, und ohne ihre sexuelle Aktivität kann der Akt überhaupt nicht stattfinden.“ (S. 69)

Bei dieser enormen Anzahl an traurigen Geschichten und Erkenntnissen über und für die Männerwelt ist van Crevelds abschließende Forderung an die Frauenwelt sehr bescheiden und wirklich nicht radikal:

> „Es wäre jedoch schön, würden wir von Zeit zu Zeit inmitten des unaufhörlichen Stroms von Beschimpfungen den Klang einer angenehmen weiblichen Stimme hören, die sagt: Danke, Kamerad.“ (S. 405)

– Immerhin erkennt van Creveld, dass das Patriarchat auch Männern schadet! Danke, Kamerad! –

Timothy Simms

Westeuropäischer Autorenfilm und Theatralisierung

Michael Lommel/Isabel Maurer Queipo/Nanette Rißler-Pipka (Hrsg.): Theater und Schaulust im aktuellen Film (Transcript Verlag, Bielefeld 2004, 190 S., 19,80 €).

Dass es eine enge Verbindung zwischen der Filmkunst und dem Theater gibt, zeigt der Beginn der Filmgeschichte: Hatten die Brüder Lumière dokumentarisch gearbeitet, so kommt Georges Méliès vom Theater. Er erfindet gewissermaßen den Spielfilm und inszeniert 1896 die ersten Filme, baut in einem Studio Kulissen auf, erfindet die ersten Filmtricks. Bis auf den heutigen Tag finden sich enge Verflechtungen von Theater und Kino, so personell durch Schauspieler, inhaltlich durch wechselseitige Adaption von Filmstoffen und Stücken. Dass für den Sammelband *Theater und Schaulust im aktuellen Film* der Begriff des Theaterfilms nicht nur für die üblichen Theaterverfilmungen und die allzu offensichtliche Verwendung von Theaterelementen im Film genutzt wird, sondern dieser Begriff weiter gefasst wird und somit weniger offenkundige Verflechtungen von Kino und Theater ins Zentrum des Interesses rücken können, ist zu begrüßen. Allerdings stellt sich die Frage, ob der Versuch,

> „Theaterfilme als Werkstätten einer intermedialen Reflexion zu begreifen, die die Prozesse der Medialisierung der Öffentlichkeit, der Inszenierbarkeit privater und öffentlicher Schauspiele zugleich darstellen und analysieren; und damit Inszenierung und Simulation als Elemente einer ‚société du spectacle‘, insbesondere unserer gegenwärtigen Mediengesellschaft durchschaubar machen.“ (S. 9)

nicht weit über dieses Ziel hinausschießt.

Neben einleitenden Bemerkungen zum aktuellen Theaterfilm von Volker Roloff finden sich in dem Band neun Einzelfilmanalysen zu Roberto Begninis *Das Leben ist schön*, Jacques Rivettes *Va savoir*, Jean-Pierre Jeunets *Wunderbare Welt der*

Amélie, François Ozons *Acht Frauen*, Manoel de Oliveiras *Ich geh' nach Hause*, Pedro Almodovars *Alles über meine Mutter*, Catherine Breillats *Romance*, Patrice Chéreaus *Intimacy* und einem Kurzfilm von Yvon Marciano.

Die im Vorwort behauptete „Renaissance der Theatralisierung" im Kino wird durch diesen Band jedenfalls nicht plausibel gemacht. Dies liegt zum einen daran, dass der Band Einzelanalysen versammelt, die relativ unverbunden nebeneinander stehen. „Theatralisierung" eignet sich hier als Klammer nur sehr bedingt, weil der Begriff letztlich so weit geöffnet wurde, dass er – in Bezug auf die ausgewählten Filme – eben doch recht beliebig wird. So wird bei einzelnen Beiträgen, so z. B. bei der Analyse von *Alles über meine Mutter*, die Fruchtbarkeit einer Lesart, die nach Theatralisierung fragt, durchaus deutlich. Bei der – ansonsten durchaus gelungenen – Analyse von *Amélie* bleibt aber der deutliche Bezug zum Theater bzw. zur Theatralisierung unklar: Der ganze Film wird in ein wildes Spiel von intermedialen Bezügen aufgelöst und ausgerechnet jene Bezüge, die explizit dem Theater zugerechnet werden, können kaum überzeugen. Ein enger gefasster Begriff von Theatralität und eine auf diesen Begriff hin orientierte Filmauswahl hätte dem Band gut getan und hätte die – ansonsten gelungen und anregenden – Einzelfilmanalysen stärker zueinander in Beziehung setzen können.

Zum anderen sind diese ausgewählten Filme kaum exemplarisch für den aktuellen Film, sondern eher Beispiele für den europäischen Autorenfilm. Man merkt dem Sammelband deutlich an, dass er aus einem Projekt („Theater und Theatralität im Film – französische Theater/Filme 1930-1960") heraus entstanden ist, welches eine solche Filmauswahl nahe legt. Diese Beschränkung ist zu bedauern, weil sich Theater und Schaulust zweifelsohne auch im populären europäischen Film und im amerikanischen Kino finden lassen. Auch der asiatische Film (z.B. Takeshi Kitanos *Dolls*) bezieht sich zum Teil recht deutlich auf eigene Theatertraditionen.

Ärgerlich ist, dass sämtliche fremdsprachlichen Zitate unübersetzt bleiben und damit unnötige Hürden für Leser aufgebaut werden, die nicht in sämtlichen romanischen Sprachen bewandert sind und vielleicht eher aufgrund ihres Interesses an Film und Theater auf diesen Band gestoßen sind.

Der Titel von Büchern erzeugt immer eine Erwartungshaltung, die bestenfalls erfüllt, oft aber enttäuscht wird. So auch bei *Theater und Schaulust im aktuellen Film*: Wer den aktuellen Film in seiner Vielfalt in Bezug auf Theatralität analysiert finden möchte, der findet leider nur Analysen zum europäischen Autorenfilm. Und wem bei Schaulust im Kino Laura Mulveys grundlegender Aufsatz „Visuelle Lust und Narratives Kino" in den Sinn kommt, der wird enttäuscht sein, weil sich im diesem Band kaum Anknüpfungspunkte an Mulvey finden lassen. Der Wunsch nach zusammenfassenden Überlegungen zum Verhältnis Theater und Film bleibt – bis auf die erwähnte Einführung – weitgehend unerfüllt. Wer sich aber von solchen Erwartungen unbelastet an das Lesen der Filmanalysen macht, der wird auf einige vieldiskutierte Filme der letzten Jahre einen neuen, anregenden Blick bekommen.

Forum

Eva Voß

Als Praktikantin bei der Europäischen Frauenlobby

Die 1990 gegründete *Europäische Frauenlobby* (*EFL*) ist eine Nicht-Regierungs-Organisation (NRO), die über 3000 Frauenorganisationen vereint. Sie will die Gleichberechtigung von Frauen und Männern vorantreiben, die Diskriminierung von Frauen beenden, jede Form von Gewalt gegen Frauen bekämpfen und sicherstellen, dass Gleichberechtigung und Menschenrechte von Frauen in allen Politikbereichen der Europäischen Union berücksichtigt werden.

Wie aber sollen diese Ziele erreicht werden? Welche Einflussmöglichkeiten gibt es auf europäischer Ebene? Und wie genau funktioniert eine Lobby?

Um Antworten auf diese Fragen zu finden, ist es am besten, sich vor Ort zu begeben und ein Praktikum in Brüssel zu absolvieren, das mindestens drei Monate dauert. Die Aufgaben der *EFL* sind nämlich vielschichtig: Die *EFL* sorgt durch die enge Zusammenarbeit mit ihren Mitgliedern und auch direkt mit den Entscheidungsträgern dafür, dass die Gleichberechtigung von Frauen und Männern eine sichtbare und zentrale Stellung im politischen Prozess der Europäischen Union einnimmt bzw. neue Politiken entwickelt werden, um eine Gleichstellung zu erreichen. Als allgemeine Beratungsstelle und Informationsservice beobachtet die *EFL* die europäische Politik und Gesetzgebung und sendet Analysen und Informationen an ihre Mitglieder, an Europa-Abgeordnete (‚MEPs‘) und andere. Die *EFL* initiiert zahlreiche Lobbymaßnahmen zu verschiedenen Themen, etwa Kampagnen auf nationaler und europäischer Ebene, um die Gleichstellung von Frauen und Männern voranzutreiben. Darüber hinaus unterstützt sie die Aktivitäten und Kampagnen ihrer Mitglieder auf nationaler Ebene und arbeitet eng mit anderen NROs zusammen, um den „Civil Dialogue“ voranzutreiben und an der Demokratie für alle Bürgerinnen Europas teilzunehmen.

Als Praktikantin konnte ich mir bei zahlreichen internen und externen Treffen der Lobby ein Bild vom angestrebten „Civil Dialogue“ und dem Miteinander der verschiedensten NROs machen. Unerlässlich für die Mitarbeit sind Fremdsprachenkenntnisse, auch um selbst von der Arbeit zu profitieren und für die Lobby hilfreich zu sein. Neben oft anfallenden Übersetzungen vom Englischen ins Französische oder Deutsche sind es vor allem die *staff-meetings*, *brainstormings* und informellen Treffen, bei denen Englisch oder Französisch die Verständnisgrundlage bilden.

Zu Beginn des Praktikums hatte man mir freigestellt, in welchem Policybereich ich hauptsächlich arbeiten wollte. Zur Auswahl standen u.a. „Women in Decision Making“, „Imigration“, „Women‘s Diversity“, „Enlargement“ und „Violence against Women“. Besonders im letztgenannten Bereich besteht auf EU-Ebene ein enormer Handlungsbedarf, weshalb die Lobby ein eigenes „Centre pour une politique contre la violence envers les femmes“ eingerichtet hat. Dort geht es vor allem um die Entwicklung eines rechtlichen Rahmens zur Beendigung der Gewalt gegen Frauen und zum Schutz der Menschenrechte der Frauen. In diesem Zusam-

menhang sind Internetrecherchen, das Schreiben von Artikeln für den monatlichen *Newsflash*, Zusammenfassungen von internationalen Berichten zum Thema Gewalt gegen Frauen, Erstellung von Fragen für die MEPs, sowie Protokollieren von Konferenzen und Seminaren von großer Bedeutung für die Arbeit des „Violence Centres".

Darüber hinaus gibt es für die Praktikantin meistens eine Hauptaufgabe zu bearbeiten, die den Großteil der drei Monate in Anspruch nimmt. So lag zum Beispiel in diesem Jahr die Erstellung des „Beijing plus 10"-Berichtes an. Auf Grundlage des auf der vierten Frauenkonferenz in Peking verabschiedeten „Beijing Platform for Action"-Berichts gab die Lobby bereits nach fünf Jahren einen Alternativbericht heraus und für 2005, nach zehn Jahren also, soll erneut bilanziert werden, wie sich die Lage von Frauen und Mädchen in der EU verändert hat. Als Praktikantin war ich für die Erstellung eines der 12 Teilbereiche dieses Alternativberichtes verantwortlich. So mussten etwa zum Thema „Mädchen in der EU" alle seit 2000 erlassenen EU-Gesetze, aber auch Programme und Projekte recherchiert und dokumentiert werden. Um besonders aktuell zu sein und sicher zu gehen, dass alle Fortschritte wie Rückschläge in diesem Bericht berücksichtigt werden, war es notwendig, mit anderen, auf diesen Themenbereich spezialisierten NROs, Kontakt aufzunehmen und bei den jeweiligen Treffen Positionen und Forderungen zu formulieren.

Dieses selbstständige und eigenverantwortliche Arbeiten hat dazu beigetragen, dass ich sehr schnell in die Equipe der Lobby integriert wurde und zudem hochmotiviert an den Lobbyaktionen teilnahm. Vor allem schärfte sich einmal mehr das Bewusstsein für die nach wie vor bestehenden Ungleichheiten von Frauen und Männern auf europäischer Ebene, die es auch in Zukunft zu bekämpfen gilt. Wenngleich die konkrete Mithilfe durch das Praktikum irgendwann zu Ende geht, kann man dennoch der Lobby als unterstützendes Mitglied erhalten bleiben. Und wie in vielen anderen Fällen gilt auch hier: Jede Stimme zählt.

Wie werde ich Mitglied?

- Einfach unter http://www.womenlobby.org/document.asp?DocID=27 das Formular ausfüllen, ausdrucken und absenden!

Rückblick/Vorschau

Vorschau auf Ausgabe 17 der *Freiburger FrauenStudien*
Queering Gender – Queering Society

Frauen drängen zum Kampf an die militärische Front und in den Boxring und rüsten sich für die nächste Kanzler(Innen)wahl. Bürgermeister sind nicht nur schwul (wie in Berlin oder Paris), sondern auch transsexuell (wie es in Quellendorf/ Sachsen-Anhalt für kurze Zeit der Fall war), Lesben und Schwule erheben nicht nur Anspruch auf den ehelichen Segen des Staates und/oder der Kirche, sondern auch auf das gemeinsame Sorgerecht für Kinder. Nicht genug, dass sich in öffentlichen Einrichtungen Referate für Frauen oder für Gleichstellungsfragen etabliert haben, inzwischen gibt es auch – zum Unwillen zahlreicher PolitikerInnen und BürgerInnen – Referate „für gleichgeschlechtliche Lebensweisen". Und Intersexuelle drängen mit ihrer Forderung nach der rechtlichen Berücksichtigung ihres Geschlechtsstatus' jenseits von „männlich" und „weiblich" auf eine gänzliche Aufhebung der Zweigeschlechtlichkeit.

Queere Verhältnisse? *Queer* bedeutet vielerlei: als Adjektiv „seltsam, komisch, fragwürdig", als Verb „jemanden irreführen, etwas verderben oder verpfuschen", und als Substantiv ist *queer* ein Sammelbegriff für GLBT (Gay-Lesbian-Bi-Transsexuals). Gegenstand der in den neunziger Jahren entstandenen ‚*Queer Theory*' ist die Analyse und Destabilisierung gesellschaftlicher Normen von Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit. Sie untersucht, wie Sexualität reguliert wird und wie Sexualität andere gesellschaftliche Bereiche – etwa staatliche Politik und kulturelle Formen – beeinflusst und strukturiert.

‚*Queering*' als dazu passende Methode will (Geschlecht und Sexualität) entnaturalisieren, (zweigeschlechtliche Denkkategorien) verunsichern und (vermeintlich Selbstverständliches) entselbstverständlichen. Entsprechend geht es in dieser Veranstaltungsreihe darum, queeres Denken als Projekt der Verunsicherung vorzustellen und für die Analyse gesellschaftlicher Wandlungsprozesse nutzbar zu machen. (Prof. Dr. Nina Degele, Allgemeine Soziologie und *Gender Studies*/Institut für Soziologie Uni Freiburg).

Sandra Hestermann
***Queerness is beautiful* – Suniti Namjoshis feministische Fabelwelt**

Judith Halberstam
***Transgender*-Feminismus und die Evolution des Clownfischs**

Vojin Saša Vukadinović
Guérillères & Kriegsmaschinen. Über Monique Wittig

Andrea Büchler und Michelle Cottier
***Transgender*-Identitäten und das Recht**

Chris Schenk
***queering legislation* – Notwendigkeit und Chancen für einen Paradigmenwechsel.**

Nina Degele
Heteronormativität entselbstverständlichen: Zum kritischen Potenzial von *Queer Studies*

Franziska Schößler
Zur Anatomie der bürgerlichen Geschlechterordnung: Homo- und Heterosexualität bei Thomas Jonigk

Joachim Pfeiffer
Grenzüberschreitungen. Die Konstruktion der Geschlechter in Kleists *Penthesilea*

Dominique Schirmer
Familie Feuerstein privat – Die Sache mit den Trieben oder warum konsumieren vor allem Männer Pornos?

Sylvia Buchen
Neue Geschlechterkonstruktionen und (*queere*) subkulturelle Strömungen in der Weimarer Republik

Maja Maier
***Queere* Paarbeziehungen? – Homosexuelle Paare als Untersuchungsgegenstand**

Außerdem Rezensionen etc.

Veranstaltungsreihe „Freiburger FrauenForschung“ im Wintersemester 2004/2005

Zentrum für Anthropologie und Gender Studies der Universität Freiburg, Carl-Schurz-Haus (Deutsch-Amerikanisches-Institut), Frauenbeauftragte der Pädagogischen Hochschule Freiburg, Büro der Frauenbeauftragten der Universität, Landeszentrale für politische Bildung, Frankreich-Zentrum, Elternschule der Uni-Frauenklinik, Pro Familia Freiburg, Studium Generale, Frauenreferat des AstA der Universität, Buchhandlung Jos Fritz, Theater Freiburg, aka-Filmclub.

„Elternschaft“

Kinder zu haben ist nicht mehr selbstverständlich. Diese Entwicklung, die Bestandteil der so genannten gesellschaftlichen Individualisierung ist und durch die moderne Geburtenkontrolle ermöglicht wurde, trägt der feministischen Forderung Rechnung, dass ‚Frau‘ zu sein nicht mehr unbedingt bedeuten muss, ‚Mutter‘ zu werden.

Ein anderes Anliegen der Frauenbewegung wurde dagegen nicht erfüllt: So gilt die ‚Reproduktion‘ weiterhin als Privatangelegenheit und die mit ihr einhergehenden Schwierigkeiten als jeweils individuell zu lösendes Problem. Die sicherlich nicht immer nur freiwillige Entscheidung vieler Akademikerinnen und Frauen in Führungspositionen gegen eigene Kinder (während ihre männlichen Kollegen durchaus Kinder haben) verdeutlicht, dass Elternschaft aus *Gender*-Perspektive betrachtet und kritisiert werden muss. Überdies macht die ökonomisch häufig prekäre Situation vieler Familien und ganz besonders von allein erziehenden Müttern sowie die oft beschriebene ‚Retraditionalisierung‘, die in heterosexuellen Paaren häufig schon bald nach der Geburt des ersten Kindes auftritt Elternschaft zu einem brisanten Thema.

Die für den Reproduktionsbereich zentralen Fürsorge- und Pflegetätigkeiten, die in der feministischen Debatte häufig mit dem englischen Begriff ‚*Care*‘ bezeichnet werden, stellen zudem nicht nur im Rahmen des Geschlechterverhältnisses einen neuralgischen Punkt dar. Dass sie bisher einer männerorientierten Abwertung unterliegen, zeigt z.B. auch die immer noch wenig modifizierte Organisation des Rentensystems: Nur der traditionell ‚männliche‘, mit der Erwerbsarbeit gekoppelte Anteil (die einkommensabhängige Einzahlung in das Rentensystem) wird berücksichtigt, nicht aber der eher ‚weibliche‘ Anteil, die Betreuung und Erziehung der zukünftigen Renteneinzahler.

Die gerade in diesem Zusammenhang oft betonte Freiheit, sich für oder auch gegen die ‚unauflösbarste aller Bindungen‘, die es bedeutet Kinder zu haben, entscheiden zu können, lädt die Entscheidung für Kinder mit einer erhöhten Verant-

wortung auf, die sich z.B. auch in der mittlerweile enormen Flut von Ratgeberliteratur ausdrückt: Eltern wollen ‚gute Eltern' sein, insbesondere die Mutter eine ‚gute Mutter'. Das Kind soll möglichst bestmöglich gefördert werden, ein Trend, der die Anforderungen an die Eltern immer weiter steigen lässt. Und bereits vor der Geburt werden die zukünftigen Eltern durch die pränatale Diagnostik mit der Option konfrontiert, das ersehnte Wunschkind zum perfekten Baby zu optimieren.

Trotz dieser Bemühungen zieht sich das Thema ‚Hölle bürgerliche Kleinfamilie' beinahe wie ein Topos durch die Literaturgeschichte. Schilderungen dieser Art beschränken sich leider nicht nur auf den Bereich der Fiktion. ‚Familie' ist nicht immer ein Ort des Friedens und der Harmonie. In Frage gestellt werden die an der biologischen Verwandtschaft orientierten Normalitätsvorstellung von ‚Elternschaft' außerdem seit jeher durch Adoptivfamilien, zunehmend durch sogenannten ‚Patchworkfamilien' sowie neuerdings im Rahmen der Debatte eines Adoptionsrechtes für gleichgeschlechtliche Paare.

Elternschaft ist nichts Selbstverständliches – und damit wird sie zum Thema.

Mittwoch, 20. Oktober 2004, 20h c.t., Hörsaal 3042
Dr. Herrad Schenk (Pfaffenweiler)
Eltern im 21. Jahrhundert – Rollenflexibilität als Notwendigkeit

Montag, 8. November 2004, 20 h c.t., Hörsaal 3044
Timothy Simms M.A. (Universität Freiburg)
Embryo des Bösen, Schwangerschaft im Horrorfilm

Mittwoch, 17. November 2004, 19.30h, HS 2006
Filmvorführung, Einführung Antonia Ingelfinger M.A. (Universität Freiburg)
Alien – Die Wiedergeburt/Alien: Ressurrection

VERSCHOBENER TERMIN:
Donnerstag, 18. November, 20 h s.t. am Theater Freiburg
Vorführung/Podiumsdiskussion, mit Götz Schulte (Schauspieler), Nadine Geyersbach (Schauspielerin), Christoph Lepschy (Dramaturg, alle Theater Freiburg), Martin Klöpfer (Regisseur), Marion Mangelsdorf (ZAG, Universität Freiburg), Joachim Pfeiffer (PH Freiburg). Diskussionsleitung: Meike Penkwitt (ZAG, Universität Freiburg)
Ödipus/Antigone

Mittwoch, 24. November 2004, 19.00 h, HS 2006
Filmvorführung, Einführung Stefanie Duttweiler M.A.(Universität Basel)
Rosemaries Baby/Rosemary's Baby

Mittwoch, 1. Dezember 2004, 19.45 h, HS 2006
Filmvorführung, Einführung Timothy Simms (Universität Freiburg)
Des Teufels Saat/Demon Seed

Donnerstag, 2. Dezember 2004, 20 h c.t., Hörsaal 3042
Dr. Regula Giuliani (Universität Freiburg)
Adoptivelternschaft

Donnerstag, 9. Dezember 2004, 20 h c.t., Hörsaal 3042
Gerhard Tschöpe (Pro Familia Freiburg)
Mama geht zum Job; Papa kocht das Essen?

Freitag, 10. Dezember 2004, 15.00-20.00 h , Konferenzraum der Universitätsbibliothek
Workshop, mit Timothy Simms, Antonia Ingelfinger, Stefanie Duttweiler und Heike Polleit
Embryo des Bösen. Schwangerschaft im Horrorfilm

Mittwoch, 15. Dezember 2004, 19.30 h, HS 2006
Filmvorführung, Einführung Heike Polleit (Elternschule der Frauen-Universitätsklinik Freiburg)
Die Frau des Astronauten/The Astronaut's Wife

VERSCHOBENER TERMIN:
Donnerstag, 16. Dezember 2004, 20 h c.t., Hörsaal 3042
Prof. Dr. Uta Meier (Universität Gießen)
Sich über Arbeit neu vertragen – über die Notwendigkeit eines geschlechtersensiblen Generationenvertrages

Weihnachtspause

Donnerstag, 20. Januar 2005, 20 h c.t., Hörsaal 3042
PD Dr. Astrid Lange-Kirchheim (Universität Freiburg)
„Ein Kind und Arbeit!" – Mutterschaftsentwürfe in Texten von deutschen Autorinnen um 1900

Donnerstag, 27. Januar 2005, 20 h c.t., Hörsaal 3042
Prof. Dr. Elisabeth Cheauré (Universität Freiburg)
Mütterchen Russland und russische Mütter – Zu Repräsentationen von Mütterlichkeit und Mutterschaft in der russischen Kultur

Samstag, 15. Januar 2005, 20:30 h, am Theater
Vorführung/Podiumsdiskussion, mit Mit Nadine Geyersbach (Schauspielerin), Alexander Gamnitzer (Schauspieler), Christoph Lepschy (Dramaturg, alle Theater Freiburg), Prof. Dr. Joachim Pfeiffer (Literaturwissenschaftler, PH Freiburg), Prof.

Dr. Claudia Liebrand (Literaturwissenschaftlerin, Universität zu Köln), Diskussionsleitung: Meike Penkwitt (ZAF, Universität Freiburg)
Die Marquise von O

VERSCHOBENER TERMIN:
Donnerstag, 10. Februar 2004, 20 h c.t., Hörsaal 3042
Chris Schenk, Dipl. phys. (Berlin)
queer families - gegenwärtige Situation und Perspektiven

DIESE VERANSTALTUNG MUSS LEIDER ENTFALLEN
Mittwoch, 16. Februar 2005, 20 h, Elisabeth-Schneider-Stiftung, (Wilhelmstr. 17 A), Historischer Gewölbekeller
Viola Roggenkamp liest aus ihrem Roman
Familienleben

Frühjahrssemesterferien

Sonntag, 17. April am Theater Freiburg, kleines Haus
Vorführung/Podiumsdiskussion, mit SchauspielerInnen, Christoph Lepschy (Dramaturg), Prof. Dr. Joachim Pfeiffer (Literaturwissenschaftler, PH Freiburg), Diskussionsleitung: Meike Penkwitt (ZAG, Universität Freiburg)
Kabale und Liebe

Donnerstag, 21. April 2005, 20 h c.t.,Hörsaal 3042
Leone Wolfrum M.A. (Universität Freiburg)
„Wo kommt der Embryo denn her...?“ – Herkunft und Elternschaft in Zeiten der Reprogenetik, eine qualitative Studie

Donnerstag, 12. Mai 2005, 20 h c.t.,Hörsaal 3042
Prof. Dr. Franziska Schössler (Universität Trier)
Die ganz normale Hölle der bürgerlichen Kleinfamilie

VERSCHOBENER TERMIN:
Freitag, 13. Mai 2005, 20 h s.t., Kleines Haus (Theater Freiburg)
Lesung, mit SchauspielerInnen des Theaters Freiburg
„Die Hölle ‚bürgerliche Kleinfamilie‘“

Donnerstag, 2. Juni 2005, 20 h c.t., Hörsaal 3042
Prof. Dr. Cormelia Hellfferich, Anneliese Hendel-Kramer M.A. und Nina Wehner M.A. (Evangelische Fachhochschule Freiburg)
Familiengründung im Studium – Rahmenbedingungen für eine Vereinbarkeit von Ausbildung und Familie. Eine Panelstudie in Baden-Württemberg

Donnerstag, 9. Juni 2005, 20 h c.t., Hörsaal 3042
Dr. Dipl. Tomke König (Universität Basel):

Familiale Geschlechterarrangements: Wie Paare Arbeit teilen und dabei Geschlecht herstellen

Mittwoch, 15. Juni 2005, 20 h c.t., Hörsaal 3042
Prof. Emerita Dr. Maria-Barbara Watson-Franke (San Diego State University)
Mütter als Machtträger. Matrilineare Überlegungen zur Elternschaft

Freitag, 17. Juni 2005, 17 h s.t., Konferenzräume des Neurozentrums der Universitätsklinik
Podiumsdiskussion zum Thema Pränatale Diagnostik, mit mit Dr. med. Gudrun Hopfengärtner (Ärztin, Paar- und Sexualtherapeutin, Pro familia Freiburg), Mathias Nägele (Freiburg), Dr. med. Regina Rasenack (Gynäkologin und Pränataldiagnostin, Universitäts-Frauenklinik) und Prof. Dr. Albrecht E. Sippel (Genetiker, Universität Freiburg).
Guter Hoffnung oder schlechter Erwartung?

Mittwoch, 22. Juni 2005, 20 h c.t., Hörsaal 3042
Prof. Dr. Conelia Helfferich (Evangelische Fachhochschule Freiburg), Dr. Jan Kruse (Universität Freiburg):
Familieplanung von Männern – eine Frauensache? Die subjektive Wahrnehmung der ‚Planbarkeit' von Familie

VERSCHOBENER TERMIN:
Donnerstag, 30. Juni 2005, 20 h c.t., voraussichtlich Hörsaal 3042
Dr. Wiebke Kolbe (Universität Bielefeld)
Neue Väter – oder was? Vaterschaft und Vaterschaftspolitik in Schweden und der Bundesrepublik seit den sechziger Jahren

Weitere Termine im Sommersemester:

- *Evtl. Prof. Dr. Arlie Russel Hochschild*
  Keine Zeit. Wenn die Arbeit zum Zuhause wird und zuhause nur noch Arbeit wartet. Oder: Die globalisierte Dienstmädchenfrage (Arbeitstitel – angefragt)

Stand: 08.05.05

AutorInnen

AutorInnen

Franziska Bergmann, 1980 geboren in Wiesbaden, Studium der Neueren deutschen Literaturwissenschaft, der Anglistik und den *Gender Studies* an der Universität Freiburg. Seit Sommer 2002 wissenschaftliche Hilfkraft in der Freiburger FrauenForschung. Im WS 2005/06 Magistrarbeit zu Helene Böhlaus *Halbtier*. Danach plant sie, im Bereich der Schauspieldramaturgie zu arbeiten.

Nina Degele, Prof. Dr., geb. 1963, Studium der Soziologie in München und Frankfurt. 1989 Diplom in Soziologie, danach wiss. Mitarbeiterin/Assistentin am Institut für Soziologie der LMU München. 1993 Promotion, Habilitation 1998 (*Informiertes Wissen. Eine Wissenssoziologie der computerisierten Gesellschaft*). Seit dem SS 2000 Professorin für Soziologie an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg.

Ursula Degener, geb. 1973, hat in Freiburg, Berlin und Uppsala Skandinavistik, Politikwissenschaft und Öffentliches Recht studiert. Seit 2000 ist sie am Seminar für Wissenschaftliche Politik als Wissenschaftliche Mitarbeiterin angestellt. Ihre Forschungsinteressen liegen im Bereich der feministischen Theorie, der vergleichenden Sozialpolitik und den politischen Systemen Skandinaviens. Sie ist Sprecherin des Arbeitskreises „Politik und Geschlecht“ der *Deutschen Vereinigung für Politische Wissenschaften* und arbeitet an einer Dissertation zum Thema „Familialisierung oder Individualisierung der Rentenpolitik? Ein Vergleich der Rentenreformdiskussionen in Schweden und der Bundesrepublik Deutschland“.

Stefanie Duttweiler hat Sozialpädagogik und Soziologie an der Universität Freiburg studiert. Ihre Promotion untersucht am Beispiel aktueller Glücksratgeber den Zusammenhang zwischen therapeutischer Kommunikation und Ökonomisierung. Derzeit arbeitet sie an den Universitäten Basel und Zürich und ist Mitarbeiterin in einem interdisziplinären Projekt zur „Gouvernementalität medialisierter Selbstthematisierung“. In ihren Veröffentlichungen über rezente Formen privater Selbstoptimierung wie Wellness oder Selbstmanagement thematisiert sie die aktuelle Verpflichtung, die Selbstbeziehung nach Maßgabe eines „unternehmerischen Selbst“ zu gestalten.

Astrid M. Fellner ist Universitätsassistentin am Institut für Anglistik und Amerikanistik der Universität Wien. Ihre Forschungsschwerpunkte sind U.S. Latino/a Literatur, feministische Theorie, *Gender Studies* und *American Cultural Studies*. Ihr Buch *Articulating Selves: Contemporary Chicana Self-Representation* beschäftigt sich mit der Identitätskonstruktion in der Chicana Literatur. Derzeit arbeitet sie an ihrer Habilitation zu sexueller Differenz und der Rolle des weiblichen Körpers in der amerikanischen Literatur des späten 18. Jahrhunderts.

Birgit Geissler, Dr. rer.pol., geb 1949, ist Professorin an der Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie. Lehre zu Arbeitssoziologie, Arbeitsmarkt und Lebensführung. Forschungsinteressen: Dienstleistungsarbeit, wohlfahrtsstaatliche Steuerung des Lebenslaufs, Arbeitsmarkt und Lebensplanung, Modernisierung der Lebensführung junger Frauen.

Birte Giesler, Studium der Literaturwissenschaft/Soziologie/Philosophie in Karlsruhe und Freiburg i. Br.; 2001 Promotion mit einer Dissertation zum erzählerischen Werk von Friederike Helene Unger. Publikationen zu Unger, Rahel Varnhagen, Paul Böckmann, Hedwig Dohm, Drama und Theater der Gegenwart u.a.; Lehrtätigkeit an den Universitäten Karlsruhe, Darmstadt, Lodz und UBC, Vancouver; Mitwirkung an verschiedenen DFG-Editionsprojekten; gegenwärtiges Forschungsprojekt zu *Körper, Natur und Technik im Drama der Gegenwart*; seit 2005 Lecturer in Germanic Studies an der University of Sydney, Australien.

Mona Hanafi El Siofi, geb. 1968, studierte 1990-94 Islamwissenschaften, Soziologie, Germanistik und Philosophie in Freiburg. 1994-98 Goldschmiedeausbildung in Müllheim/Baden. Seit 2000 Studentin der Ethnologie, Psychologie und Gender Studies an der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg. 2002-03 praktisches Jahr im Adelhausermuseum, Abt. Völkerkunde. Derzeit hilfswissenschaftliche Mitarbeiterin im Verbundprojekt „Der Status des extrakorporalen Embryos“. Redakteurin der *Freiburger FrauenStudien*.

Katrin Hugendubel hat an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg Anglistik und Politikwissenschaften studiert und zum Thema feministische politische Theorien und *Gendermainstreaming* unterrichtet. Sie arbeitete in Brüssel für die Europäische Frauenlobby und ist zur Zeit Koordinatorin für den Bereich Sozialpolitik beim Europäischen NGO Netzwerk *Solidar* (www.solidar.org).

Jennifer Jäckel, geb. 1980, studiert in Freiburg Soziologie, Neuere und Neueste Geschichte und *Gender Studies* und schreibt ihre Magisterarbeit zur Umsetzbarkeit queerer Strategien in selbstverwalteten Projekten. Seit 2003 wissenschaftliche Hilfskraft und Tutorin im *Zentrum für Anthropologie und Gender Studies*. Schwerpunkte: *Gender Studies* und *Queer Theory*, Qualitative Sozialforschung, Medizingeschichte (Frühe Neuzeit).

Dr. Angela Kaupp, (Dr. theol.; Dipl. Päd.), Akademische Rätin an der Theologischen Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Fachgebiet Religionspädagogik/Katechetik. Nach dem Studium über zehnjährige Berufstätigkeit in Schule, verbandlicher Jugendarbeit und Erwachsenenbildung in Würzburg und München. Seit 1998 hauptberuflich wissenschaftlich tätig in Freiburg.

Stephanie Klee, Inhaberin der Agentur *highLights* in Berlin, arbeitet seit vielen Jahren in der Prostitution und kennt sämtliche Arbeitsplätze, aber auch die jahrzehntelangen Mühen und Kämpfe um eine bessere rechtliche und soziale Absiche-

rung von Prostituierten und InhaberInnen bordellartiger Betriebe. Sie hat sich für das neue Prostitutionsgesetz engagiert, ist Vorstandsvorsitzende des gerade gegründeten Bundesverbandes *Sexuelle Dienstleistungen e.V.* und gibt in unregelmäßigen Abständen eine eigene Publikation heraus, das *highLights-Magazin*. Website: www.highlights-berlin.de.

Sara Lennox ist Professorin für *Germanic Languages and Literatures* und Leiterin des *Social Thought and Political Economy*-Programms an der Universität Massachusetts, Amherst (USA). Zu ihren jüngsten Buchveröffentlichungen gehören *The Imperialist Imagination. German Colonialism and Its Legacy* (1998, herausgegeben mit Sara Friedrichsmeyer und Susanne Zantop), *Feminist Movements in a Globalizing World* (2002, herausgegeben mit Silke Roth) und *Cemetery of the Murdered Daughters. Feminism, History, and Ingeborg Bachmann* (erscheint in Kürze). Sara Lennox ist Vizepräsidentin der *German Studies Association* und erhielt Stipendien der Volkswagen- und Alexander-von-Humboldt-Stiftung für Projekte zum Thema Schwarze Deutsche und Schwarze EuropäerInnen.

Jennifer Moos, geboren 1979, studiert Englische Philologie, Sprachwissenschaft des Deutschen und *Gender Studies* an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Einjähriger Studienaufenthalt an der *University of Manchester*, Großbritannien. Seit 2003 wissenschaftliche Hilfskraft bei den *Freiburger FrauenStudien*. Interessenschwerpunkte: feministische, *Gender*- und *Queer*-Theorien, zeitgenössische englischsprachige AutorInnen (insbesondere Jeanette Winterson, Jackie Kay, Lemn Sissay), moderne Kunst, Postmoderne und Konzeption von Identität, Reisen, Traum und Schlaf.

Erica Pedretti, Schriftstellerin, 1930 in Sternberg geboren. Aufgewachsen ist sie in Mähren. 1945 kam die Familie in die Schweiz. Erica Pedretti besuchte die Kunstgewerbeschule in Zürich. 1950 emigrierte sie in die USA und arbeitete in New York als Gold- und Silberschmiedin. 1952 kehrte sie in die Schweiz zurück und lebte mit ihrer Familie in Celerina. 1974 siedelte sie nach La Neuveville über. Pedretti ist auch als Bildhauerin erfolgreich tätig.

Meike Penkwitt, geb. 1971, Studium der Fächer Deutsch und Biologie an der Albert Ludwigs Universität Freiburg, seit 1995 Organisatorin der Vortragsreihe *Freiburger FrauenForschung*, 1997 Frauenförderpreis der Universität Freiburg, 1999 erstes Staatsexamen, promoviert derzeit bei Gabriele Brandstetter (Freie Universität Berlin) zum Thema ‚Erinnern' in den Texten der Autorin Erica Pedretti. Mitarbeiterin im Zentrum für Anthropologie und *Gender Studies (ZAG)* an der Universität Freiburg. Redakteurin und seit 1998 Herausgeberin der *Freiburger FrauenStudien*.

Pasqualina Perrig-Chiello ist Professorin an der Universität Bern. Ihre Lehr- und Forschungsschwerpunkte sind: Entwicklung über die Lebensspanne, Entwicklung von Geschlechtsrollen, Wohlbefinden und Gesundheit über die Lebensspanne,

intergenerationelle Beziehungen. Sie ist Mitglied des *Nationalen Forschungsrates des Schweizerischen Nationalfonds*. Zudem präsidiert sie ein Nationales Forschungsprogramm über Generationenbeziehungen. Einige ihrer Publikationen zum Thema: Perrig-Chiello, Pasqualina & Höpflinger, François (Hrsg): *Jenseits des Zenits. Frauen und Männer in der zweiten Lebenshälfte,* 2. Auflage, Bern 2004; Perrig-Chiello, Pasqualina & Höpflinger, François (Hrsg): *Gesundheitsbiographien – Variationen und Hintergründe*, Bern 2003; Perrig-Chiello, Pasqualina & Höpflinger, François (Hrsg.): *Zwischen den Generationen – Frauen und Männer im mittleren Lebensalter,* Zürich 2001; Perrig-Chiello, Pasqualina & Stähelin, Hannes, B.: „Frauen und Gesundheit im Alter. Objektive und subjektive Gesundheit und Gesundheitsverhalten pensionierter Arbeiterinnen und Angestellten", in: *Zeitschrift für Gerontopsychologie und -psychiatrie* 9,3/1996, S. 195-205.

Katharina Pühl, Studium der Philosophie, Geschichte und Sozialwissenschaften in Freiburg/Br. und Frankfurt/M. Wissenschaftliche Mitarbeiterin im Schwerpunktprogramm „Regieren in der Europäischen Union", TU Darmstadt, Institut für Politikwissenschaft (1997-99); 1999-2003 im Bereich Frauen- und Geschlechterforschung an der Universität Kassel, FB Gesellschaftswissenschaften. Lebt und arbeitet derzeit in Berlin. Zahlreiche Veröffentlichungen im Bereich feministischer Theorien, Wandel des Sozialstaats und Gouvernementalität und Geschlecht. Derzeitiger Arbeitsschwerpunkt: *Gender* im Neoliberalismus.

Tina-Karen Pusse, geb. 1973. Studium der Germanistik und Philosophie in Freiburg i. Br. und der Komparatistik und Philosophie in Paris. Promotion 2003 (*Von Fall zu Fall. Lektüren zum Lachen: Kleist, Hoffmann, Nietzsche, Kafka und Strauß*), derzeit Assistentin von Claudia Liebrand am Lehrstuhl für Allgemeine Literaturwissenschaft und Medientheorie am Institut für deutsche Sprache und Literatur in Köln und Redakteurin der *Freiburger FrauenStudien.*

Dr. Beate Rosenzweig, Studium der Politikwissenschaft, Geschichte und Germanistik, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Seminar für Wissenschaftliche Politik der Universität Freiburg im Rahmen der *Margarete von Wrangell Habilitationsföderung*; wissenschafltiche Angestellte am Studienhaus Wiesneck, Buchenbach, z.Zt. beurlaubt.

Franziska Schößler, Professorin für Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Trier. Studium der Literaturwissenschaft, Philosophie, Linguistik und Kunstgeschichte an den Universitäten Bonn und Freiburg. Studienaufenthalte in Paris, London und Brisbane. 1994 Promotion über Adalbert Stifter, 2001 Habilitation über Goethe an der Universität Freiburg (Die „Lehr"- und „Wanderjahre". Eine Kulturgeschichte der Moderne). Schwerpunkte: Drama und Theater (insbesondere der Gegenwart), kulturwissenschaftliche Theoriebildung und Lektüren, *Gender Studies*. Neueste Publikationen: *Einführung in das bürgerliche Trauerspiel und das soziale Drama* (Darmstadt 2003); in Vorbereitung: *Augen-Blicke. Erinnerung, Zeit und Geschichte in Dramen der neunziger Jahre* (Tübingen 2004).

Timothy Simms, M.A. studierte in Freiburg Soziologie und Chemie und ist langjähriges Mitglied des *aka-Filmclub*. Vorträge zu Batman in Comic und Film, Godzilla, Matrix und James Bond.

Eva Voß, geb. 1981, seit Sommer 2001 Studium der Politikwissenschaft, Geschichte und *Gender Studies* in Freiburg und Brest (Frankreich), von Dezember 2002 bis Juli 2003 Wissenschaftliche Hilfskraft bei den *FFS*, seit August 2003 Redakteurin der *FFS*, zahlreiche Praktika u.a. bei der *European Women's Lobby* (*EWL*) in Brüssel und dem *United Nations Development Fund for Women* (*UNIFEM*) in Bratislava.

Vojin Saša Vukadinović, geboren 1979, studiert Geschichte, Germanistik und Geschlechterforschung an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, war von 2003 bis 2005 wissenschaftliche Hilfskraft im *Zentrum für Anthropologie und Gender Studies*. Gegenwärtig Magisterarbeit zu Antifeminismus im medialen und staatlichen RAF-Diskurs der 70er Jahre.

Friederike Wapler ist Juristin, arbeitet am Lehrstuhl für Rechtsphilosophie der Universität Göttingen und schreibt dort an einer Doktorarbeit. Sie lebt mit ihrem Mann und ihren beiden Töchtern in Hannover. Zur Migration und Geschlechterforschung hat sie bereits einige Artikel und Rezensionen in der Zeitschrift *Forum Recht* (*FoR*) veröffentlicht, vgl. z.B.: „Das Recht aus Frauenperspektive. Einstieg in die feministische Rechtstheorie", in: *FoR* 2/1995, 40; „‚Mit dem Döner in der Hand für mehr Toleranz im Land'. Was steckt hinter dem Schlagwort der multikulturellen Gesellschaft?", in: *FoR* 2/1998, S. 52; „Weibliche Genitalverstümmelung in Deutschland", in: *FoR* 3/2003, S. 105.

Angelika Wetterer, PD Dr. phil., Soziologin, ist Privatdozentin an der Universität Kassel und z.Zt. Teaching Fellow am Institut für Soziologie der Universität Linz; zuvor hat sie von 2000–2003 die Professur für Frauenforschung mit dem Schwerpunkt Qualifikation & Beruf am Fachbereich Erziehungswissenschaften & Soziologie der Universität Dortmund vertreten und war 2004 als Gastprofessorin an den Universitäten Graz und Wien. Forschungsschwerpunkte: Profession & Geschlecht, Arbeitsteilung & Geschlechterkonstruktion, feministische Gesellschafts- & Wissenschaftstheorie, Konzepte der Frauen- & Gleichstellungspolitik. Neuere Veröffentlichungen: *Feministische Theorie & politische Praxis. Schwerpunktheft der Zs. für Frauenforschung & Geschlechterstudien*, Heft 2+3/2004 (mit Angelika Saupe); *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie & feministische Kritik* 2, Münster 2003 (mit Gudrun-Axeli Knapp); *Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion*, Konstanz 2002.

Andrea-Leone Wolfrum, geb. 1969, studierte Soziologie mit den Schwerpunkten Entwicklungsplanung und -politik, Frauenforschung und Kulturanthropologie an der Universität Bielefeld. 2000 Diplom mit einer empirischen Arbeit zum Thema Modernisierung und Islamisierung in Südostasien. 2002 Lehrtätigkeit an der Uni-

versität Freiburg. Derzeit wissenschaftliche Mitarbeiterin im Verbundprojekt „Der Status des extrakorporalen Embryos“. Sie promoviert bei Frau Prof. Dr. Nina Degele zum Thema Stammzellenforschung.

Eva Wonneberger, Dr., Soziologin, hat von 2002-2005 im Projekt ‚Wald‘ am Institut für Forstbenutzung und Forstl. Arbeitswissenschaft der Universität Freiburg mitgearbeitet. Freiberufliche Mitarbeiterin bei *Via-Institut* in Ravensburg, verschiedene EU-Projekte zur beruflichen Weiterbildung und Evaluationen der Projekte.

Das Argument

Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften

259 Dialektik weiblichen Widerstands

Americana

H.J.Spillers *Demokratie in Amerika*
J.Rehmann *Ist die Postmoderne anti-amerikanisch?*
D.Boris/A.Tittor *Die Piquetero-Bewegung in Argentinien*

Dialektik weiblichen Widerstands

F.Haug *Der Weg, der in die Welt, nicht ins Haus führt*
H.Behrend *Zweifacher Widerstand in der Erzählung »Die gelbe Tapete«*
F.Haug *Ohne Vernunft kann man nichts machen*
A.Kuhn *Kinheitsmuster - Widerstand in der Spirale der Zeit*
St.Schäfer-Bossert *Haraways Cyborgs*
B.Epstein, J.Acker & H.Eisenstein *Perspektiven feministischer Kämpfe*

258 Geschichtsmacht Sprache

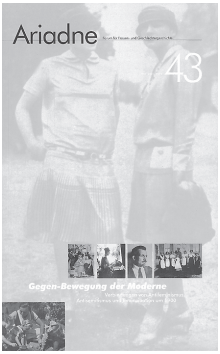
K.Bochmann *Sprachwissenschaft als geschichtlicher Auftrag*
G.Kremnitz *Von der formalen Sprachwissenschaft zur Soziologie der Kommunikation*
P.Jehle *Zukunft in der Vergangenheit bei Werner Krauss*
W.F.Haug *Zur geschichtlichen Aktualisierung der Philologie und des Historisch-Kritischen bei Gramsci und Benjamin*
T.Reitz *Endlich fassbar. Zum Tode Jacques Derridas*
T.Orozco *Die Kontroverse um Gadamers Engagement im NS-Staat*
E.Wulff *Im Ungreifbaren überleben. Jaan Kross' Roman Tabamatus*

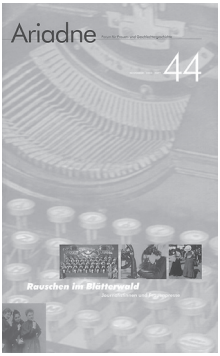
... und andere

Jetzt DAS ARGUMENT abonnieren! Sechs Hefte im Jahresabo für 52,50 Euro (Studierende, Arbeitslose ermäßigt 39 Euro)

Argument Versand, Reichenbergerstr. 150, 10999 Berlin
T: 030 611 3983, F: 030 611 4270, versand@argument.de

www.argument.de





Werden Sie Abonnentin der Zeitschrift

Ariadne –

Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte

Die Ariadne erscheint zwei Mal im Jahr – Mai und November. Herausgegeben wird die Zeitschrift von der Stiftung Archiv der deutschen Frauenbewegung in Kassel. Der Fokus liegt auf der Geschichte der Frauenbewegungen des 19. und 20. Jahrhunderts.
Jedes Heft ist einem speziellen Thema gewidmet.
Die letzten Hefte behandelten u.a.:

- »Jüdisch sein, Frau-sein, Bund-sein.« Der Jüdische Frauenbund 1904-2004 (Heft 45/46 – 2004)
- Rauschen im Blätterwald. Journalistinnen und Frauenpresse (Heft 44 – 2003)
- Gegen-Bewegung der Moderne. Verbindungen von Antifeminismus, Antisemitismus und Emanzipation um 1900 (Heft 43 – 2003)
- Stifterinnen – Zeit, Geld und Engagement (Heft 42 – 2002)

Ein Abo der Ariadne kostet 15,- Euro im Jahr zuzüglich des Portos. Wenn Sie sich als LeserIn der FreiburgerFrauenStudien bis zum 31.08.2005 entschließen, ein Abo der Ariadne abzuschließen, erhalten Sie ein beliebiges Heft Ihrer Wahl kostenlos dazu. Die Liste der bisher erschienenen Hefte finden Sie auf unserer Homepage – www.addf-kassel.de – unter dem Stichwort Publikationen.

Bei Interesse schreiben oder mailen Sie uns:
Stiftung Archiv der deutschen Frauenbewegung
Gottschalkstraße 57 / D - 34127 Kassel
Tel: 0049-(0561-989 36 70
Fax: 0049-(0)561-9893672
E-mail: info@addf-kassel.de

Wir freuen uns über Ihr Abonnement!

Gender

Caroline Arni
Entzweiungen
Die Krise der Ehe um 1900
2004. XII, 415 S. Gb.
€ 39,90/SFr 69,40
ISBN 3-412-11703-X
Um 1900 liegt das Schlagwort der »freien Liebe« in der Luft, feministische und sozialistische Forderungen nach einer Revolution der Ehe sind unüberhörbar und in wachsender Zahl treten Ehepaare vor die Scheidungsrichter. Caroline Arni gelingt es, aus den Geschichten entzweiter Ehen die Traditionslinien und Zukunftsentwürfe einer Ordnung des Paares herauszuarbeiten, die vom Ende des 19. Jahrhunderts bis in die Gegenwart reichen.

Angela Steidele
In Männerkleidern
Das verwegene Leben der Catharina Margaretha Linck alias Anastasius Lagrantinus Rosenstengel, hingerichtet 1721
Biographie und Dokumentation
2004. VI, 250 S. 16 s/w-Abb. u. 1 Karte. Gb. mit SU.
€ 22,90/SFr 40,10
ISBN 3-412-16703-7
Das Buch handelt von Liebe und Begehren zwischen Frauen. Es schildert das verwegene Leben einer Frau aus ärmlichen Verhältnissen, die ihre Frauenkleider mit Männerkleidern tauschte und die engen Grenzen zu überschreiten versuchte, die ihr durch Geschlecht und Stand gesetzt wurden.

Revolution und Emanzipation
Geschlechterordnungen in Europa um 1800
(Literatur – Kultur – Geschlecht, Bd. 31)
Hg. von Katharina Rennhak und Virginia Richter
2004. 304 S. 2 s/w-Abb. Br.
€ 29,90/SFr 52,20
ISBN 3-412-11204-6
Die Erforschung der Geschlechterverhältnisse um 1800 ist Thema dieses Bandes. Autorinnen und Autoren aus unterschiedlichen Disziplinen setzen sich mit den verschiedenen Facetten des Verhältnisses von Geschlecht und Politik auseinander.

Mechthild Fend, Marianne Koos (Hg.)
Männlichkeit im Blick
Visuelle Inszenierungen in der Kunst seit der Frühen Neuzeit
(Literatur – Kultur – Geschlecht. Studien zur Literatur- und Kulturgeschichte. Große Reihe, Bd. 30)
2004. VI, 271 S. 83 s/w-Abb. auf 64 Taf. Br. € 34,90/SFr 60,40
ISBN 3-412-07204-4
Männlichkeit gerät zusehends in den Blick. Nirgends ist der Wandel von Männlichkeitsidealen in den letzten zwei Jahrzehnten so deutlich geworden wie in der Bilderwelt der populären Medien und der Werbefotografie. Das Buch greift dieses aktuelle Thema auf und untersucht Darstellungen von Männlichkeit in der bildenden Kunst von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart.

Ursulaplatz 1, D-50668 Köln, Telefon (0221) 913900, Fax 913911

Böhlau
Köln Weimar
041202

femina politica

Zeitschrift für feministische Politik-Wissenschaft

Heft 2/2004

Geschlechter-perspektiven in der Entwicklungspolitik

Mit Beiträgen von:

Claudia von Braunmühl, Martina Padmanabhan: Geschlechterperspektiven in der Entwicklungspolitik

Essentialisierung durch Gender Mainstreaming? Dialog mit **Annemarie Sancar** über die geschlechterpolitischen Folgen eines Politikinstrumentes am Beispiel des Wassersektors

Anke Täubert: Der Empowerment-Ansatz von Naila Kabeer. Eine Analyse der Lebenssituation der Teepflückerinnen Sri Lankas

Jutta Kühl: Armutsverwaltung für den Staat statt politische Partizipation? Die feministischen NGOs Argentiniens in Zeiten neoliberaler Regierung

Andrea Franz: Zivilgesellschaft und Entwicklungspolitik in Uganda. Wie konfliktfähig sind Frauenorganisationen?

Rita Schäfer: Frauen-Rechtsorganisationen und staatliche Institutionen in Südafrika. Strategien und Limitierungen im Kampf gegen geschlechtsspezifische Gewalt

Birte Rodenberg: Das Recht auf Gleichheit in der Armutsbekämpfung der Entwicklungsinstitutionen: Ansätze für ein neues entwicklungspolitisches Paradigma?

Informationen und Bestellungen
Redaktion *femina politica*
c/o Freie Universität Berlin
FB Politik- und Sozialwissenschaften
Ihnestr. 21, D-14195 Berlin
Email: fempol@gmx.de
www.femina-politica.de

Preise
Einzelheft: 15,- € zzgl. Versandkosten
Abonnement: 31,- bzw. 21,- € ermäßigt
Förderabonnement: 39,- €

Turmhut-Verlag

Michael Graf, Bergstr. 42, 97638 Mellrichstadt
Tel. + Fax: 09776/ 6935
www.turmhut-verlag.de; turmhut@t-online.de

edition GENDER/
Historische Literatur von Frauen

Herausgegeben von
Henriette Herwig und Jürgen Herwig

2004 erschienen:
Bd. 1: Helene Böhlau "Halbtier!"
Bd. 3: Helene Böhlau "Der Rangierbahnhof"

In Vorbereitung:
Bd. 2+4: Elsa Asenijeff
sowie weitere kommentierte
Einzeleditionen von Autorinnen um 1900

IHRSINN

eine radikalfeministische Lesbenzeitschrift **29/04**

Zu bestellen:
Bei Vorauszahlung von 9,– €
auf das Konto Nr. 41 308 792
Sparkasse Bochum, BLZ 430 500 01
(Vollständige Absenderin nicht vergessen!)

IHRSINN e.V.
Schmidtstr. 12 · 44793 Bochum
e-mail: ihrsinn@w4w.net
www.ihrsinn.net

Blinde Lesben können IHRSINN
als Tonkassette bestellen.
(0234) 68 31 94
Bitte weitersagen.

Aus dem Inhalt:

Interview mit IHRSINNs

Margit Hauser:
Ihrsinnig detailliert

Birgit Unger:
Herstory oder History?

Marion Steffens:
Reformierte Gewaltverhältnisse

Jule Blum/Elke Heinicke:
IHRSINN = Frohsinn und Tiefsinn und Feinsinn
Ohne IHRSINN = Unsinn und Trübsinn und Wahnsinn

Gudrun Hauer:
Anfang und Ende

Petra Gehring:
Sargnägelnagelungsverweigerung

Ann Marie Krewer:
Welche wäre ich ohne IHRSINN?

Silke Haarnagell:
16 Jahre Lesbentelefon Bottrop

Madeleine Marti:
Den Sprung gewagt

Christiane Leidinger/Stefanie Soine:
Schlussakkord im patriarchalen Neoliberalismus ...

Das deutschsprachige Medium für feministische Naturwissenschaft und Technik aus Wien

Kory*phäe*

29/2001:
Wissen_schaf(f)t Widerstand

30/2001:
Sicherheit und Risiko

31/2002:
Wem gehört das Wissen?

32/2002:
Alpiner Alltag. Frauen und die Berge

33/2003:
Mädchenjahre

34/2003:
Menschen machen

35/2004:
Stille Wasser? Weite See...

NEU im November 2004:
Heute hier, morgen da.
Mobilität von Wissenschafterinnen und Ingenieurinnen

Die **Kory***phäe* ist das deutschsprachige Medium für feministische Naturwissenschaft und Technik und erscheint zweimal jährlich.
Es gibt in jeder Ausgabe ein Schwerpunktthema, das jeweils aus unterschiedlichen Disziplinen beleuchtet wird. Dazu bietet die **Kory***phäe* Biographien historischer Frauen und persönliche Schilderungen von Berufswegen und Berufssituationen, die ebenfalls in Bezug zum Schwerpunkt stehen. Ergänzt wird dieser inhaltliche Teil durch Buchrezensionen, einen Serviceteil und kleine Meldungen.
Mit dieser Mischung bietet die **Kory***phäe* sowohl Raum für feministische Theoriebildung in den Technik- und Naturwissenschaften an, ist aber auch ein Austauschmedium für alle in diesem Bereich tätigen Frauen. Der Anspruch ist es dabei, wissenschaftliche Themen auch für fachfremde Frauen ansprechend und verständlich zu präsentieren, disziplinübergreifende Ansätze zu pflegen und zwischen natur- und geistes-/sozialwissenschaftlichen Ansätzen zu vermitteln.
Im Serviceteil der **Kory***phäe* werden praktische Berufsinformationen, Freizeittipps sowie Literatur- und Linklisten angeboten. Nicht zuletzt sorgen die Cartoons von Ulrike Rostek für eine lustvolle Lektüre.

Abonnieren Sie die Kory*phäe***!**
Jahresabo: EUR 13,- (Zwei Ausg. inkl. Versand)
Förderinnenabo: EUR 22,- (Zwei Ausg. inkl. Versand)
(Neue Förderinnen bekommen die **Kory***phäe*-Tasche als Dankeschön!)

Kontakt:
koryphaee@fluminut.at
http://flumninut.at/kory

Verein FLuMiNuT
(Frauen, Lesben und Mädchen in Naturwissenschaft und Technik)
c/o E031 (Institut für Technik und Gesellschaft)
Technische Universität
Karlsplatz 13
A - 1040 Wien

das neue heft ist da!

no 87: *tanz*
no 88: *krieg*
no 89: *gebet*
€ 4,80 + Versandkosten

*schlangen*brut

zeitschrift für
feministisch und
religiös interessierte
frauen

postfach 7467
d-48040 münster

fon & fax (02 51) 27 97 98
info@schlangenbrut.de
www.schlangenbrut.de

Eine Tochter aufzuziehen ist wie Wasser, das man in den Sand giesst.

Altes Sprichwort

Weltweit werden Frauen und Mädchen diskriminiert, verfolgt, geschlagen, gehandelt und vergewaltigt.

Frauen wollen in Freiheit über ihr Leben bestimmen – *auch in islamischen Gesellschaften*.

Unterstützen Sie die Menschenrechtsarbeit von TERRE DES FEMMES!

Zeichnung: Nasima Ghulam Moh'd, 8Jahre, afghanisches Flüchtlingsmädchen

TERRE DES FEMMES

TERRE DES FEMMES e.V.
PF 2565, D-72015 Tübingen
Tel.: 07071/79 73-0 · Fax: 07071/79 73-22
e-mail: tdf@frauenrechte.de
www.frauenrechte.de

Spendenkonto 881 999
KSK Tübingen • BLZ 641 500 20

Übersicht über die bisher erschienenen Titel:

1/95 Frauen und Wahnsinn (vergriffen)

2/95 Frauenräume (168 Seiten), 7,50 €

1/96 Frauenalter – Lebensphasen (140 Seiten), 7,50 €

2/96 Frauen – Bildung – Wissenschaft (136 Seiten), 7,50 €

1/97 Frauen und Körper (130 Seiten), 7,50 €

1/98 Frauen und Mythos (302 Seiten), 10,– €

2/98 Utopie und Gegenwart (237 Seiten), 10,– €

1/99 *Cross-dressing* und Maskerade (vergriffen)

2/99 Feminismen – Bewegungen und Theoriebildungen weltweit (304 Seiten), 10,– €

1/00 Beziehungen (310 Seiten), 10,– €

11 Perspektiven feministischer Naturwissenschaftskritik (312 Seiten), 10,– €

12 Dimensionen von *Gender Studies*, Band I (322 Seiten), 10,– €

13 Dimensionen von *Gender Studies*, Band II (391 Seiten), 10,– €

14 *Screening Gender* – Geschlechterkonstruktionen im Kinofilm (347 Seiten), 12,50 €

15 Entfesselung des Imaginären? – Zur neuen Debatte um Pornografie (397 Seiten), 12,50 €

16 Arbeit und Geschlecht (297 Seiten), 12,50 €

Jeweils zzgl. Versandkosten (bei einem Bande 1,50 €, ab zwei Bänden 3,– €).

Die Ausgaben 2/95, 1/96, 2/96 und 1/97 kosten bei Erwerb von zwei und mehr Bänden jeweils nur 5,– €.

Der Bezugspreis pro Band beträgt im Abonnement 11,– € zzgl. Versandkosten.

Bei einem neuen Abo gibt es als Begrüßungsgeschenk einen der älteren Bände umsonst mit dazu.

Manuskripte:

Rich Text Format, als Attachment oder Diskette & zweifacher Ausdruck, Aufsätze inklusive Literaturliste maximal 50 000 Zeichen, Rezensionen maximal 7 000, besser 5 000 Zeichen. Bitte Stylesheet mit verbindlichen Vorgaben anfordern.